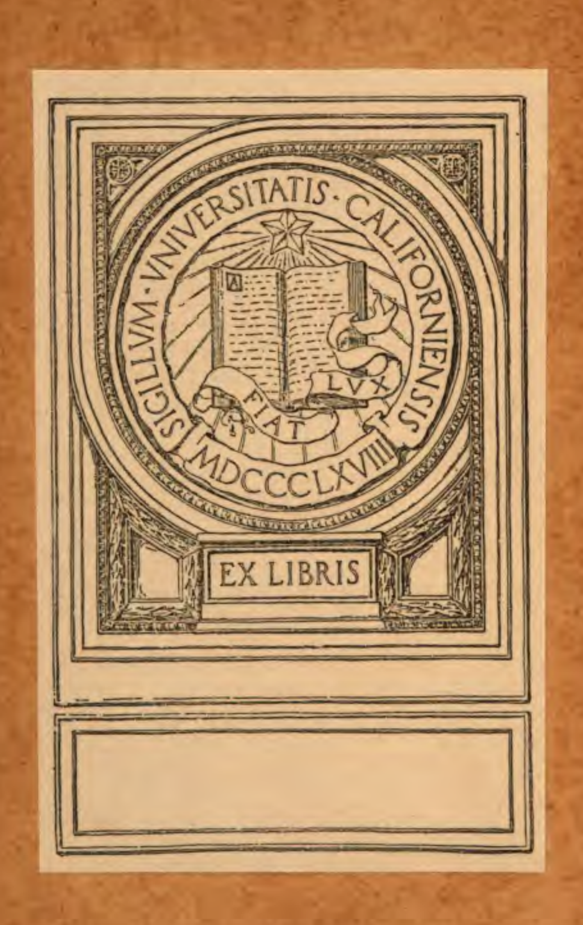

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



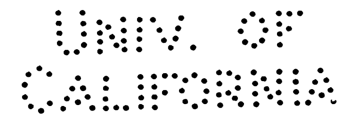
Historische Essays.

Von

J. M. R. Aresin-Fatton,
k. und k. Major a. D.



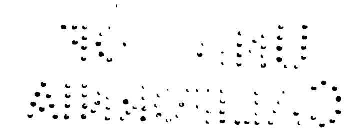
Wien.
Druck und Commissions-Verlag von Carl Gerold's Sohn.
1894.



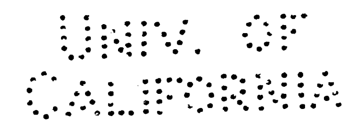
Bonaparte in Italien

April 1796.

Correspondance de Napoléon I. publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Tom. 1.



Erschien in der österr. Revue, Jahrg. 1863.



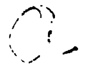
Auguste mit César au nombre des dieux et lui dédia un temple: le temple a disparu, les Commentaires sont restés.

So leitet die Commission, welcher Napoleon III. die Veröffentlichung dieser Correspondenz anvertraut hat, ihren Bericht an den Kaiser ein. Ohne Zweifel schließen diese geistreichen Worte eine große Wahrheit ein. Die Trümmer der Vendôme-Säule können unter Moos und Epheu verschwinden; das Denkmal jedoch, welches der gegenwärtige Kaiser durch diese Veröffentlichung seinem Oheim setzte, wird sich erhalten, so lange den Erdball ein Volk bewohnt, welches die Vergangenheit ehrt.

Schade, daß die unstreitig große Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt, durch die Beschränkungen verstümmelt ist, welche der Redactionsplan Kaiser Napoleons III. auferlegt hatte; schade, daß die Veröffentlichung sich mit einer Verherrlichung Napoleons I. begnügen, und wie alle großen und kleinen Actionen des gegenwärtigen Kaisers einem vorübergehenden politischen Zwecke, der Einwurzelung seiner Dynastie durch Entfaltung des blendenden Genies ihres Begründers dienen will. Die Correspondenz soll eben nur ein Denkmal werden von vergoldeter Bronze. Daß selbst der kaiserliche Redacteur die Vergoldung nöthig hielt, wird künftigen Generationen nur Grund zu Mißtrauen geben und die Ursache einer vielleicht wenig gerechtfertigten Berücksichtigung der zahllosen Schmähschriften sein, an denen das Zeitalter Napoleons I. so reich gewesen ist.

Mit großer Rücksichtslosigkeit gegen jeden Anderen, läßt die veröffentlichte Correspondenz alles Licht, alles Verdienst, alle Glorie genialer Größe nur auf ein einziges Haupt fallen. In solcher Gestalt ist sie nichts als ein großes Loblied, dem großen Manne gesungen, aus welchem jedwede Dissonanz und jeder häßliche Schrei ausgemerzt worden ist. Nur jene Correspondenzen, welche in den 10.000 Werken,

1*



die zu diesem Ende von der Redactions-Commission durchsucht worden sind, den Weg in die Oeffentlichkeit schon früher gefunden, haben schlechterdings darin Platz finden müssen. Doch auch in dieser Richtung stößt man auf erhebliche Auslassungen. So wird darin, um nur Eines anzuführen, die berühmte Instruction Napoleons an einen seiner Hauptspione, die 1805 durch englische Zeitungen veröffentlicht worden ist, gleichfalls vermißt. Gleichermaßen sagt die Commission, daß Briefe des vertraulichen Familienlebens, dem Redactionsplane nach, in der Sammlung nicht Platz finden konnten. Dennoch enthält gleich die erste Hälfte des ersten Bandes deren genug an Joseph Bonaparte, freilich wieder Paradestücke vertraulicher Art und nur aufgenommen, um den vergötterten Heroen auch in den Farben menschlich schöner Empfindungen schillern zu lassen.

Die weitaus überwiegende Mehrzahl von Briefen dieser Sammlung sind Entschlüsse, Thaten. Die Kraft, Elasticität, Entschlossenheit, schöpferische Fruchtbarkeit Napoleons tritt aus dem Ganzen scharf und deutlich hervor, sein Charakter, seine Gefühlsweise erscheinen in verschwommenem Umriß. Die Eigenthümlichkeit seines Genies ist darin viel klarer ausgeprägt als die Eigenthümlichkeit seines Gemüthes.

Es ist keine Schande, geschlagen zu werden; auch die größten Feldherren sind geschlagen worden. Doch aus seiner Niederlage nichts zu lernen, das ist Schande; denn es beweist, daß man sie verdient. Kein Volk Europas trifft dieser Vorwurf weniger als das französische, und keines hat seit Zeiten besser seine Niederlagen benützt, um aus denselben die Kunst des Sieges zu lernen. Die rücksichtslose Veröffentlichung solcher Correspondenzen hat dazu als erstes Mittel gedient. Dem Franzosen gilt die Sache mehr als die Persönlichkeit, das Staatsinteresse mehr als die Rücksicht auf Jene, welchen die Pflege desselben anvertraut ist. Zwar konnten erlittene Niederlagen durch keinen Eifer und keine Aufopferung in erfochtene Siege verwandelt, wohl aber künftige Niederlagen vermieden werden, sobald erkannt worden war, was sie verschuldet hatte. Die militärischen Correspondenzen Marcin's, Tallard's, Villeroy's ꝛc. wurden, zum Theile wenigstens, sogar bei Lebzeiten dieser Feldherren veröffentlicht. Indem so die Armee selbst und jeder Denkende zum Richter der kriegerischen Leistung wurde, kamen die Mängel des Heerwesens zum allgemeinen Bewußtsein und fanden Abhilfe, sobald in der Verwaltung die indolente Generation einer fähigeren und patriotischeren Platz gemacht.

Von diesem Standpunkte aus ist die Correspondenz Napoleons I. ein ungemein nützliches Buch; nicht nur für den Franzosen, sondern für jeden Militär, der den Ehrgeiz besitzt, die Geheimnisse seines Metiers zu ergründen.

In jedem Fache menschlichen Wirkens ist das Wissen vom Können durch eine weite Kluft getrennt, aber in keinem ist dieselbe größer als zwischen militärischem Wissen und kriegerischem Können, zwischen Idee und That. Die Bücher über Kriegskunst sind zwar im Stande, die Wissenschaft, die Theorie des Krieges zu lehren; das Studium der Napoleonischen Correspondenz lehrt außerdem noch einige sehr wesentliche Handgriffe der Kunst. Es ist der große Meister selbst, der seinem Schüler darin entgegentritt in seiner Werkstätte, mit all' seinen Kunstgriffen und mit dem ganzen Arsenal seiner großen und kleinen Mittel. Er lehrt ihn nicht nur die Waffen kennen, deren sein Genius sich bediente, er lehrt ihn auch die Art ihrer Anwendung, seine Technik und Methode.

Diese Bedeutung der Napoleonischen Correspondenz beschränkt sich aber keineswegs auf einen einzigen Beruf, auf eine einzelne Thätigkeitssphäre des öffentlichen Lebens, sie umfaßt alle, in oberster Instanz und weitester Bedeutung. Wie unter den „Geheim- und Sympathiemitteln des alten Schäfers Thomas" Recepte zu finden sind, chinesische Tusche zu bereiten und Kartoffeln im April zu ernten, vor Gericht Recht zu behalten und gute Leghennen zu erkennen oder das verlorene Gehör zu erlangen: so kann der Administrator, der Seemann, der Politiker, der Finanzmann, der Polizist, der Diplomat aus dieser Briefsammlung sich eine Fülle vortrefflicher Principien ableiten. Sie ist für Jeden und für Alles anwendbar, was mit dem öffentlichen Leben und Wirken zusammenhängt.

Die Sammlung wird gegen 60.000 Briefe, Befehle, Reden, Proclamationen, Bulletins u. s. w. bringen. Der erste Band enthält deren 1018, davon einige von größerem Umfange. Das erste Schriftstück dieses Bandes datirt vom 25. October 1793 von Toulon, wo Bonaparte die Belagerungs-Artillerie befehligte; das letzte vom 24. September 1796 aus Mailand, wohin er nach der Schlacht von St. Giorgio bei Mantua zurückgekehrt war.

Der Stil ist mehr hastig, barsch und trotzig, als im wahren Sinne bündig und gedrängt, doch überall kurz und energisch, wie das Wort eines Befehlshabers. Er spart mit seinen Worten mehr als

er mit seinem Gelde gespart hat. Er gebraucht davon gerade nur so viel, als unumgänglich ist, seinen Gedanken nothdürftig einzukleiden. Dieser bleibt durchsichtig in allen Theilen und wird nirgends von seiner Hülle erdrückt. Stracks geht er stets auf sein Ziel los, ohne Vorrede und Compliment, und was er spricht, ist so fest und sicher gedacht, daß man es greifen zu können glaubt, so fest und bestimmt begrenzt, als wäre es in Erz und Marmor gegraben. Diese Art zu sprechen, ist ihm so sehr Bedürfniß, daß ihm die Fesseln unleidlich werden, die seinen Phrasen bisweilen der Geist der Sprache auferlegt. In solchen Fällen thut er ihm ohneweiters Gewalt an und zwingt die widerstrebende Sprache in seine eigenen energischen Formen hinein. Der trockenen Begrenzung seines Gegenstandes bleibt er in der Regel getreu. Nur selten schmuggelt sich ein Tendenzsprüchlein verstohlen ein, das, wenn auch strenge nicht zum Gegenstande gehörend, doch aus demselben entsprungen, wie ein Blitzstrahl plötzlich Alles um sich erhellt. — Les trois quarts des hommes ne s'occupent des choses nécessaires que lorsqu'ils en sentent le besoin; mais justement alors il n'est plus temps, oder: l'avenir est à mépriser pour l'homme qui a du courage. Wenn Bonaparte jedoch erzählt, wird sein Stil mitunter affectirt und unangenehm. Er reißt wie ein Wirbelwind den Leser über eine Masse von Gegenständen hinüber, die man nur im Fluge, auf kurze Augenblicke und in dem allgemeinsten Umriß erhaschen kann. Les Anglais seront obligés de s'embarquer sous peu de jours. Pichegru prépare le passage du Rhin. La Vendée proprement dite est tranquille. Les chouans ne commencent qu'au nord de la Loire. L'on dit la paix avec l'Espagne imminente. Les Hollandais paraissent chauds amis de leur révolution etc.

Charakteristisch ist die Stärke des Autoritätsbewußtseins, die schon aus seinen ersten Briefen spricht. Der Begriff des Staates ist mit seinem individuellen Bewußtsein bereits so verwachsen, daß die Autorität der Person von jener des Wächters der öffentlichen Interessen unzertrennlich scheint. Er kann sich den Staat nicht anders denken als mit Bezug auf sich, und sich nicht anders denn als rücksichtslosen Vertreter des Staates. Seine Worte scheinen ein Gewicht zu haben, als wenn ganz Frankreich bereit stände, deren Autorität zu bestätigen. Personne ne doit savoir le degré d'approvisionnement des places, schreibt er als Artilleriechef, que le Gouvernement, le général en chef et moi. Sogar der Ton, den er gegen die höchsten Staats-

behörden anstimmt, ist nicht weniger gebieterisch als er es später wurde, nachdem ihn das Bewußtsein von vierzig gewonnenen Schlachten und einem halben Dutzend zertrümmerter Staaten gehoben hatte. Il est urgent — schreibt er als neubeförderter Brigade-General an den Wohlfahrtsausschuß — de mettre de l'ordre dans les dépenses de la guerre relatives à l'artillerie et au génie; l'on emploie des sommes immenses pour faire du très-mauvais ouvrage. Il faut aussi que les généraux d'infanterie n'ordonnent aucune réparation, parcequ'ils sont toujours trompés et, n'entendant rien à nos travaux, ils prêtent l'oreille à des faiseurs d'affaires. Man möchte glauben, es sei ein Staatschef, der seinen Ministern befiehlt. Man empfindet deutlich heraus, wie fest der Schreiber überzeugt gewesen, daß alle Männer, die mit gleicher Liebe die Sache Frankreichs umfaßten, seinen Brief mit unterschreiben würden.

Obwohl der erste Band dieser Correspondenz die Periode des raschen Aufsteigens Bonaparte's umfaßt, so erhält man an neuen Aufschlüssen darüber nichts, was man nicht schon wüßte. Nicht einmal auf den Proceß seiner inneren Entwickelung fällt daraus merkliches Licht.

Wenn es bei einem Charakter wie Bonaparte möglich wäre, von tiefen politischen Ueberzeugungen zu sprechen, so könnte man sagen, daß die Entwickelung dieser Ueberzeugungen das Einzige sei, das in seinem Werden und Wandeln sich bis zu einer gewissen bleibenden Reife verfolgen läßt. Doch bei ihm stand es in dieser Beziehung auf's Haar wie bei der überwiegenden Mehrheit anderer Menschen. Seine politischen Ueberzeugungen waren ihm, was Kleider und Schuhe sind. Er richtete sich dieselben zu, nach seiner eigenen Constitution, nach seinem eigenen Alter und Bedürfniß, weit oder eng, einfach oder verschnörkelt, je nach der Mode und Saison. Sein wahres politisches Gewissen lag bei seinem persönlichen Interesse. 1793 war er ein exaltirter Republikaner und schrieb sein Souper de Beaucaire. Aber der aufmerksame Leser findet, daß der Schreiber eher ein tiefdenkender Politiker, denn ein enthusiastischer Republikaner gewesen ist. Im Herbste 1795 schwärmte er für die Constitution vom Jahre III; aber am 18. Brumaire riß er sie nieder und brachte jene Principien wieder zur Herrschaft, die er in den Straßen von Paris am 13. Vendémiaire zusammengeschossen hatte.

Die Facultäten seines Kopfes scheinen sich plötzlich und in ganzem Umfange entfaltet zu haben, als er zu einem gewissen Selbst-

bewußtsein gelangte. Diesem Processe kam die Aufregung der Revolutionsepoche zu statten, wie die schwüle Hitze eines Treibhauses der Entwickelung von Pflanzen. Bei Bonaparte schien derselbe sozusagen über Nacht stattgefunden zu haben. Mit 24 Jahren erscheint er in Toulon bereits so fertig und vollendet, als mit 27 Jahren an der Spitze seiner Armee, und der ganze Unterschied scheint nur in dem erweiterten Wirkungskreise zu liegen. Sein Auge hatte schon damals ebenso scharf gesehen und sein Urtheil ebenso richtig geführt, nur daß mit jedem Jahre Auge und Urtheil über weitere Kreise schweifte. Die Natur hatte sich, wie sie zuweilen manchem Menschen selbst die normale Summe von Kraft zu versagen pflegt, die unentbehrlich ist, des Lebens Last selbständig zu tragen, eben in einer ihrer bizarren Launen gefallen, auf dies eine Dasein das Füllhorn ihrer Gaben in so verschwenderischem Maße auszuschütten, daß eine Frist erstarkender Entwickelung nicht einmal nothwendig schien. Man kann deshalb nicht sagen, Bonaparte sei mit seinen Stellungen gewachsen: denn als er zum Selbstbewußtsein kam, schien er für die größte groß genug. Alle secundären Positionen blieben tief unter ihm und in auffälligem Mißverhältniß zu seiner mitgebrachten Kraft. Was aber, je weiter die Epoche Napoleons I. in die Vergangenheit zurücktritt, umsomehr Staunen erregen muß, das ist die Höhe des merkwürdigen Fluges, welchen von einer sehr bescheidenen Basis zu erreichen seinem Geschicke verstattet worden war. Alexander, Cäsar, Gustav Adolph und Alle, die ihr Zeitalter durch Waffengewalt aus seinen Angeln gehoben, hatten in ihrer Geburt die Stützpunkte für die Hebel ihres Ehrgeizes gefunden. Bonaparte besaß nichts davon. Als Sohn eines armen und unbedeutenden Landedelmannes geboren, ragte er durch keine einzige der mitgebrachten Bedingungen über die Masse heraus. Nur um dahin zu kommen, woher Jene begonnen haben, hatte er einen weiten Weg zurückzulegen. Daß er diesen Weg so rasch gemacht, das ist, was an seiner ganzen Laufbahn die meiste Verwunderung erregt. Nicht die Fahrt nach Amerika, sondern die Beschaffung der Schiffe war die größte Schwierigkeit, als Columbus die Welt zu erweitern gedachte. In dieser Beziehung hatte für Bonaparte Glück und Zufall in überreichem Maße ersetzt, was angeborene Begünstigung versagt hatte. Um seine Laufbahn zu ermöglichen, war ein Zusammenfluß so außerordentlicher Umstände erforderlich, wie sie vielleicht in tausend Jahren sich in einer solchen Combination nicht wieder zusammenfinden werden. Ihn

selbst hatten seine Erfolge nicht weniger als jeden Anderen überrascht, und noch auf St. Helena war er bescheiden genug, einzugestehen, daß er sein merkwürdiges Glück theilweise diesen Umständen verdanke. Als solche anerkannte er den frühzeitigen Tod seines Vaters, der dem Sohne die Freiheit ließ, beim Ausbruch der Revolution seiner persönlichen Gesinnung zu folgen; sein Alter, welches ihm den Convent verschloß und ihn zur Treue gegen seinen militärischen Beruf zwang; die Armuth und Bedeutungslosigkeit seiner Familie, die ihn vor Proscription schützten, die große Zahl seiner Geschwister, die ihm mannigfach nützlich geworden sind; seine Heirath mit Madame Beauharnais, Tallien's anmuthiger Freundin, die ihn zu einer einflußreichen Partei in Beziehung brachte, bis auf seinen italienischen Namen und Ursprung herab, die ihm die Versöhnung Italiens erleichterten.

Der beiden Hauptbedingungen seines Glückes hatte er jedoch merkwürdigerweise nicht gedacht.

Der gesellschaftliche Bau eines jeden Staates setzt in gewöhnlichen Zeiten dem raschen Emporkommen des Talentes, das sich weder auf große Familienverbindungen noch auf große Reichthümer stützen kann, schwer zu überwindende Hindernisse entgegen. Das Bewußtsein des höheren Berufes, der treibende innere Impuls läßt zwischen dem Talente und dem minder Begabten bald einen so großen Unterschied entstehen, daß schon die bloße Existenz desselben zum Tadel und Vorwurf für den Letzteren wird. So wird kraft eines Naturgesetzes die Indolenz der Masse zum geborenen Gegner des Talentes und beginnt mit diesem einen Kampf, welcher nur allzu häufig die schönsten Federn aus dessen Flügeln reißt. Andererseits lassen ruhige Zeiten auf der Stufenleiter der höheren Wirkungskreise keine Sprünge zu. Strenge ist der Weg vorgezeichnet, den zu diesen Jedermann zu nehmen hat, und welchen, ohne Ungerechtigkeit gegen Andere, Niemand abzukürzen vermag. Je höher dieser Wirkungkreis, desto weiter ist dieser Weg, und wer einfach als bloßer Handlanger zu beginnen im Stande war, der wird in der Regel schon eine Menge Kraft, Wärme, Rührigkeit und Enthusiasmus verloren haben, bevor er Meister geworden ist. Je starrer eine Staatsgesellschaft organisirt ist, um so schwieriger wird es selbst dem berechtigten Talente, sich zu einem entsprechenden Wirkungskreise Bahn zu brechen. Auch in England ist es nicht anders, und daß dem so sei, scheint geradezu ein Erforderniß für das Bestehen der Staatsgesell-

schaft selbst. Um zu existiren, bedarf dieselbe unter regelmäßigen Verhältnissen bloß eines Mittelmaßes von Kraft, Tüchtigkeit und Talent. Ist sie zu locker organisirt, so kann sie in Gefahr kommen, durch das himmelanstürmende Talent von Innen zersprengt zu werden; ist sie dagegen zu starr organisirt, so sinkt die für den Staat thätige geistige Kraft leicht unter das Mittelmaß herab und dieser geräth in Gefahr, von Außen bedroht, beschädigt oder gesprengt zu werden. Um unter normalen Verhältnissen durchzudringen, muß das Talent, wie Suwarow in seinen jüngeren Jahren, zugleich die seltene Tugend besitzen, seine Tüchtigkeit sich verzeihen zu machen und Anerkennung und Wirkungskreis sich zu erobern Schritt für Schritt, wie im Belagerungskriege.

Diese Tugend hat Bonaparte weniger besessen, wie jeder andere Sterbliche. In jeder Stellung seines successiven Emporkommens fühlte er sich nach und nach so unbehaglich, als steckte er in engen Kleidern und Schuhen. Gewaltsam suchte er sie zu erweitern und that es so in einer jeden, bis er endlich auf dem Throne saß, um auch von da aus in welterschütternder Bewegung dem expansiven Drange seiner Natur zu folgen. Tausende von Menschen, in denen der Trieb nach Schaffen und Handeln stärker entwickelt ist, pflegen in der Regel niedrigere Wirkungskreise zu usurpiren; Bonaparte usurpirte in entgegengesetzter Richtung. Vor Toulon nahm er als Bataillonschef dem Artillerie-General Duteil zuerst den Wirkungskreis, später drängte er ihn vollends aus seiner Stellung, und als 1794 Dumerbion ihn an die Spitze der Artillerie der Armee stellte, nahm er dem Chef des Generalstabes, Divisions-General Gaultier, den Wirkungskreis, ja er nahm ihn selbst dem General en chef und verstand es, aus seiner untergeordneten Stellung heraus, die Armee nach seinen Ideen marschiren und kämpfen zu lassen. Allenthalben war er ein wahres Kuckucksei, und Jene, die es ausbrüteten, waren stets die ersten, die darunter litten; sogar die Republik, die ihn an ihren Brüsten groß gesogen, hat er endlich erwürgt, um sie zu beerben. In jedem Staate mit einer gewissen Consistenz in der Gliederung seiner Gesellschaft hätte Bonaparte mit diesem unüberwindlichen Drange, aus dem Niveau der Masse herauszutreten, Schiffbruch gelitten. Aber gerade zur Zeit der Revolution war Tugend geworden, was ihn sonst mit Verbitterung erfüllt und zu Grunde gerichtet hätte. Die Revolution hatte die alten Traditionen, die alte Gesellschaft niedergerissen; sie hatte den alten Staat völlig desorganisirt, um ihn von Neuem und aus neue Stoffe aufzubauen.

Von dem alten Staatsbau war kaum mehr übrig geblieben als die Namen der Aemter und Würden. In der Verwaltung, in der Diplomatie, im Kriegswesen stand ein Volk von Neulingen, welches in dem allgemeinen Wettlauf nach den Ehren und Würden des Staates, wie die Revolution selbst, kein anderes Recht anerkannte und für sich in Anspruch nahm, als das Recht des Stärkeren und Gewandteren. Bei diesem allgemeinen Concurse machte sich die Mittelmäßigkeit zuerst in allen Aemtern breit. Die mittelmäßige Leistung der ganzen Staatsmaschine war die natürliche Folge. Da fuhr der Convent mit seinem System des Schreckens dazwischen und beschleunigte den Ablauf eines sonst ziemlich langsamen Processes. Die dünkelvolle Mittelmäßigkeit wurde von dem Hauche hinweggefegt, der von der permanenten Guillotine herunterwehte; die klügere Mittelmäßigkeit zog das Talent an sich und strebte die eigene Unzulänglichkeit durch fremde Kraft zu stützen. So kam das Talent rasch an die zweiten Plätze. Doch im Bewußtsein, daß nun Jedermann gerade so viel gelten könne, als er persönlich werth sei, nahm es bald seine Leistung als sein Eigenthum in Anspruch und forderte seinen Lohn. So waren die Hoche's, die Marceau's, so war Bonaparte und die Mehrzahl der Emporkömmlinge jener Zeit in selbständige Stellungen gelangt, und in diesen konnte bei der Vielköpfigkeit einer wechselvollen Regierung Jeder so weit gehen, als seine Kraft reichte und so weit Glück und Gewandtheit ihn vor den zahlreichen Klippen bewahrte, die auch damals den Gang des Genies umlauerten. Ein solcher Uebergangszustand, in welchem die alte Gesellschaft völlig aufgelöst und die neue noch nicht gebildet war, ist als die unumgängliche äußere Grundbedingung des raschen Emporkommens Bonaparte's anzusehen. Im heutigen Frankreich, wo neue Traditionen wiedererstanden sind, eine neue Gesellschaft sich gebildet hat, Männer für die Aemter und Stellen herangewachsen und mit den Aemtern und Stellen gealtert sind, würde Bonaparte möglicherweise als unzufriedener Frondeur nach Cayenne oder Lambessa verschickt worden sein.

Eine andere Begünstigung war, daß Bonaparte in ganz jungen Jahren und als sein Wesen noch eines vollen Schwunges fähig war, in Stellungen gelangte, die eine unbeschränkte Entfaltung desselben erheischten oder mindestens begünstigten. Nichts war in der harmonischen Entwickelung seines Inneren schon gebrochen oder verwelkt; nichts war schon steif und starr geworden in dauernder Unthätigkeit und Bequem-

lichkeit, und sein ununterbrochenes Wirken in immer erweiterten Kreisen erhielt jede seiner Eigenschaften in Uebung und bleibender Beweglichkeit. Er genoß in dieser Beziehung den ganzen Vortheil Jener, die, auf den höchsten Höhen des Menschendaseins geboren, mit der vollen Spannkraft kraftstrotzender Jugendlichkeit sich großen Aufgaben gegenüber an die Spitze von Heeren und Staaten gestellt sahen und mit der Größe ihrer Aufgaben selbst zur Größe emporwachsen konnten, wie Alexander, Gustav Adolph, Friedrich II., Erzherzog Carl. Hätte Bonaparte 10—15 Jahre in der Stellung eines Hauptmannes, 8 Jahre in der Stellung eines chef de bataillon, und zwar unter ruhigen Verhältnissen verbracht, wäre er mit 60—70 Jahren an die Spitze der italienischen Armee getreten, er hätte wahrscheinlich auch nur einen bescheidenen Bruchtheil jener glänzenden Eigenschaften in diese Stellung gerettet, mit denen er dort 1796 debutirt hat.

Der Drang, sich vor seines Gleichen hervorzuthun, war bei Bonaparte so unwiderstehlich, daß ihm schließlich jedes Mittel angemessen dünkte, wenn es ihn nur vorwärts zu bringen versprach. Erst bittere Erfahrung hat ihn besserer Wahl belehrt. Einmal brachte ihn sein Ehrgeiz in große persönliche Gefahr, ein andermal belud er ihn mit Scham und lebenslanger Reue. Im Juli 1794 hatte ihn, noch als er bei der Artillerie in Italien diente, der Volksrepräsentant Ricord nach Genua geschickt, um die Werke und die Armirung dieser Festung, sowie die geheimen Pläne der genuesischen Regierung auszukundschaften. Sein Streben, sich unentbehrlich zu machen, war größer als sein Stolz, sich zum Spion herzugeben. Während er aber in Genua noch weilte, war am 9. Thermidor die Regierung Robespierre's gefallen, und Albitte und Salicetti hatten bei der Armee die terroristischen Volksrepräsentanten Ricord und Robespierre d. J. ersetzt. Sei es, daß in der Verwirrung, die dem Systemwechsel zeitweilig folgte, die neuen Repräsentanten die Befehle ihrer Vorgänger nicht kannten, sei es, daß Neid, Eifersucht und mannigfach verletzte Eitelkeit, welche Bonaparte's im Hauptquartier vorherrschender Einfluß zu einem feindseligen Bündniß vereinigt hatte, jene Mission ausbeuteten, den ehrgeizigen Artillerie-General zu verdächtigen und dessen Sendung als gegen die Interessen der französischen Republik gerichtet darzustellen — Thatsache ist, daß Salicetti, Bonaparte's Landsmann, und Albitte am 6. August zu Barcellonette den Beschluß faßten, ihn provisorisch von seiner Dienstleistung zu entheben, considérant, que le général Buonaparte a totalement

perdu leur confiance par la conduite la plus suspecte et surtout par le voyage qu'il a dernièrement fait à Gênes. — Il sera mis en état d'arrestation et traduit au Comité de salut public à Paris sous bonne et sûre escorte. Er wurde nach Antibes geschafft, wo er durch 14 Tage im Fort Carré als Gefangener saß. Eine sehr eindringliche Vorstellung an die Volksrepräsentanten, die er seinem Adjutanten, Lieutenant Junot, in die Feder dictirte*), sowie die Prüfung seiner Papiere, die viel eher den Beweis lieferte, daß blos ungemessene Ambition im Dienste der Republik ihn jene feine Linie hatte überschreiten lassen, welche in solchen Fällen sonst Grad und Charakter vorzuzeichnen pflegen, — führte ihn am 20. August in seine frühere Stellung wieder zurück.

In dieser blieb er nur mehr kurze Zeit. Das republikanische Kriegswesen wurde reorganisirt. Die neuen Gewalthaber setzten ihn bei dieser Gelegenheit auf die Liste der Infanterie-Generale mit der Verwendung gegen die Chouans der Vendée. Der Wohlfahrtsausschuß begründete diese Versetzung mit dem Dienstalter Bonaparte's als Artillerie-General, in Wahrheit jedoch scheute er dessen vorgeschrittene politische Gesinnungen, deren er als Freund der beiden Robespierre's und als Autor des Souper de Beaucaire verdächtig war. Bei der bevorzugten Stellung, welche die Artillerie in der Armee genoß und in Frankreich noch heute genießt, betrachtete Bonaparte diese Anstellung als eine Art Degradation und die Vendée als einen seiner unwürdigen Schauplatz. Er lehnte dieselbe ab und der Wohlfahrtsausschuß schickte ihm ohne Weiteres seine Absetzung zu. Le Comité du salut public arrête, que le général de brigade Buonaparte sera *rayé* de la liste des officiers généraux employés, attendu son refus de se rendre au poste qui lui a été assigné.

In dieser Epoche fühlte sich Bonaparte außerordentlich unglücklich. Aus seiner Laufbahn herausgerissen, sah er sich mit all' seinem Feuereifer zur Unthätigkeit verdammt und wieder in das Nichts zurückgeschleudert, dem er kaum zu entsteigen begann. Unmuth und Verbitterung vergifteten sein Herz. Gewaltsam suchte er seinen Sinn von öffentlichen Dingen abzuwenden, sich selbst zu leben, ja sich zu ver-

*) Sie wurde von der Redactions-Commission in die Sammlung ebenfalls nicht mehr aufgenommen und findet sich mit den diese Angelegenheit betreffenden Schriftstücken bei Bourrienne.

heirathen; aber gewaltsam trieb ihn sein innerer Drang denselben wieder zu. Während der Ereignisse des 1. Prairial, die der Pöbelherrschaft ein Ende setzten, verweilte er in Châtillon-sur-Marne beim Vater Marmont's, seines früheren Adjutanten in Italien, und wartete eine gewisse Klärung der Dinge ab, um nach Paris zurückzukehren. Dort beabsichtigte er sich in Geduld zu fassen, bis die Ereignisse andere Männer zur Macht gebracht haben würden. Einige Wochen blos war er diesen Zustand zu ertragen im Stande. Von Thatendurst verzehrt und müde, in der Dunkelheit zu bleiben, legte er dem Wohlfahrtsausschuß den Plan vor, ihn mit 5—6 Officieren seiner Wahl in die Türkei zu senden, die Artillerie des Großherrn zu organisiren. Salicetti, den er sich seit der Arrestation zum Freunde gemacht, Barras, Fréron, Mariette, Permon, Doulcet und andere Männer, die damals durch Stellung und Einfluß hervorragten, gehörten zu seiner täglichen Gesellschaft. Er machte jedoch den Führern aller Parteien den Hof. Tu ne dois avoir, quelque chose qui arrive, rien à craindre pour moi, schrieb er am 6. September an seinen Bruder Joseph; j'ai pour amis tous les gens de bien de quelque parti et opinion qu'ils soient. Mariette est extrêmement zêlé pour moi: tu connais son opinion. Doulcet, je suis très-lié avec lui; tu connais mes autres amis d'une opinion opposée. — Das war in einer Epoche dauernder Umwälzungen gewiß die praktischeste Politik eines Ehrgeizigen, der bei jedem Wechsel zu steigen, mit jedem Winde vorwärts zu kommen fest entschlossen war. Durch den Einfluß dieser Männer erhielt er, statt der erbetenen Mission in die Türkei, eine Anstellung im topographischen Bureau, welches damals den Krieg der französischen Republik im Großen leitete. Zahlreiche Denkschriften und Instructionen, für die italienische Armee ausgearbeitet, bezeichnen die Thätigkeit Bonaparte's auf diesem Posten.

Jene Beziehungen zu den leitenden Männern der Epoche und sein Auslauern nach jedem Anlaß, der geeignet schien, ihn aus der Menge hervortreten zu machen, hatten ihm am 13. Vendémiaire eine hervorragende Rolle verschafft. Das Blut der zusammengeschossenen Section Le Pelletier hatte zwar die Keime seines unerhörten künftigen Glückes befruchtet, aber den scharfen Stachel des Vorwurfes in seinem Herzen zurückgelassen. Er hat später seinen Vertrauten wiederholt versichert, ganze Jahre seines Lebens hingeben zu wollen, wenn es möglich wäre, diese Erinnerung daraus zu reißen. Nun ward er rasch

nach einander Divisions-General der Artillerie und General en chef der Armee des Inneren.

Bonaparte hatte sich schon im Sommer 1795 mit Heirathsgedanken getragen, und am 5. September an seinen Bruder Joseph geschrieben: „Si je reste ici, il ne serait pas impossible, que la folie de me marier ne me prît. Je voudrais à cet effet un petit mot de ta part là-dessus; il serait peut-être bon d'en parler au frère d'Eugénie; fais-moi savoir le résultat, et tout est dit. — Damals wollte er der Schwager seines Bruders werden; später hat er dessen Ehe mit Désirée Clary für ungiltig erklärt. Dieses Arrangement hatte sich, es scheint am Widerstande der Familie Clary, zerschlagen, und er heirathete am 9. März Madame Beauharnais, welche ihm als Aussteuer das so heiß herbeigesehnte Commando der italienischen Armee brachte. Es war die glänzendste Partie, die er von diesem Gesichtspunkte damals in Frankreich hätte machen können. Dies Commando zu erhalten, haben übrigens die Verbindungen mit Barras und namentlich mit dem ehemaligen Bischof von Autun — Talleyrand — fast ebenso viel beigetragen, welch' letzterer mit seiner ebenso bekannten als merkwürdigen Divinationsgabe den Genius geahnt hatte, der in dem jungen General wohnte.

Seit Bonaparte Italien verlassen, war sein Blick unverwandt auf die Armee in der Riviera gerichtet geblieben. Italien war das Land seiner Sehnsucht und seiner Wünsche, und die im Winter 1794 erduldete Zurücksetzung war ihm vor Allem hart erschienen, weil sie ihn aus Italien riß. Er kannte die italienische Armee der Republik in ihrem Geist und Charakter, in ihren hervortretendsten Persönlichkeiten und in ihrem Wünschen und Sehnen; er kannte den Kriegsschauplatz und das gegenüberstehende österreichische Heer. Dort hatte sein kriegerischer Genius seinen ersten Flügelschlag versucht und bei diesem Versuche die Kraft seiner Schwingen ahnend erkannt. Niemals, seit die französische Armee in der Riviera zu Felde lag, hatte sie schönere Erfolge errungen, als gerade im Jahre 1794, wo sie von seinem Geiste geleitet und in den Kampf getragen worden war. Die Anschauungen von der Natur des Krieges, welche die Einsamkeit nächtlichen Nachdenkens ihm geoffenbart, er hatte sie glänzend am Schlachtfelde erhärtet gesehen. Stolze Zuversicht, Hoffnungen verwegenster Art erfüllten sein Herz. Allez, sagte er zu seinem Adjutanten Marmont, der Mitte März nach Italien vorausgegangen war — allez, je vous suivrai de près,

et dans deux mois nous serons à Turin ou de retour ici. Nur kurze Flitterwochen gönnte ihm sein thatendürstender Ehrgeiz. Zwölf Tage nach der Hochzeit reiste er zur Armee ab.

Eine Charakteristik des Napoleonischen Genius liegt außerhalb der Aufgabe, die wir uns an diesem Orte gestellt haben. Indeß mögen einige Bemerkungen Platz finden, in welche sich die Eindrücke zusammenfassen lassen, die man bei der Lectüre des ersten Bandes der Correspondenz in dieser Beziehung empfängt.

Jedes Verhältniß, worauf Bonaparte sein geistiges Auge richtete, übersah er vollkommen, in seinem Detail und in seiner Gesammtheit, in Ursache und Wirkung mit allen Beziehungen und Consequenzen, nach Oben und Unten und nach allen Seiten und so vollständig, daß ihm auch nicht eine einzige entging. Es war dies eine ganz gewöhnliche, jedes besonderen Vorsatzes entbehrende Function seines Kopfes und ihm in ihrer durchdringenden und umfassenden Weise so leicht und natürlich wie dem Vogel das Fliegen und dem Fisch das Schwimmen. Er bedurfte nicht der geringsten Anstrengung, alle Strahlen seines Geistes rasch auf einen Gegenstand und ebenso rasch auf einen ganz entgegengesetzten zu concentriren und bei jedem so ganz und vollständig zu sein, als ob er mit etwas Anderem sich niemals befaßt hätte. Wozu Andere jahrelanger Studien bedürfen, das erfaßte er im Fluge, und was Andere durch gesammeltes Nachdenken mühsam suchen müssen, fand er im Augenblick. Die Leichtigkeit der Concentration der vollsten Geisteskraft im Augenblicke und auf jedes Ding ist eine hervorstechende Eigenthümlichkeit seines Genius. Sie mag ohne Zweifel viele vorzüglich begabte Menschen auszeichnen, doch gewiß selten mit solcher Energie und mit einer Treue, die sich selbst in augenscheinlicher Lebensgefahr bewährte und während seiner stürmereichen Laufbahn ihn vielleicht nur zweimal verließ.

Selten und spärlich sind schöpferische Talente in der Welt gesäet und noch viel seltener werden sie gewürdigt. Sie sind wahre Pioniere des Fortschrittes und der Entwickelung jeder Art und die Missionare der Vorsehung, wenn sie einer stagnirenden Zeit neuen Anstoß zu geben beschließt. Napoleon war ein schöpferischer Genius von wunderbarer Fruchtbarkeit; sie ist so groß, daß die nachfolgende Generation an seinen Ideen noch lange zehren kann, um sie völlig zu erschöpfen. Wohin er blickte, sah er etwas, was Anderen entgangen war und was man seiner Einfachheit und Natürlichkeit halber ebenso

anstaunen muß, wie das Ei des Columbus. An dieser Erkenntniß blieb sein Geist jedoch nicht haften. Sie war ihm nur das Mittel, sie zu neuen Anwendungsformen zu gestalten, die ebenso neu waren, als die Eigenschaft selbst. Das machte ihn außerordentlich hilfsmittel- und erfindungsreich. In Lagen und Verhältnissen, wo Alles zusammenzustürzen schien, Niemand einen Ausweg wußte, Jeder verzweifelnd die Hände in den Schoß sinken ließ, fand er Mittel und Hilfe. Vor Allem hatte Bonaparte diese Schöpferkraft dem Kriege zugewendet und den kriegerischen Mitteln. Die Umwälzung, die er darin hervorbrachte, blieb lange sein unbegriffenes Geheimniß. Unter der Neuheit des durch ihn geschaffenen Krieges hat Oesterreich lange geblutet; viele andere Staaten sind darunter völlig verblutet, bis die Verzweiflung der Völker auch seine Schüler gelehrt hatte, den Meister durch Anwendung seiner eigenen großen Manier zu meistern.

Selten hat Jemand gegen vorgefaßte Ideen und gegen die Tyrannei, welche angenommene Gewohnheiten auf das Handeln der Menschen auszuüben pflegen, mit größerer Ausdauer und Consequenz Krieg geführt als „Bonaparte", wie er sich seit Ernennung zum Obergeneral statt des früheren „Buonaparte" zu schreiben begann. Gegen nichts war er mehr auf der Hut, als gegen diesen Feind der Objectivität und der Unbefangenheit des Urtheils. Rastlos war er bemüht, alle Winkel seines Gehirns und Herzens von diesen Schmarotzern rein zu fegen. In der That ist sein Geist von Vorurtheilen und vorgefaßten Ideen auch so frei, als es einem Menschen überhaupt möglich ist, den der Verstand absolut beherrscht. Er spricht und schreibt häufig von sich, als stände zwischen ihm und seinem Gegenstand der Zeitraum von Jahrhunderten, oder als spräche eine dritte unbetheiligte Person darüber. Er analysirt alle Gründe, die sich für und wider in's Feld führen lassen, als blickte er in das Tiefste der Ansichten Jener, die ihm gegenüber standen. In dieser Objectivität versteigt er sich mitunter so hoch, daß seinem Blicke die handelnden Menschen ganz zu entschwinden scheinen.

Mit derselben Consequenz, mit welcher er sich gegen Vorurtheile wehrte, stemmte er sich gegen fremde Ideen oder fremden Rath. Niemand kann deshalb seine Fehler weniger durch die Fehler Anderer entschuldigen als Bonaparte. Er hat niemals anderen Entschlüssen gehorcht als seinen eigenen. Man kann, wo er gegen die Sache fehlte, wohl sagen, daß er sich über schlechte Information, doch nicht, daß er sich

die Freiwilligen von Côte-d'Or und stand mit diesen als Sergeant vor Toulon, wo seine ungewöhnliche Kaltblütigkeit das Auge Bonaparte's auf sich zog, der ihn alsbald zu seinem Adjutanten machte. Am 10. Vendémiaire war er von Bonaparte provisorisch zum chef d'escadron (Major) ernannt worden, doch fehlte noch die Bestätigung des Ranges durch den Wohlfahrtsausschuß.

Viesse de Marmont, von einer alten Soldatenfamilie aus Burgund stammend, war der Sohn eines ehemaligen Officiers Ludwig XVI. Für die Laufbahn seiner Vorfahren bestimmt, hatte er eine treffliche Erziehung erhalten und war mit 15 Jahren als Unterlieutenant in die Artillerie getreten. In Dijon kam er 1792 mit Bonaparte zum ersten Male in Berührung; die Bekanntschaft befestigte sich im folgenden Jahre vor Toulon, wohin Marmont Verstärkung gebracht hatte. Von da ab schloß er sich rückhaltlos dem Stern des jungen Artillerie-Commandanten an. Während Junot in Paris die Zurücksetzung seines Generals theilte, ließ Capitän Marmont bei der Rheinarmee sich wieder anstellen. Kaum Obergeneral der Armee des Inneren geworden, rief Bonaparte ihn unter Beförderung zum chef d'escadron als Adjutanten in sein Hauptquartier. Marmont zählte erst 22 Jahre.

Während der Ereignisse des 10. Vendémiaire hatte ein Officier des 21. Chasseur-Regiments die Aufmerksamkeit Bonaparte's auf sich gezogen durch die entschlossene Energie, mit welcher er den alles Geschützes ermangelnden Conventstruppen aus der Umgebung von Paris Artillerie zugeführt hatte. Dieser Officier war Joachim Murat. Sohn eines Gastwirthes zu Cahors und für den geistlichen Stand bestimmt, hatte er sich diese Laufbahn durch leichtfertige Jugendstreiche verschlossen und war im 12. Chasseur-Regiment Soldat geworden. Sein schäumendes Temperament fügte sich widerstrebend der strengen soldatischen Zucht. Wegen wiederholter Subordinationsvergehen wurde er, kaum Unterofficier geworden, entlassen. Als übelberufener Müßiggänger trieb er sich einige Zeit bestimmungslos umher, bis die Errichtung der neuen constitutionellen Garde Ludwigs XVI. ihm die alte Laufbahn wieder eröffnete. Als die Revolution am wildesten zu toben begann, ergriff er die Partei der Jacobiner, ließ sich zu den Chasseurs zurückversetzen und wurde zum Officier ernannt. Am 10. Vendémiaire hatte er provisorisch den Rang eines chef de brigade (Oberst) erhalten, aber auch dieser Beförderung fehlte noch die Bestätigung. Er trug wohl die Auszeichnung dieses Grades, im Regiment bekleidete

er nur die Stelle eines chef d'escadron. Als Murat von der Ernennung Bonaparte's für das Commando in Italien hörte, hoffte er die passende Gelegenheit gefunden zu haben, sich die Bestätigung seines Ranges zu verschaffen. Mit jener unverschämten Zuversicht, wie sie den Gascogner auszuzeichnen pflegt, präsentirte er sich dem General: Mon général, sagte er, vous n'avez point d'aide de camp colonel; il vous en faut un et je vous propose de vous suivre pour remplir cet emploi. Die Art Murat's behagte dem General; er nahm das Anerbieten an. Murat hatte 25 Jahre.

Artillerie-Capitän Muiron, den Bonaparte vor Toulon liebgewonnen, und Louis Bonaparte, sein jüngster sechszehnjähriger Bruder, folgten ihm gleichfalls als Adjutanten nach.

Noch waren die wichtigen Stellen eines Chefs des Genie, der Artillerie und des Generalstabes zu besetzen. Für die erstere wählte Bonaparte auf Vorschlag Marmont's den 32jährigen Oberst Chasseloup-Laubat, der sich später zu dem ersten Ingenieur der großen Epoche aufgeschwungen hat; einen geeigneten Artillerie-Chef konnte er jedoch in Paris nicht finden, und auch die Wahl des wichtigsten Organes eines Hauptquartiers, — des Chefs vom Generalstabe — unterlag Schwierigkeiten. Anfänglich hatte Bonaparte diese Stelle dem Divisions-General Duvigneau angetragen, der in der nämlichen Eigenschaft bei der Armee des Inneren diente. Als derselbe abgelehnt hatte, wählte er nach einiger Zögerung den Divisions-General Alexander Berthier, der als Generalstabs-Officier eines vorzüglichen Rufes genoß und den italienischen Kriegsschauplatz kannte.

Sohn des Gouverneurs von Versailles, war Berthier, mit gründlichen militärischen Kenntnissen ausgerüstet, noch sehr jung als Officier in das Geniecorps getreten. An den Ufern des Ohio hatte er während des nordamerikanischen Freiheitskrieges im Stabe Rochambeau's seinen Ruf als vorzüglicher Generalstabs-Officier begründet. Wie die Mehrzahl der in Amerika verwendeten französischen Officiere, schloß er sich der Revolution mit Enthusiasmus an und wurde von der Nationalgarde von Versailles zum Obersten gewählt, mit welcher er die Bastille erstürmte. In der Rhein-Armee diente er zuerst unter Rochambeau, dann unter Luckner als Chef des Generalstabes. 1793 ließ er in der Vendée ein blutiges Andenken zurück. Nach dem 9. Thermidor kam er zur Armee Kellermann's als Chef vom Generalstabe und folgte ihm später nach Italien.

Ein klarer, wenn auch nicht weiter Blick zeichnete ihn aus. Es war nicht leicht, Jemand zu finden, der eine Armeebewegung mit größerem Umblick, mit mehr Einfachheit und Zusammenklang anzuordnen verstand, und Niemand, der dabei weniger vergaß, daß die Armee nicht allein marschiren, sondern auch leben müsse. Seine Marschbefehle und Angriffsdispositionen sind Muster von Klarheit und Vollständigkeit. Selbst die verwickeltsten Bewegungen erscheinen nach seiner Art sie anzuordnen und darzustellen, einfach und leicht verständlich. Seine Arbeitskraft war wunderbar, und Arbeit wurde ihm unglaublich leicht. In zwei Stunden brachte er mehr zu Stande als andere in einem ganzen Tage. Oft nach 8- bis 10stündigem Ritt vom Pferde steigend, war er im Stande, bei Ausfertigung der Dispositionen für den Morgen die ganze Nacht zu wachen, während rings um ihn Alles der Ermüdung erlag. Später trachtete Bonaparte das Aufreibende eines so anstrengenden Dienstes zu erleichtern, indem er den Stabschef in seinen Wagen nahm, um die eingelaufenen Etats und Berichte mit demselben zu prüfen, Entschließungen zu fassen, Pläne festzustellen, Bewegungen anzuordnen, die Berthier kurz notirte und auf dem ersten Ruhepunkte seinerseits in der Detailanordnung mit einer Regelmäßigkeit, Schnelligkeit und Genauigkeit ausfertigte, die selbst einen an das Aeußerste der Leistung so gewöhnten Mann wie Bonaparte mit dankbarem Erstaunen erfüllt hat. Kein Detail war ihm zu geringfügig, um nicht das Auge darauf zu werfen; dennoch war sein Verstand stark genug, darin nicht stecken zu bleiben. Sein Kopf war eine wahrhaftige Ordre de bataille und ein lebendiges Marschtableau. Er wußte stets genau die Stellung einer jeden Truppe, ihre Stärke, die Namen der Befehlshaber, das Maß ihrer Verpflegung und Munition. Nicht leicht verstand Jemand klarer und zugleich angenehmer über einen Gegenstand zu berichten und dabei eine vollständigere Kenntniß aller Details mit größerer Leichtigkeit zu handhaben. Mit feinem Gefühle erkannte er die zarten Unterschiede in Geist und Charakter der Menschen und mit einem wirklichen Scharfblicke die versteckten Unterschiede unter Dingen und Verhältnissen. Voilà quel était le mérite spécial de Berthier, sagte Napoleon auf St. Helena; — il était des plus grands et des plus précieux pour moi; nul autre n'eut pu le remplacer. Das war jedoch die Grenze seines Talentes. Zeitgenössische Schriften haben ihm ein solches überhaupt abgesprochen, gewiß mit Unrecht. Er besaß unleugbar viele

Gaben; aber diese waren nur auf gewisse Gebiete beschränkt und ausschließlich specieller, fachlicher, technischer Art. Er verstand sich vortrefflich auf Landkarten, aber er zog irrige Schlüsse aus ihnen. Niemand konnte, für einen gegebenen Zweck, eine Recognoscirung umsichtiger leiten und vollständiger zu Ende führen, aber Niemand unpassender und unentschlossener handeln, wenn es den Zweck selbst zu verfolgen galt. Berthier konnte eben nur in zweiter Stelle glänzen. Für erste Plätze mangelten ihm alle Eigenschaften des Geistes und Charakters; moralischer Muth und jene Specialität desselben, welche Bonaparte le courage de deux heures après minuit zu nennen pflegte. Das Gefühl selbständiger Verantwortlichkeit raubte seinem Geiste jede Freiheit. Was einzelne oberflächliche Beurtheiler Berthier's Charakterstärke nannten, war nichts als die natürliche Stumpfheit eines unter blutigen Scenen hartgesottenen, schon von Haus aus etwas grausamen Herzens, welches den herabstimmenden Eindrücken eines bewegten Feldlebens, des Anblickes eines hungernden, frierenden und zum Tode ermüdeten Heeres nur kraft einer vollkommenen Gefühllosigkeit Widerstand leistete. Blos zum Handlanger geboren, verstand er es nur in einem bestimmten Kreise mit Virtuosität sich zu bewegen; einen solchen sich selbst zu zeichnen, fehlte ihm Witz, Idee, Initiative, Aufschwung und der objective Blick. Er wußte es und hatte die Bescheidenheit, über diese Linie nicht hinauszustreben. Es war nicht seine Schuld, daß Napoleon ihn mitunter in Stellungen poussirte, die größer waren als seine Kraft. Diese Erkenntniß war sein mit Eifersucht gehütetes Geheimniß. Nur gegen Napoleon zeigte er sich voll Bewußtsein seines wirklichen Werthes. Er sah die Dinge nur durch dessen Augen; sein Muth erwarmte nur an dessen Zuversicht. Je größer seine Selbstverläugnung nach dieser Seite war, desto größer waren seine hochfahrenden Ansprüche gegen die andere, wie dieses so gewöhnlich ist, wo Schwäche sich durch fremde Kraft gestützt weiß. Seines Gleichen oder Untergebenen gegenüber wollte er als der große Mann gelten. Gegen jene nahm er den hohen Ton an, gegen diese war er rauh, grausam und gefühllos. Wenn er eine Gunst zu vergeben hatte, gab er sie ohne Leutseligkeit, und wenn er etwas verweigerte, that er es mit Härte. Je empfindlicher seine barsche und herrische Weise abstieß, um so mehr forderte sie heraus, nach der Berechtigung zu forschen, auf die sein Anspruch gründete, und um so einmüthiger haben seine Waffengefährten ihm den Tribut

der Bewunderung versagt. Sein Egoismus, seine Derbheit und Rücksichtslosigkeit gegenüber den Wünschen und Interessen Anderer hatten die übrigen Generale in der Entfernung gehalten. Er stand ziemlich einsam in der Armee, wie in der belebtesten Gesellschaft. Dem Soldaten, dessen Herz er nicht zu gewinnen verstand, war er stets ein Fremdling geblieben. Er hatte zwar nur wenige Feinde, aber noch weniger Freunde. Voll Ehrgefühl, persönlichen Muthes, Ehrlichkeit, Hingebung und einer fast lächerlichen Sentimentalität, besaß er keine Scheu vor der empörendsten Greuelthat. Genau, pünktlich, fast pedantisch in seinem amtlichen Wirken, war er unordentlich und maßlos in eigenen Angelegenheiten. Napoleon behauptete, ihm mehr als 40 Millionen gegeben zu haben, wovon bei Berthier's Tode kaum etwas zurückgeblieben sei. Bald nach Beginn der Operationen, als Bonaparte in Mailand eingezogen, faßte Berthier eine zarte Neigung für die berüchtigte Gräfin Visconti; fortan lebte und athmete er nur für sie. Bonaparte hatte ihm damals einen prächtigen Brillanten geschenkt, im Werthe von mehr als 100.000 Francs. Tenez, sagte er demselben, gardez cela; nous jouons souvent un gros jeu; que cela vous soit, au besoin. une poire pour la soif. Vierundzwanzig Stunden waren nicht vergangen, als Madame Bonaparte von einem wunderbaren Diamanten erzählte, der ihr Herz im Sturme erobert habe. Es war die poire pour la soif, die inzwischen aus der Hand Berthier's auf den Kopf der Madame Visconti gewandert war. Seltsam ist, daß dieser so harte, grausame, pedantische Geist seiner Herzensneigung durch sein ganzes Leben treu geblieben, ja daß er daraus eine Art romantischen Cultus geschaffen hatte. Nächst seinem Zelte stand immer noch ein zweites, mit verschwenderischer Pracht ausgestattet und mit weiblicher Sorgfalt gepflegt wie das Boudoir einer Königin. Es war die Stätte für das Bildniß der Dame seines Herzens, dem Berthier, wenn das Mémorial nicht übertreibt, sogar Weihrauch verbrannt haben soll. Selbst in die Sandwüsten Syriens folgte dies Zelt dem seufzenden Helden nach, und zur Belustigung der Genossen seiner Verbannung erzählte Napoleon auf St. Helena, daß man in dieses Zelt verstohlen auch fremde Göttinnen eingeführt habe, und daß dasselbe nicht selten durch einen minder reinen Cultus entweiht worden sei.

Berthier blieb fortan bei allen kriegerischen Unternehmungen der unzertrennliche Gefährte Bonaparte's. Dieser hing an ihm mehr

durch die Macht der Gewohnheit als durch Freundschaft und Zuneigung. Eine Ausnahme macht nur die Zeit der ersten Feldzüge in Italien, wo der Obergeneral ihm aufrichtig zugethan schien. Aus dieser Zeit existirt fast kein Bulletin, kein Bericht an das Directorium, in welchem Berthier nicht mit Auszeichnung genannt wäre. Als Bonaparte im Verlaufe der Operationen, am 14. August 1796, dem Directorium seine Ansicht über die Befähigung der einzelnen Untergenerale präsentirte, schrieb er: Berthier, talent, activité, courage, caractère, tout pour lui, und machte einen Adler aus ihm; auf St. Helena nannte er ihn einen Gänserich. Es bedurfte, wie Bourrienne bemerkt, ihn weder so hoch zu erheben noch so tief herabzusetzen; er hatte weder das Eine noch das Andere verdient.

Ob bloße Vorliebe für bekannte Gesichter oder vielmehr Rücksichten greifbarerer Art Bonaparte bewogen haben, zur italienischen Armee Männer als Regierungs-Commissare delegiren zu lassen, deren geistige Höhe und moralischer Werth ihm die Bürgschaft gab, in der Freiheit seines Handelns nicht beeinträchtigt zu werden, mag unerörtert bleiben. Die Conventsdeputirten Salicetti und Albitte, welche nach dem 9. Thermidor Robespierre d. J. bei der italienischen Armee ersetzt haben, wurden noch im Frühjahre 1795 proscribirt und durch Turreau und Chiappe ersetzt. Beide flohen. Salicetti fand Zuflucht im Hause der bekannten Madame Permon. Am 21. Mai wußte Bonaparte dessen Versteck, und obwohl er durch Salicetti 1794 in augenscheinliche Lebensgefahr gerathen war, so nahm er jetzt doch eine Rache, die seiner Gesinnung Ehre macht. Salicetti, tu le vois, apostrophirte er ihn in seinem Verstecke mittelst eines Schreibens an Madame Permon — j'aurais pu te rendre le mal que tu m'as fait, et, en agissant ainsi, je me serais vengé, tandis que toi, tu m'as fait du mal sans que je t'eusse offensé. Quel est le plus beau rôle en ce moment, du mien ou du tien? Oui, j'ai pu me venger, et je ne l'ai pas fait. — — Seul, désarmé et proscrit, ta tête eût été sacré pour moi. Va, cherche en paix un asyle où tu puisses revenir à de meilleurs sentiments pour ta patrie. Ma bouche sera fermée sur ton nom et ne s'ouvrira jamais. — Die Gefahr, die über dem Kopfe Salicetti's schwebte, verzog sich bald, und er blieb während des Sommers 1795 mit dem abgesetzten General im engsten Verkehr, ja er gab ihm Geld, woran es jenem bisweilen fehlte. Bourrienne erzählt, daß beide damals in Paris sich tief in politische

Intriguen verwickelt hätten, daß Bonaparte in Folge dieser Umtriebe häufig traurig und beunruhigt gewesen und Salicetti's Ankunft jedesmal mit ausgesprochener Ungeduld erwartet habe. Zum Commando in Italien ernannt, wußte Bonaparte es durchzusetzen, daß Salicetti der republikanischen Armee als Regierungs-Commissar beigegeben wurde. Das Wenige, was über Salicetti bekannt geworden ist, lautet nicht zu seinen Gunsten. Er wird vom General Clarke, den das auf Bonaparte's plötzlich aufschießenden Ruhm eifersüchtige Directorium im Herbste 1796 zur Auskundschaftung nach Italien gesendet hatte, le plus déhonté fripon de l'armée genannt.

Der zweite Commissar war Garreau, ein unfähiger und schwacher Mensch, der beständig wie Babouf declamirte, die Republik jedoch wo er konnte bestahl, in Allem exaltirt, nur in Tugend und Ehrlichkeit nicht. Bald bemächtigten sich Intriganten seiner Schwächen und beuteten dieselben, dem Obergeneral zum Trotz und zum Scandal der Armee und Italiens, mit unglaublicher Schamlosigkeit aus.

Ein Beispiel aus vielen mag das Werthmaß der beiden Männer geben, deren Händen das Directorium die Interessen Frankreichs in Italien anvertraut hatte. Von französischer Propaganda geschürt, war in Folge der Sommerereignisse 1796 die Revolution in Modena ausgebrochen. Salicetti und Garreau fanden 1,200.000 Francs in den modenesischen Cassen. In den Säckel des französischen Armeezahlmeisters jedoch flossen davon nur 400.000 Francs, der Rest war in den Koffern der Commissare und ihrer Mitschuldigen geblieben.

Gleichwohl waren Leute solcher Art für Bonaparte's Pläne nothwendiger als Männer von größerer Ehrlichkeit. Je tiefer sie im Schmutze wateten, um so weniger fand er nothwendig, sich um deren Einsprache zu kümmern. Schweigend ließ er sie anfänglich in Dieberei tauchen und erst, nachdem sie sattsam sich beschmutzt, merken, daß er ihr Schicksal in seinen Händen halte und für seine Pläne freie Hand und Unterstützung verlange.

* * *

Im Herbst 1792 hatte Frankreich zwei seiner Heere ohne Kriegserklärung in Piemont einbrechen und die Provinzen Nizza und Savoyen besetzen lassen. Seitdem schloß der König von Sardinien sich eng an Oesterreich an, und der Krieg gegen die französische Republik wurde durch die verbündeten Waffen mit wechselndem Glücke geführt. Nach Dumouriez' ersten Siegen in den Niederlanden hatte der Schwindel

des Uebermuthes die republikanischen Machthaber ergriffen. Allen Völkern, die sich gegen die bestehende Staatsordnung in Aufstand erhoben, boten sie Schutz und Brüderschaft Frankreichs an und forderten alle Regierungen Europas zum Kampfe auf Leben und Tod heraus. Diese wahnwitzige Herausforderung drückte dem Kriege eine unerhörte Energie und den Stempel eines Principienkampfes auf. Pitt, der die Politik Englands leitete, antwortete durch die Vereinigung der meisten Mächte Europas zu einer furchtbaren Coalition.

Der räumlichen Masse der gegen Frankreich verbündeten Staaten entsprach jedoch wenig die treibende innere Energie der großen Mehrzahl derselben. Zwar gab es nur Einen Feind und Eine allgemeine Freundschaft; aber die Stärke des gegenseitigen Hasses und der kriegerischen Begeisterung blieb auf ihrer Seite ganz außer Verhältniß zu der Stärke des Hasses auf der anderen, und das Maß der kriegerischen Anstrengung stand im Niveau der treibenden Leidenschaft. Von den Staaten Italiens war dem großen Kriegsbündnisse nur Sardinien freiwillig beigetreten. Die Republiken Genua und Venedig hatten die französische Revolution anerkannt und ihre Neutralität erklärt; Lucca, Parma, Modena und der Kirchenstaat hatten die neue Republik zwar nicht anerkannt, aber auch der Coalition sich nicht angeschlossen, noch ihre Neutralität erklärt. Neapel mußte durch England zum Anschluß an die Coalition gezwungen werden. Mit sichtbarem Widerwillen hatte es einige Truppen zur Vertheidigung von Toulon, später in die Riviera zu dem kaiserlichen Heere gesendet. Auch Toscana hatte sich außerhalb des kriegerischen Kreises zu erhalten gesucht und seine Neutralität erklärt. England jedoch, wegen des auf Corsica beabsichtigten und in Südfrankreich (Toulon) eingeleiteten Krieges des Hafens von Livorno bedürftig und auf die Handelsvortheile eifersüchtig, welche bei solchem Stand der Dinge diesen Hafen und das freihändlerische Toscana zum Stapelplatze des italienischen Seehandels machten, hatte die Anerkennung versagt und Alles in Bewegung gesetzt, diesem Lande die Vortheile einer Neutralitätspolitik zu verkümmern. Lange widerstand der Großherzog dem britischen Drängen; als aber der Gesandte, Lord Hervey, ein Ultimatum durch die Drohung mit einem Bombardement von Livorno unterstützte, mußte er sich in den Abbruch seiner Beziehungen zu Frankreich fügen.

Solche Schwäche der treibenden kriegerischen Impulse unter den italienischen Staaten war ein unheilverheißendes Zeichen in einem

Kampfe, in welchem die Revolution den Cabinetsheeren das natürliche Gewicht eines ganzen Volkes, der diplomatischen Kriegskunst mit beschränktem Ziel, beschränkter Anstrengung und einem Heere von Sonderinteressen die Energie einer bisher ungekannten, auf völlige Vernichtung des Feindes gerichteten Kriegsweise entgegenzusetzen verhieß.

Die Sympathien der weitaus überwiegenden Masse des italienischen Volkes waren für die Coalition, und mit solcher Stärke, daß die erstaunliche Umwälzung der Volksgesinnung geradezu wunderbar erscheint, wie sie seit 1796 sich in Italien vollzogen hatte. Seinem erregbaren, leicht beweglichen Naturell nach ist das italienische Volk politischen Modeansichten zugänglicher und für politische Leidenschaften empfänglicher, als die Mehrzahl der übrigen europäischen Völker. Die italienische Geschichte ist entweder das Product des italienischen Temperaments, oder es ist dieses das Product der italienischen Geschichte. Nichts in beiden ist unveränderlicher, als die Veränderlichkeit, nichts unwandelbarer als der Wechsel. Die dauernde Unstetigkeit des politischen Geschickes hat, Piemont ausgenommen, keine jener Eigenschaften, auf welchen Staatswesen am festesten zu ruhen pflegen, im italienischen Volkscharakter zur Entwickelung gebracht. Das Gefühl für Gesetzlichkeit hat nicht erstarken und die Achtung vor der Autorität des Staates im Herzen des Volkes nicht Wurzel fassen können. Der großen Masse galt der Staat stets mehr als eine Zwangsanstalt, die der Entfaltung seiner Instinete allerhand Beschränkungen auferlegte, deren Nothwendigkeit zu erkennen es sich nicht die Mühe gab, deren Druck es aber empfand. Die Sympathien, welche den Bauer der Abruzzen oder den Hirten der Romagna dem Banditen näher bringen, der Leben und Eigenthum bedroht, als dem Staate, der Leben und Eigenthum schützt, ist in letzter Instanz nichts als der Gegensatz, in welchem sich das italienische Volk dem Staate gegenüber zu betrachten pflegte.

Bei solchem Hang des italienischen Charakters und unter diesem, der Menge häufig ganz unklaren Widerstreite gegen die Staatsautorität hätte man glauben sollen, daß die Revolutionsidee in Italien einen fruchtbareren Boden finden müßte als in jedem anderen Lande Europas. Es war nicht der Fall. Eine geraume Reihe von Jahren hindurch hatte sich Italien eines ungetrübten Friedens erfreut; Handel und Gewerbefleiß standen in fröhlichem Aufblühen; Arbeit wurde lohnend; der Wohlstand begann zu den unteren Schichten herabzu-

steigen, das Behagen eines friedlichen Stilllebens empfunden zu werden, und mit der Consolidirung der staatlichen Verhältnisse ein conservativer Sinn zu keimen. Der Bürgerstand, der kraft seiner Intelligenz und außerordentlich empfindlichen, aber auch wandelbaren Interessen heutzutage in dem größten Theile von Europa die politische Führerschaft besitzt, war in Italien zu dieser Rolle noch nicht emporgelangt. Wie bei der Kunde von einer nahen und großen Feuersbrunst, war der erste Eindruck der Verbrechen, womit die französische Revolution sich belud, ein starres Entsetzen und die unbestimmte Ahnung von einer bevorstehenden allgemeinen Gefahr. Aus seiner geschäftigen Behaglichkeit aufgeschreckt, sah Italien mit bangem Grauen die Streiche fallen, denen jenseits der Alpen Thron und Altar erlag, und hoch und höher den Feuerbrand der Revolution lodern, bis auch der letzte Rest des alten Frankreichs in Asche versunken war. Unter ihrem schrecklichen Lichte stehend, war in Italien Niemand theilnahmslos geblieben. Wer nicht von Liebe zu ihr ergriffen ward, und dies war anfänglich ein verschwindend kleiner Theil, der wurde durch Haß an sie gefesselt in seinem Handeln, durch Furcht und Schrecken in seinem Leiden. Dieser Eindruck war nachhaltig und allgemein. Erst als die Revolution aus dem blutigen Pfuhle ihrer Geburt herauszuschreiten und das Auge sich an den blendenden Schein ihres Lichtes zu gewöhnen begann, trat in Gefühl und Ansicht einiger Bevölkerungsschichten eine bedeutsamere Umwandlung ein. Sie blieb im allgemeinen auf zwei Classen beschränkt, die merkwürdigerweise auf der Rangleiter der socialen Ordnung einander am entferntesten standen, wovon die eine beim Umsturz am meisten zu gewinnen hoffte, die andere am meisten zu verlieren hatte — auf Einzelne des Adels, Schwärmer entweder aus Temperament oder aus Raisonnement, die, von den Grundsätzen Voltaire's, Rousseau's und Haller's erfüllt, sich jedes Opfers fähig hielten — und auf die Hefe der größeren, namentlich der Seestädte. Die Träume Dante's und Petrarca's von einer Regeneration Italiens hatten für die italienische Phantasie ihren Reiz niemals verloren und wurden allmälig an die republikanischen Lehren geknüpft. Der Bürger- und der Bauernstand hatten sich dagegen von der Revolutionsidee abgewendet. Das traurige Schicksal einiger deutschen Kriegsschauplätze hatte sie überzeugt, daß der Wahlspruch der republikanischen Heere: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten", eine hohle Redensart, daß der uniformirte Freiheitsapostel nicht der Wohl-

thäter der Völker, sondern Räuber, ja Mordbrenner sei. „Wir haben," — so hatten die Volksrepräsentanten, welche die Pfalz ausgeraubt, im Convent gesprochen, — „wir haben den Bewohnern blos die Augen gelassen, um zu weinen." Diese Worte hallten in Italien wieder, und die Furcht vor Frankreich verdrängte in diesen beiden Schichten allmälig jedes andere Gefühl.

Wo sich eine französische Partei fand, war sie schwach, zerstreut, ohne Mittelpunkt und Organisation.

In der Lombardei war die österreichische Herrschaft volksbeliebt und geachtet. Der General-Capitän Erzherzog Ferdinand verstand sich vortrefflich auf die Behandlung der italienischen Empfindlichkeit. Capitulationen und eine mäßige Steuer sicherten das Land vor dem verhaßten Kriegsdienst; das einzige italienische Regiment Strassoldo war aus Freiwilligen formirt. Nur wenig Vertreter, etwa die Visconti, Melzi und Serbelloni, fand die revolutionäre Partei in den höheren Ständen.

In Piemont herrschte, trotz der Nähe des Revolutionsherdes und der Revolutionsarmee, das monarchische Gefühl mit solcher Stärke und Allgemeinheit vor, daß im ganzen Lande, Nizza und Savoyen ausgenommen, kaum ein Anhänger Frankreichs zu finden war.

Anders war es in Genua. Das französische Heer stand seit 1792 in der Nähe, häufig im Gebiete dieser Republik. Ihre Neutralität ließ der Revolutions-Propaganda offenen Zutritt. Von der halben Million Einwohner, welche die Republik damals zählte, waren fast zwei Dritttheile besitzlos und blos auf den täglichen Erwerb angewiesen. Unter dieser Classe hatte die Oligarchie keine Freunde, Frankreich zahlreiche Anhänger, und schon Ende 1792 wurde in Portofranco eine Menge Pulvertonnen entdeckt, die man zur Zerstörung der Magazine bestimmt bezeichnete. So oft die französische Armee das Gebiet Genua's betrat und ihre Subsistenz daraus bezog, so oft hatte sich die britische Flotte vor den Hafen gelegt und den Seeverkehr abgesperrt. Dies brachte die in ihrem täglichen Erwerb geschmälerten Classen stets in Gährung, welche die französischen Emissäre zu Ausbrüchen stachelten. Ernstliche Demonstrationen folgten einander. Während England auf diese Art das niedere Volk zu Sympathien für Frankreich trieb, schützte das letztere seine Partisane, indem es ihren Leitern die französische Staatsbürgerschaft gab und sie ihrer natürlichen Gerichtsbarkeit entzog. Der Haß gegen England,

der in den niederen Volksschichten lebte, kam auf diese Weise mehr und mehr in Conflict mit dem Hasse, der in den regierenden Classen gegen Frankreich herrschte. Dabei wurde die Neutralität des Staates von keinem der Kriegführenden respectirt und war in Wahrheit nur ein stillschweigendes Dulden der Unbilden, die bald dieser, bald jener gegen sie beging. Jedes Fortschreiten der französischen Armee ließ England die unglückliche Stadt durch das Abschneiden ihres Lebensfadens entgelten und jeden Uebergriff Englands vergalt ihr Frankreich durch einen anderen Uebergriff. Zwischen Hammer und Ambos gestellt, war dieser Staat der Spielball des Stärkeren und wurde für sein Ungemach von einem Pöbel verantwortlich gemacht, der, mehr und mehr französischen Einflüssen gehorchend, trotz Einkerkerung und Ausweisung, einer Staatsumwälzung täglich kühner das Wort zu reden begann.

Die Instructionen, welche die Directorial-Regierung in Bezug auf ihre italienische Politik Bonaparte mitgegeben, enthielten, als fast nebensächliche Weisung, die Absicht, daß sie den in Italien vorhandenen revolutionären Zündstoff schüren und die republikanischen Institutionen Frankreichs durch die politische Offensive zu vertheidigen denke, eine Idee, welche späterhin für die Politik Bonaparte's maßgebend geworden war. Diese Instructionen waren sehr begrenzter, ja bescheidener Natur und stellten den französischen Waffen als höchstes Ziel eine durch fortgesetzte Schläge gegen die österreichische Armee zu erreichende Trennung des Königs von Sardinien von der Coalition. Eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit diesem Thürhüter der Alpen schien den französischen Machthabern die unumgängliche Bedingung für den erquicklichen Fortgang des Krieges gegen Oesterreich und die italienischen Coalitionsstaaten. Sie waren von dieser Nothwendigkeit so tief durchdrungen, daß Bonaparte Vollmacht erhielt, dem Könige von Sardinien für die Provinzen Nizza und Savoyen, deren Frankreich zur Abrundung seiner natürlichen Grenzen nimmermehr entrathen könne, das Mailändische zum Austausch anzubieten, und nur, wenn Piemont, wider Erwarten, diese Lockspeise verschmähen sollte, hatte Bonaparte Auftrag, die Unzufriedenen des Landes gegen den Turiner Hof aufzuregen „et par tous les moyens qui sont en son pouvoir“ zu partiellen oder allgemeinen Aufständen aufzustacheln. Nicht einmal bezüglich Genuas besaß das Directorium eigentliche Revolutions- oder Eroberungsabsichten und wünschte von dieser Republik blos einige secundäre Zugeständnisse, die vorübergehende Besetzung der Festungen Gavi und

Savona und höchstens noch, unter Garantie des genuesischen Senates, eine Anleihe von 3 Millionen bei den Kaufherren dieser Republik.

Unter solchen Verhältnissen und mit diesen Instructionen war Bonaparte am 27. März im Hauptquartier zu Nizza eingetroffen.

Das republikanische Heer hatte seit 1792 in der Riviera und in den ligurischen Apenninen gekämpft. Es war jedoch nicht im Stande, an dem Nordabhang der Apenninen sich dauernd festzusetzen; die österreichisch-sardinische Armee dagegen war nicht im Stande, sich in der Riviera auf die Länge zu behaupten. Das Uebergewicht, welches regelmäßige Verpflegung, Ordnung und Disciplin den österreichischen Truppen gab, war zwar groß genug gewesen, dem Ungestüm der Franzosen Stand zu halten, aber nicht groß genug, sie dauernd abzustoßen. Die Ueberlegenheit des Franzosen im örtlichen Gefecht, seine Geschicklichkeit als Tirailleur hielt den Oesterreicher in Schach, sobald er den steilen Südabhang herunterstieg und gegen Nizza vordringen wollte. Dazu war das republikanische Heer überaus unregelmäßig verpflegt gewesen, selbst als es sich noch an der Küste hielt. Jedes Vordringen in das Gebirge machte die Verpflegung schwieriger und mangelhafter. Der französische Soldat wußte, daß nach jedem errungenen Erfolge und bei jedem Vordringen in's Gebirge seiner nur verdoppelte Entbehrung warte, und daß er, so lange seine Obergenerale ihn nicht in die Ebenen Oberitaliens führen mochten, mit jedem Siege sich nur neues Elend erkaufe. Der glänzende Sieg von Loano (November 1795) war nur aus diesen Gründen unbenützt geblieben. So hatte sich der Krieg hier die Wage gehalten. Kein Sieg hatte zu einer wirklichen Entscheidung geführt oder die Kriegslage wesentlich geändert. Aber unter dieser stehenden und gleichgewichtigen Kriegsweise wurde die Riviera ausgezehrt, und der Zustand, in welchem Bonaparte die republikanische Armee fand, übertraf bei weitem die herabgestimmte Vorstellung, die er in dieser Beziehung von Paris mitgebracht.

Seit Beginn des Krieges hatte das Hauptquartier Nizza nicht verlassen. Die Organe desselben betrachteten sich als stabile Behörden und waren mehr auf ihre Bequemlichkeit bedacht als auf die Bedürfnisse der Armee. Die Etats, welche der abtretende Obergeneral Scherer seinem Nachfolger vorlegte, blieben weit unter der Ziffer, die das Directorium kannte. Die Armee litt Mangel an dem Nöthigsten. Eng-

lische Schiffe blockirten die Küste; aus Frankreich kam so gut als nichts; die Regierung hatte weder Geld noch Credit; gemünztes Geld war verschwunden, die Assignaten hatten keinen Werth, die Kriegscasse war mit dem Solde im Rückstand; der Soldat zerlumpt, ohne Wäsche und Schuhe; der Brodnachschub unregelmäßig und nicht gesichert, und seit Langem hatte die Armee vergessen, wie Rindfleisch schmeckt. Sonst waren in Perioden solcher Noth von Zeit zu Zeit durch speculirende Piemontesen Lebensmittel aus der Po-Ebene herbeigeschafft worden. Diese Nachschübe hatten seit Wochen aufgehört. Von diesen Zuständen in Kenntniß, hatte der König von Sardinien die Lebensmittelausfuhr unter strenger Strafe untersagt.

Bei all' dieser Noth war der Geist der französischen Soldaten unter gewissen Gesichtspunkten vortrefflich.

Es ist wahr, daß es selten eine Armee gegeben, in welcher soldatische Zucht so locker, der Gehorsam so unsicher und Auflehnung gegen höheren Befehl selbst durch ganze Abtheilungen so häufig gewesen. Insubordination stand in Permanenz. Unzufriedene Murrköpfe gab es dabei genug und die Gegner der Revolution hatten sich ihrer bemächtigt. Man war so weit gegangen, eine Compagnie des Dauphin zu bilden und sang mitunter neben der Marseillaise ohne Scheu contrerevolutionäre und Chouans-Lieder. Die Mehrzahl jedoch gehörte dem entgegengesetzten Extrem an und charakterisirte sich durch starre republikanische Ungefügigkeit. Diese Zuchtlosigkeit war die naturgemäße Folge des übermüthigen und unbändigen Geistes, mit welchem der Revolutionsrausch die Masse des Volkes erfüllt hatte. Bis in ihre tiefsten Tiefen hatte die Revolution die französische Nation aufgewühlt und der siegreiche Kampf der niederen Volksclassen gegen die höheren ihr einen Geist trotzigen Stolzes eingeimpft. Die Allgemeinheit der socialen Erschütterung hatte den Blick des Einzelnen auf das Ganze gelenkt und ihm den Zusammenhang mit einem großen Staatswesen zum Bewußtsein gebracht. Die Ausrufung der Republik hatte dem nationalen Gegensatze den politischen hinzugefügt, die Kriegserklärung des Convents an das gesammte monarchische Europa denselben geschärft und die Bildung der Coalition ihn vervollständigt. Der treueste Dolmetsch dieser nationalen, socialen und politischen Gegensätze war aber der französische Soldat, welcher an den Grenzen gegen Diejenigen rang, die er als die erbitterten Feinde Frankreichs, als die Alliirten jener Stände betrachtete, die seine errungenen Freiheiten nun von Außen her mit fremden Waffen

zu vernichten trachteten, nachdem er im Inneren ihrer bereits Sieger geworden war.

Wie das französische Volk die durch die Revolution geborenen Institutionen vergötterte und sich selbst über alle anderen Völker Europas erhaben dünkte, so der französische Soldat. Das gab der Armee einen Schwung und ein Bewußtsein innerer Ueberlegenheit über die monarchischen Armeen, wie sie in solcher Ausdehnung bis dahin noch in keiner Armee gesehen worden war. Je mehr sich ihre Nothlage in der Riviera verschlimmerte, um so tiefer wurde der Mehrheit nach der französische Soldat überzeugt, daß er darin nicht bleiben könne, ohne vorwärts gehen zu müssen. Er wußte, daß die Regierung kein Geld habe und nicht helfen könne. Er dachte deshalb nicht daran, nach Nizza oder Südfrankreich zu gehen und sah kein Gedeihen für seinen Magen, als im Vordringen; doch nicht, um wie sonst auf dem Nordabhang des Apennins hängen zu bleiben, sondern um gegen Turin oder Mailand herunterzusteigen und seinem Elend durch die Schätze Italiens für immer ein Ende zu machen. Mit wässerndem Munde wurde in den Lagern die Trefflichkeit der Mailänder Hühner und die Schönheit der lombardischen Mädchen besprochen, gerade als ob man sich eben nur an die beladenen Tische hinzusetzen brauchte. Schon nach der Schlacht von Loano wurden österreichische Kriegsgefangene von ihren Wachen um die Stärke der Festung Mantua befragt und wie weit wohl noch der Weg nach Wien sein möge.*) So half durch Bilder schöner Zukunft dem Franzosen Leichtblütigkeit über die entbehrungsreiche Gegenwart hinweg, und durch Hoffnungen, deren Verwirklichung er ausschließlich seiner Tapferkeit anheimgegeben sah. Der Sieg von Loano hatte die reichgefüllten österreichischen Magazine von Finale und Loano in seine Hände gebracht. Den ersten Monat hindurch wurde vollauf gezecht, die Weinfässer zu tollen Orgien auf die Straße gerollt und der Preis des Sieges in vollen Zügen ausgetrunken. Als nach einem Monat von Ueberfluß und Schwelgerei die Magazine leer geworden und der hagere Mangel anzuklopfen begann, da sehnte sich der Franzose wieder nach einem solchen Siege und blickte auf die Apenninen wie auf armselige Zäune, die noch zwischen seinem heißhungerigen Verlangen und den Schätzen Italiens lagen.

*) Briefe aus Italien, Tübingen 1798. Von einem österreichischen Stabsofficier, der in dieser Schlacht in Gefangenschaft gerieth und 1797 im Gefechte von Neumarkt den Ehrentod fand.



So hatte Bonaparte diese Armee übernommen. Selbst jung wie sie, hoffnungsreich wie sie, war gerade er einer solchen Armee und sie eines solchen Feldherrn bedürftig. Eben dieses Zusammentreffen war erforderlich, um die Wunder vollführen zu können, welche Europa demnächst mit staunendem Entsetzen erfüllen sollten.

Der Empfang indessen, welchen der junge Obergeneral und sein „Stab von Buben" bei der Armee fand, war, gelinde gesagt, wenig ermuthigend. Bei der Schnelligkeit, mit welcher er die Stufenleiter der militärischen Grade durchlaufen und in einem Alter sich an die Spitze einer Armee gestellt sah, in welchem die Mehrzahl nach innerer Vollendung noch zu ringen pflegt, hatte seine Stellung im Anfang schwierig gemacht. Er hatte seinen Commandostab am Straßenpflaster von Paris gefunden und derselbe war von Bürgerblut befleckt. Nie hatte er im Felde eine Division, eine Brigade commandirt, ja nicht einmal ein Bataillon. Wenn auch sein Name einigen Generalen nicht ganz unbekannt war, so hatten sie ihn doch nie als ihren Führer sich denken können. Dazu war er kaum so alt als der rangsjüngste der in der Armee angestellten Untergenerale. Einige darunter, wie Laharpe und Serrurier, waren im Waffendienst ergraute Männer, von denen der Letztere dem Lebensalter nach Bonaparte's Vater sein konnte und den neuen Oberfeldherrn als Lieutenant gekannt hatte, während er selbst bereits chef de bataillon gewesen war. Nur sehr Wenige, die 1794 in engerem Verkehr mit Bonaparte gestanden, besaßen eine Ahnung von seinem kriegerischen Genius. Der großen Masse des Heeres war er völlig fremd; niemals hatte diese mit ihm verkehrt oder seine Schriften gelesen. Sie wußte nur, daß er die Section Lepelletier mit blutigen Köpfen heimgeschickt und die Directorial-Regierung befestigt hatte, dieselbe Regierung, welche ihre Soldaten unter den kahlen Felsen der Riviera hungern ließ, ihnen Sold schuldete, von ihnen fortwährend Siege und Eroberungen verlangte, aber nicht einmal Schuhe für die Füße gab, die nach solchen Eroberungen laufen sollten. Das Vertrauen zum Feldherrn, eines der stärksten Bande, die aus so vielen einzelnen Existenzen bestehende, mit so viel einzelnen Willen, Wünschen und Interessen auseinander strebende Gesammtheit eines Heeres zu einem Körper fest zu kitten und durch ein Meer von Leiden, Entbehrungen und Todesgefahren hindurch auf Ein Ziel zu richten, fehlte vollständig. Der junge Obergeneral fand oben und unten feindliche Voreingenommenheit vor. Der Divisionsgeneral Serrurier, der Revolution im Herzen gram und

bereits seit 34 Jahren ununterbrochen unter den Fahnen, brummte über die republikanische Regierung, die ihre Armeen von Knaben befehligen lasse; Augereau declamirte entrüstet, daß das Directorium in die Fußstapfen der alten Despoten trete und seine Maitressen bei der Heirath mit Commandos republikanischer Heere ausstaffire. Laharpe schloß sich in finsteres Schweigen ein, in kalter Passivität der Erfüllung der Prophezeiungen harrend, nach welchen große Siege oder große Niederlagen zu gewärtigen ständen. Massena, der vor Toulon eine Brigade befehligt hatte, blickte sorgenvoll der Zukunft entgegen, die in die Hände eines Befehlshabers gelegt war, der zwar Batterien aufzustellen, Festungsmauern einzuschießen, aber niemals eine Feldschlacht zu leiten gelernt habe, und war fest überzeugt, daß nach der ersten Schlappe ihm, der Natur der gegebenen persönlichen Verhältnisse nach, nothwendig eine maßgebende Stellung zufallen müßte.

Wenn auch die Armee ihren neuen Feldherrn nicht kannte, so kannte doch der Feldherr seine Armee.

Soldats, vous êtes nus, mal nourris, rief er ihnen in seiner ersten Proclamation zu; — le Gouvernement vous doit beaucoup, il ne peut rien vous donner. Votre patience, le courage que vous montrez au milieu de ces rochers, sont admirables; mais ils ne vous procurent aucune gloire, aucun éclat ne rejaillit sur vous. Je veux vous conduire dans les plus fertiles plaines du monde. De riches provinces, de grandes villes seront en votre pouvoir; vous y trouverez honneur, gloire et richesses. Soldats d'Italie, manqueriez-vous de courage ou de constance?

Das war eine Sprache, die der Soldat verstand. So hatte er noch niemals reden gehört. Keiner seiner früheren Obergenerale hatte so Vieles ihm zugesagt und keiner die Erfüllung des Versprochenen blos von seinem Muthe abhängig gemacht. Er wünschte seit dem Herbste nichts, als aus der abscheulichen Sackgasse der Riviera herausgeführt zu werden, wo ihm auf der einen Seite die dürren Kalkfelsen des Gebirges, auf der anderen die finsteren Kanonenmündungen englischer Kreuzer entgegenstarrten, wo die Magazine geleert und die Bewohner ausgesogen waren. Mächtig klang jener Ton im Soldatenherzen wieder, dem derselbe abgelauscht war. Nie hat Bonaparte etwas Besseres geschrieben.

Mit dieser berühmten Proclamation fuhr ein anderes Leben in die Armee und frischere Regsamkeit in die Verwaltung derselben. Schon

unterwegs hatte Bonaparte in Marsaille und den benachbarten Departements mittelst eines Zwangsanlehens sich einige hunderttausend Francs beschafft und ließ den Truppen sofort den Sold bezahlen. Durch Abschlüsse mit Handlungshäusern wurde Fourage, Brod und Rindfleisch auf die Dauer eines Monats sichergestellt und für späteren Nachschub vorgesorgt. Schon am 30. März war er im Stande, den Truppen wöchentlich fünfmal frisches Rindfleisch reichen zu lassen. Gleichermaßen organisirte er die rückwärtigen Armeeanstalten, bestimmte die Etappenstraßen, theilte sie in Abschnitte und Divisionen, approvisionirte ihre Depots und stellte sie unter die bei der Feldarmee entbehrlichen Generale. Der Train, welchen er bei der Armee vorgefunden, bestand aus 500 Maulthieren, und war kaum genügend, 30 Geschütze sammt Munition den steilen Südhang des Apennins hinaufzuschleppen. Si nous sommes vaincus, j'aurais trop, vainqueurs, nous n'avons besoin de rien — hatte er zwar mit seiner unüberwindlichen Vorliebe für hoch klingende Phrasen gesagt; nichtsdestoweniger ließ er aus Toulon 1600 Maulthiere und andere Bespannungen kommen und im genuesischen Gebiete, in den Thälern von Pieve, Ormea und Garessio zum Dienst der einzelnen Divisionen noch mehrere Hunderte requiriren. Bis 7. April wurden nach und nach alle Truppen besichtigt, belobt, getadelt oder gestraft, und binnen einer Woche wußte auch der Letzte der Armee, wie er zu dem neuen Feldherrn stehe. Ein Bataillon der 209. Halbbrigade, das aus rückwärtigen Winterquartieren zu den activen Divisionen zu marschiren hatte, versagte den Gehorsam und war nicht von der Stelle zu bringen. Ohne Umstände ließ Bonaparte die Urheber und den Bataillonschef vor das Kriegsgericht stellen, das Bataillon aus der Armeeliste streichen, zu je fünf Mann unter die anderen Bataillone der Armee vertheilen, und alle Officiere und Unterofficiere, die ein gutes Beispiel zu geben versäumt, schimpflich aus der Armee stoßen. Officiere anderer Truppenkörper, die gewohnterweise ihrem Unbehagen oder ihrer monarchischen Gesinnung durch die Rufe: Vive le roi! Luft gemacht, wurden vor die Gerichte gestellt und erschossen. Wie diese strengen Maßregeln die Armee bald überzeugten, daß festere Hände die Zügel der Kriegszucht übernommen, so schreckten Bestrafungen und gemessene Befehle die Schurkerei empor, die sich fast aller Zweige der Armeeverpflegung bemächtigt hatte. Il est important, schrieb Bonaparte an den Chef des Verpflegungswesens, qu'aucun fripon ne puisse échapper. Depuis assez longtemps les soldats et

les intérêts de la patrie sont la proie de la cupidité. Un exemple est nécessaire en tout temps, et particulièrement à l'entrée de la campagne. Die Organisation des Hauptquartiers wurde vollendet. Divisionsgeneral Gaultier, Chef des Generalstabes unter Scherer, blieb an der Spitze des sogenannten schreibenden Hauptquartiers, in Oesterreich das Armee-General-Commando genannt, und der adjudant-général Vignolle Sous-Chef des Generalstabes im großen Hauptquartier unter Berthier.

Dieselbe Sorgfalt wandte Bonaparte den Stäben seiner Untergenerale zu. Er wußte nur zu gut, daß der Stab ein wesentlicher Bestandtheil jeder Kriegsorganisation sei und daß die vortrefflichste Armee bei Unzulänglichkeiten im Stabe kaum Mittelmäßiges zu leisten vermöge, gerade wie das beste Werkzeug unbrauchbar wird, wenn ihm die Handhabe fehlt. Allen Generalen wurde befohlen, sich mit der vorgeschriebenen Zahl Adjutanten zu versehen. Jede Armee-Division erhielt zur Besorgung der Detailgeschäfte zwei bis drei adjudants généraux (höhere Generalstabsofficiere), wovon jeder einige Officiere als Gehilfen (adjoints) besaß. Jene, welche keine adjoints hatten, erhielten den Befehl „de proposer sans délai les officiers qu'ils jugeront capables de remplir ces fonctions importantes", und Berthier die Weisung, die Vorgeschlagenen hinsichtlich ihrer Eignung strengem Examen zu unterziehen.

Wie klein und unbedeutend diese Verfügungen scheinen mögen, so sind sie es in Wahrheit nicht und geeigneter als manches Andere, für den Werth zu zeugen, den Bonaparte auf die geistigen und moralischen Potenzen des Heerwesens legte.

Wenn wir auf einige dieser Verhältnisse auch etwas näher eingehen, so geschieht es nicht, um Kriegsgeschichte zu schreiben, sondern um das hervortreten zu machen, was in Kriegsgeschichten nicht enthalten und doch zum Verständniß jener Schläge unentbehrlich ist, die in einer unglaublich kurzen Zeit den Untergang von fünf tapferen Heeren herbeiführen sollten.

Das Unglück der Waffen Oesterreichs in diesem merkwürdigsten der neueren Kriege wurde fast von allen Geschichtsschreibern entweder im Ungeschick der österreichischen Generale oder in der ungenügenden Tapferkeit der österreichischen Soldaten gesucht. Wohl mag die Operationsweise der österreichischen Feldherren, welche ihre Kenntnisse des großen Krieges in einer ganz anderen Schule erworben, als jene gewesen war,

die jetzt, mit Ueberraschung für den Schöpfer selbst, zur Anwendung gekommen ist, dazu beigetragen haben; doch trägt sie keineswegs ausschließlich die Schuld. Tapfer aber hat die österreichische Armee sich jederzeit erwiesen, und noch auf St. Helena hat selbst Napoleon ihr das Zeugniß gegeben, daß in keiner seiner zahllosen Schlachten irgend eine Truppe mit größerer Tapferkeit, Hartnäckigkeit und Aufopferung gefochten, als die Oesterreicher bei Marengo. Das Unglück Oesterreichs hat der merkwürdige Zusammenfluß einer Fülle verschiedenartigster Ursachen verschuldet, von denen der größere Theil weder einzelnen Menschen noch dem System zum Vorwurf gemacht werden kann. Sie waren so unabhängig von dem menschlichen Willen, wie es Regen oder Sonnenschein ist oder der Ertrag der Ernte. Je weiter die Vergangenheit zurücktritt, je mehr sich das Urtheil von Haß und Liebe befreit, um so deutlicher treten diese Ursachen hervor, um so milder wird das Verdict über unsere Vorfahren, und um so größer die Achtung, die sie sich selbst inmitten unerhörten Unglücks verdient.

Man hat den Krieg häufig mit dem Schachspiele verglichen, mit Unrecht. Ein Schachspieler, der seinen Feldzug mit demselben Ausmaß an Macht und Mitteln beginnt, dessen Figuren dieselbe unveränderliche Eigenschaft haben, wie jene seines Gegners, mag sein Spiel durch bloße Ueberlegenheit der Combination gewinnen, durch größere Aufmerksamkeit, durch raschere und tiefere Conception, durch schnelle Benutzung neu aufschießender Ideen und der Fehler seines Gegners, oder durch überraschende Schläge. Der Kampf beginnt unter gleichen Chancen, mit gleichen Vortheilen des Schlachtfeldes, mit gleichen Waffen und mit vollster Kenntniß der gegenseitigen Bewegung. Hier ist die Operation Alles. Im Kriege jedoch sind die bewegenden und bewegten Elemente so durchaus anderer Natur, daß selbst ein nur äußerlicher Vergleich unrichtig bleibt. Schon die numerische Zahl der Truppen ist selten gleich, und niemals ist es ihre Leistungsfähigkeit. Die Armee besteht aus vielen tausend Individuen, von denen jedes sein Interesse, sein Freud und Leid, seinen Willen hat, von denen jedes den Einwirkungen des Hungers, der Kälte, der Ermüdung und mannigfach wechselnden anderen Einflüssen unterliegt. Das Alles verändert ununterbrochen die moralische Verfassung, die Spannkraft, den Schwung. Uebung, Kriegsgewohnheit der Truppen, Tüchtigkeit der Officiere, Talent der Feldherren ist ein anderes Element, das, in seinem durchschnittlichen Gehalte zwar anderen Quellen entspringend, in seiner Aeußerung

jedoch von dem Wechsel der moralischen Spannung abhängig bleibt und täglich ein anderes sein kann. Je sicherer im Kriege jeder Einzelne seine Aufgabe trägt, je weniger er sich durch Hindernisse, widrige Zufälle, Entbehrung und Anstrengung entmuthigen läßt, umsoweniger lastet die Inertie der Truppe auf den Untergeneralen, und um so leichter wird der Feldherr handeln können, weil er Herr der Masse bleibt. Sowie aber die moralische Kraft des Einzelnen erstirbt und dieser nicht mehr von dem eigenen inneren Impulse getragen wird, so fällt nach und nach die ganze Last der trägen Masse auf die Kraft der Unterfeldherren, und sowie auch diese davon erdrückt wird, auf den Feldherrn allein. Dies modificirt mannigfaltig die Leistungsfähigkeit eines Heeres und erzeugt jenen Unterschied, der in der Action zwischen der Idee und der wirklichen Leistung hervortritt und dessen tausendfältige Ursachen der Militär die Reibung im Kriege nennt. Sie ist der Grund, daß der Erfolg häufig so weit hinter der Erwartung, die Ausführung hinter dem Plane zurückbleibt. Je geringer sie ist, je größer das Durchschnittsmaß der Leistungsfähigkeit wird, und je mehr sie die Eigenschaft eines dauernden Charakterzuges annimmt, mit einem Worte, je ähnlicher ein Heer in dieser Beziehung den unveränderlich begabten Schachfiguren wird, desto vortrefflicher wird dasselbe. Aber Niemand, selbst nicht der größte Feldherr, hat es ganz in seiner Hand, diese Stabilität der Leistungsfähigkeit seinem Heere zu erhalten, weil die Factoren, deren Gesammtproduct sie ist, nur allzu häufig außerhalb des Bereiches seiner Macht gelegen sind.

Diese Grundbedingungen der Leistungsfähigkeit waren seit der unglücklichen Schlacht von Loano im Herbste 1795 in der österreichischen Armee wesentlich gestört. Bis dahin war sie mit Lebensbedarf reichlich verpflegt und große Wintervorräthe an Proviant, Kleidung und Schuhen lagen in Loano und Finale aufgehäuft. Mit dieser Schlacht wurden die reichgefüllten Magazine, die Spitäler, das Zeltlager, Bagagen, Kochgeschirre, ja selbst ein Theil der Tornister verloren. Ohne Brod und Zelt mußte sich die Armee bei Einbruch des Winters aus der milden Küstenzone auf die Höhen eines unwirthlichen Gebirges ziehen und in den kalten Thälern des Nordabhanges Lager nehmen. Schon in den ersten Tagen des Decembers begann der Hunger mit dürrem Finger anzuklopfen. Der kranke Feldzeugmeister Dewins, der die kaiserliche Armee commandirte, ließ den Truppen den Kostenpreis jener Lebensmittel vorausbezahlen, welche zu liefern die

Armeeverwaltung außer Stande war. Ein Heer von Speculanten benützte diese Nothlage zu gewinnreichem Geschäft und brachte den Truppen gegen vierzehntägige Vorausbezahlung Mehl und Reis. Bald aber erkannte der Soldat, daß „Mehl und Reis pfundweise an den Händen gewissenloser Verpflegsbeamten hängen blieb", und mochte mit seinem Blutgelde nicht ferner den Säckel Gewinnsüchtiger spicken. An der Küste wärmte sich der Franzose noch im Sonnenschein, eine Stunde bergaufwärts peitschten dem Oesterreicher kalte Stürme den Eisregen ins Gesicht und tiefer hinein den Schnee. Seit December deckte zwei Fuß hoher Schnee den Boden, der rasende Orkan warf die Zelte um oder er zerriß dieselben und vor Kälte klappernd mußte der Soldat sein schwankendes Wohnhaus von Neuem bauen. Je härter die Kälte wurde, desto empfindlicher machte sich der Holzmangel geltend. Ungeheuere Feuer mußten angezündet werden, damit die ausgestellten Piketts den Schneestürmen und Regengüssen Trotz bieten konnten. Holz mußte genommen werden, wo es eben zu finden war. Ungeachtet wiederholten Verbotes gingen Gemeine und Unterofficiere Nachts verstohlen auf Jagd nach dem Brennmaterial in die Holzställe und an die Umzäunungen der Hütten des Gebirges; die Officiere, auch Menschen von Fleisch und Blut, mußten schweigen, damit auch sie sich trocknen und wärmen konnten. Solche Ausflüge waren nicht gefahrlos und mehrere unserer Soldaten sind dabei von Piemontesen erschossen worden. Die Regierung hatte Alles gethan, die Armee mit Lebensbedarf zu versorgen; aber die Masse der bei Loano verlorenen Vorräthe war nicht schnell genug zu ersetzen. Das Land war durch dreijährigen Krieg ausgezehrt; die Vorräthe mußten aus Oberösterreich, aus Ungarn und Croatien nachgeschafft werden. Das brauchte Zeit und der Winter war um, ehe die Armee ihren Haushalt einigermaßen wieder eingerichtet hatte. Obzwar auch eine piemontesische Armee zur Seite des kaiserlichen Heeres focht, so hatte der Bewohner Piemonts doch kein Herz für unsere Soldaten. Sogar das Laub der Bäume, welches Einzelne in ihr Zelt getragen, wurde als privates Eigenthum reclamirt und kaltblütig sah ein Ortsvorstand der Bestrafung eines über diesen „Felddiebstahl" ertappten armen Teufels zu. Der Sieg hatte zwar den Oesterreicher jedes Mal in die Riviera gebracht und die Bedingungen seiner materiellen Existenz gebessert. Diese Erleichterung war aber stets nur von kurzer Dauer gewesen, und so oft die Armee ins Gebirge geworfen wurde, so oft hatte ihr Elend sich wieder ver-

doppelt. Es war unter solchen Umständen kein Wunder, daß der Soldat, aus Italien sich hinwegsehnend, jene seiner Kameraden beneidete, die an den Ufern des schönen Rheins demselben Feinde entgegenstanden, welchen er in diesen öden und wüsten Bergen zu bekämpfen hatte.

Dieser Zusammenfluß widriger Umstände hatte natürlich die Stimmung der Armee merklich herabgedrückt und ihre moralische Spannung stand keineswegs auf der Höhe der Stimmung des gegenüberstehenden Heeres. Diesen Unterschied steigerte bis zu einer vollkommenen Ungleichheit die andersgeartete Natur der republikanischen Armee.

Ein großer Theil der kaiserlichen Truppen bestand aus Geworbenen. Unter diesen gibt es immer eine gute Anzahl verzweifelter Subjecte, deren dunkle Vergangenheit das Bessere der menschlichen Natur erstickt hatte und die weder durch das Band eines festen Besitzes noch der Familie an die Interessen des Landes geknüpft waren, dessen Sache sie verfochten. Für Leute solcher Art hatte der harte und entbehrungsreiche Kriegsdienst wenig Verlockendes, und Desertionen hatten sich während der winterlichen Waffenruhe häufig und häufiger gezeigt. Manche Truppenkörper, unter denen Fahnenflüchtigkeit zur Krankheit geworden, mußten aus den vorderen Postirungslinien in die Thäler zurückgezogen werden. Dort wurden sie in Kirchen und Klosterhöfe gesperrt und unter Bedeckung täglich spazieren geführt. Dabei war die Zucht der Armee etwas zu streng, ja pedantisch. Mit dem Zollstab wurde die Weite des Schrittes gemessen und mit der Uhr in der Hand deren Zahl in der Minute. Der formelle Theil des Reglements herrschte mit Unerbittlichkeit und artete mitunter in unnütze, ja geradezu schädliche Quälerei aus. Bei Märschen war es verboten, das Gewehr während der kurzen Rast auf den Boden zu stellen oder Wasser zu trinken, bevor der Tagmarsch ganz vollendet war. Der gesammte Dienst wurde nach einem unabänderlichen Einerlei getrieben; der Unterricht beschränkte sich auf Anlernung rein mechanischer Formen und eines blos technischen Geschickes. Das Alles prägte dem Soldaten allmälig den Stempel einer steifen Unbeholfenheit auf, und nach längerer Dienstzeit dünkte es demselben endlich nirgends wohler, als wo täglich Alles nach Gesetz und Stunde im Geleise der theuer gewordenen Gewohnheit geschah. Dies war, so unglaublich es auch klingen mag, der Grund, daß ein so unerhört großer Theil der Kriegsgefangenen, ja selbst der Deserteure, die unter den blauen französischen Mützen vollere Schüsseln

und regelmäßigere Mahlzeiten zu finden gehofft, nach kurzer Dienstzeit beim Feinde, die süße Regelmäßigkeit des österreichischen Feldlebens vermissend, mit Freuden wieder das mitunter quälende, doch außerordentlich wohlschmeckende steife Einerlei des kaiserlichen Dienstes suchte.

Bei einer so strammen, ja peinlichen Disciplin war der Heerdienst gefürchtet, und der Rekrut zitterte, wenn er eingekleidet wurde. Er betrachtete sich mehr oder weniger als das Opfer eines Gesetzes, dessen Nothwendigkeit er nicht verstand, dessen Härte er aber fühlte. Bei der Mehrzahl der Stämme, welche das Heer zusammensetzten, bestand, was wir Vaterlandsliebe nennen, nur in sehr abgeschwächtem Grade, insofern im Herzen auch des Rohesten Anhänglichkeit an die Stätte seiner Geburt, an die Heimat seiner Angehörigen lebt. In der Vorstellung vom Vaterlande hatte die Idee eines großen Oesterreichs die provinzialen Vaterländer noch nicht verdrängt. Was kümmerte den Hirten und Holzschläger aus den Karpathen, den Zigeuner aus der Steppe, welches Princip in Frankreich herrschte und welche Macht in Frankreich gebot. Der Heerdienst erschien ihm als eine Zwangssteuer, die er mit so viel Entbehrung, Selbstentsagung, Demüthigung, mit einem gar bedeutenden Bruchtheil seines Lebens abzuleisten hatte, aus Gründen, die er nicht verstand, für Interessen, die er nicht erfaßte, auf eine Weise, die er fürchtete und die in sich nichts besaß, ihn mit den schweren Bedingungen seines Standes zu versöhnen oder das Opfer verständlich zu machen, welches die Wohlfahrt des Ganzen, dessen Theil auch seine Familie, gebieterisch verlangte. So war es kaum möglich, daß bei ihm ein rechter Siegesdurst erwachen konnte, so war es aber auch *unumgänglich*, daß *nur* die Starrheit streng bestimmter Formen ein so sprödes Material zu einem handlichen Heere bilden und *nur* die Zuverlässigkeit des angelernten Gehorsams ihm den Mangel eines selbständigen inneren Impulses ersetzen konnte.

So war es aber keineswegs blos in der österreichischen Armee; so war es, Frankreich ausgenommen, in allen festländischen Heeren; zumal in Preußen, wo die Kunst dieser excessiven Zucht und Drillerei erfunden worden war. Die Staaten jener Zeit suchten die Sieghaftigkeit in der Trefflichkeit alles Details und in vollkommener Uniformität. Der Soldat sollte nichts als eine bloße Maschine sein und die Armee mit der Zuverlässigkeit von Maschinen operiren. Man kann nicht sagen, daß, den Staatszweck ins Auge gefaßt, diese Vorstellung eine unrichtige wäre. Jede Heeresorganisation, wenn sie wirklich ein brauch-

bares Heer schaffen will, wird ein solches Ziel voranstellen müssen. Durch die Organisation muß der kriegerische Muth eines Volkes jedoch nicht allein entwickelt, er muß zugleich gezügelt und angefeuert werden. Strenge Ordnung und feuriger Diensteifer müssen sich verbrüdern. Die Truppen müssen auf's Schlachtfeld eilen, zwar mit der Präcision von Maschinen, aber auch kämpfen mit dem Enthusiasmus von Kreuzfahrern. Nicht das Ziel, nur der Weg war unrichtig gewesen, welchen die frühere Organisation verfolgte. Sie unterdrückte die menschlichen Instincte, statt sie zu benutzen. Jene Armeeorganisation, die es darin am weitesten gebracht, konnte damals sicher sein, ein Heer geschaffen zu haben, das jeder anderen Armee weit überlegen, in welcher der Formendienst minder starr, der Soldat weniger Maschine geworden war.

Damals jedoch war das französische Heer gerade dasjenige, in welchem der Revolutionsschwindel alle jene Kräfte entwickelt hatte, welche die physische Leistungsfähigkeit am meisten potenziren und zu ungewöhnlichem Schwunge stacheln.

Die Revolution hat die alte Armee Frankreichs zerstört, und was in den Trümmern Kräftiges, Ehrgeiziges oder Verzweifeltes war, in den Schoß der neuen aufgenommen, die sie an die Stelle setzte. Diese neue Armee war das ganze Volk, und jene Theile, die davon nach der Sturmepoche von 1793 an die Grenzen ausgeschieden wurden, waren aus allen Schichten des Volkes hervorgegangen, diesem mit allen Tugenden und Schwächen angehörend, dessen wahre Blüthe und Kraft, von dem enthusiastischen Schwunge ergriffen, welchen der Revolutionstaumel der ganzen Nation gegeben, jung und neu in jedem Sinne des Wortes. Aller älteren, ihren wilden Schwindel hassenden Elemente hatte sie sich entledigt und nur kühne, entschlossene, ja verzweifelte Elemente zurückbehalten, die, um Glück zu machen, nichts einzusetzen hatten als ihr Leben. Der Krieg, die Niederlage hatte den Franzosen den Sieg gelehrt. Von keinem hergebrachten Kriegssystem befangen, von keiner Politik gegängelt, durch keine Rücksicht geschwächt oder zurückgehalten, durch die Guillotine in die Schlacht getrieben, lernten sie mitten im Gefechte und in den Bewegungen des Krieges die Bedingungen des kriegerischen Erfolges. Ihr wahrer Exercierplatz war das Schlachtfeld, ihr Lehrer der Feind, und Sieg oder Niederlage der einzige Prüfstein des erworbenen kriegerischen Werthes. Die Träger der althergebrachten Kriegsformen und Ueberlieferungen, veralteter An-

sichten; die im Lehnstuhl, am Hofe und in dem behaglichen Nichtsthun des Garnisonslebens erwachsenen Officiere der alten Zeit waren entfernt oder hatten sich selbst zu Grunde gerichtet, und die unbefangene Beobachtung der natürlichen Bedingungen des Sieges führte die heranwachsende junge Schule allmälig zu Schlüssen, deren kraftvoller Anwendung die schulgerechte Manier der Coalitionsheere erlag. Aus dieser neuen Schule, hervorgegangen aus der Concurrenz der Talente eines ganzen Volkes, schoß eine Menge willensstarker, an eigenem Nachdenken belehrter Officiere empor, die, allerlei Conditionen entsprossen, mitunter desperate Gesellen, hartgesotten in einem regellosen, abenteuerlichen Leben, rauh an Sitten und Formen, rauh an Herzen und Manieren, im Feldleben aufgewachsen, ein jugendkräftiges, des wunderbarsten Schwunges fähiges Heerwesen bildeten und zusammenhielten.

Die Umwälzung, welche die Revolution in dem französischen Heerwesen hervorgebracht, blieb keineswegs blos auf die Elemente der Heereszusammensetzung beschränkt; sie war ein radicaler Umsturz des alten Kriegswesens und der ganzen hergebrachten Kriegskunst.

Die Katastrophen, die im Frühjahre 1793 über die Revolutionsarmee und Dumouriez hereingebrochen waren, hatten den Sturz der Gironde nach sich geführt und die Bergpartei zur Herrschaft gebracht. Von dem Kriegsglücke der kaiserlichen Waffen in Schrecken gesetzt, gebar der Berg nun selbst den Schrecken und dieser das Kriegsaufgebot der französischen Nation in Masse. Dies Massenaufgebot war jedoch nicht wie bisher eine bloße Steuer an Menschen und Geld, es war das Aufgebot aller materiellen, physischen, geistigen und moralischen Kräfte des Volkes. Jedes diensttaugliche Pferd, jeder Wagen, jedes öffentliche Gebäude, alle Künste und Gewerbe, alle Handwerker und Arbeiter, deren Beruf nur im Entferntesten den Kreis des kriegerischen Bedürfnisses streifte, wurden für den Krieg und Kriegsgebrauch in Anspruch genommen. Erbarmungslos ging im Staatsinteresse jedes andere Privatinteresse auf. Der gigantische Egoismus der Staatsidee zertrat mit entsetzlicher Energie den natürlichen Egoismus des Individuums. Das Interesse des Staatsbestandes vernichtete den individuellen Bestand. Nicht der Staat schien zu existiren, damit das Volk existiren könne, sondern das Volk wegen der Existenz des Staates.

Die erfolgreiche Verwendung der so mit einem Male in Be-

wegung gesetzten ungeheuren und nicht kriegsgewohnten Massen setzte ein Abweichen von den hergebrachten Kriegsformen und Einrichtungen voraus. Eine unübersehbare Reihe von Reformen, eine Revolution anderer Art ging daraus hervor und Carnot's Genie hat sie mit bewunderungswürdigem Scharfblicke bis in die äußersten Consequenzen durchgeführt.

Um so große Heeresmassen ernähren zu können, mußten deren Bedürfnisse auf ein Kleinstes beschränkt werden. Aus den Feldlagern wurde aller Luxus verbannt, die Zelte abgeschafft und das Bivouac unter freiem Himmel eingeführt. Die Gleichheit, welche für die bürgerlichen Rechte und Pflichten galt, wurde auch in das Heer hinübergetragen, insoweit, daß Soldat und Officier alles Ungemach des Kriegslebens gemeinschaftlich mit einander trage. Der Officier mußte fortan sich mit dem eigenen Gepäck beladen, neben dem Fußsoldaten zu Fuß marschiren und dessen harte Lagerstatt, mitunter auf dem nackten Boden, theilen. Die Verpflegung aus dem Magazin war für die aufgerufenen Massen unmöglich; auch besaß dazu der Convent kein Geld. Die Truppen wurden angewiesen, an Ort und Stelle zu nehmen, was eben vorhanden war und sich damit abzufinden. So wurde die alte Magazinsverpflegung über den Haufen geworfen und die Requisition in ein System gebracht. Keine langen Proviantcolonnen folgten mehr der Revolutionsarmee, und ihre Beweglichkeit stieg darunter ungeheuer. Aber es lag auf der Hand, daß Frankreich durch das Requisitionssystem zu Grunde gerichtet werden mußte, wenn sich der Krieg auf französischem Boden erhielt. Dies trieb die Revolutionsarmee beständig in den Angriff, d. i. zu einer dem französischen Charakter vorzüglich zusagenden Kriegsform, und der Krieg wurde hinfort durch den Krieg genährt.

Um dem Ernährungsbedürfniß größere Gebiete tributpflichtig zu machen und die Producte des Kriegsschauplatzes unmittelbar sich anzueignen, waren die einzelnen Heere genöthigt, sich in sich zu theilen. Dies führte zu der Formation der Armee-Divisionen im modernen Sinne des Wortes und zu ihrer Zusammensetzung aus allen drei Waffen. Diese Combination begründete ihre Selbständigkeit und diese Selbständigkeit wurde wieder von maßgebendem Einfluß auf die Gestalt der Schlacht. An Stelle der zusammenhängenden Linientreffen in der Taktik der Coalitionsheere, welche sich auf ein Commando bewegten, trat eine Reihe von einander unabhängiger, je nach dem Gefechtsgange selbständig handelnder Körper. Der Befehlshaber der

Division schritt aus dem Zwange des Commandos heraus; die Disposition zur Schlacht mußte ihm, für Entschluß und Bewegung, Spielraum lassen und konnte sich nur an die Umrisse einer allgemeinen Instruction binden. Das gab dem persönlichen Werthe der Unterfeldherren für den Gesammterfolg eine größere Wichtigkeit als jemals zuvor.

Die Nothwendigkeit, die ganze Masse der plötzlich aufgebotenen Volkskräfte für die active Verwendung schnell geeignet zu machen, erzwang andererseits die Annahme der allereinfachsten taktischen Formen. Parademanöver, wohlgeordnete Frontmärsche, Evolutionen nach geometrischen Figuren, künstliche Pelotonfeuer waren unerreichbare Kunststücke für die Truppen des Augenblickes. Es wurde deshalb für die Bewegung größerer Körper die geschlossene Bataillons-Colonne mit kurzer Front und großer Tiefe hervorgesucht. Sie bot ein zuverlässiges Mittel, den gefechtsscheuen Neuling mit fortzureißen, die durchschnittenen Schlachtfelder der Niederlande, Nordfrankreichs und ganz besonders jene Oberitaliens mit Leichtigkeit zu durchschreiten und die neue Schlachtordnung williger jeder Bodengestaltung anzuschmiegen, als die lange und geschlossene Linie der Coalitionsheere. Da jedoch diese geschlossenen Bataillons-Colonnen wegen des Aufmarsches einer Aufstellung mit Intervallen nicht entbehren konnten, so mußte das in der Divisionsformation angenommene Princip der Selbständigkeit der Theile nun auch auf die Unterglieder der Division übertragen werden. Es traten also auch hier die persönlichen Eigenschaften der einzelnen Colonnenführer, ihre Intelligenz, Thätigkeit, Blick, Entschluß, Geistesgegenwart ungleich mehr in den Vordergrund, als in der langen und starren Linie.

Wenngleich vortrefflich für den geschlossenen Bajonettangriff, eignete sich die Colonne jedoch wegen Kürze der Front und Wehrlosigkeit ihrer tiefen Flanken wenig für das Feuergefecht; desto besser paßte bei der augenblicklichen Natur des Heeresmaterials für diesen Zweck das Tirailleurgefecht, dessen erfolgreichen Gebrauch die französischen Officiere während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges in der Nähe beobachtet hatten. In losen Ketten und beweglichen Schwärmen vermochten auch die allerjüngsten Soldaten dem Gegner feuernd auf den Leib zu rücken und die Combination von Colonnenangriff und Tirailleurgefecht schuf eine bis in das Detail anders geartete Gefechtsform. Sie gab dem untergeordneten Officier Gelegenheit zur Selbstthätigkeit, zu Erprobung von Einsicht und Ueberblick und öffnete Jeder-

mann bis zum letzten Tambour herab ein weites Feld zu Auszeichnung und Ehre. Das Individuum, welches innerhalb der Formen der Lineartaktik wenigstens in diesen tieferen Sphären unter der Masse verschwand, konnte nun wieder daraus hervortreten und den ganzen Werth seiner intellectuellen und moralischen Eigenschaften mit in die Wagschale des Erfolges werfen.

Wie die Division als feststehende Einheit der französischen Heeresgliederung im Großen in ihrem Verhältnisse zur Schlacht unabhängiger geworden war, so auch zu den Operationen, zu den großen Heeresbewegungen auf dem Kriegsschauplatz. Aus Ernährungsrücksichten konnte die Armee nicht mehr auf einer Straße oder auf einigen nahe benachbarten zusammengehalten werden. Sie marschirte nicht länger in einer unter den Augen des Feldherrn vereinigten Colonne; sie nahm in der Bewegung die strategische Front von mehreren Meilen, ja Tagmärschen ein und war von dem körperlichen Auge des Feldherrn nicht mehr zu überschauen. Dies vermochte nur noch dessen geistiger Blick. Je mehr aber die Bedingungen der täglichen Existenz die einzelnen Divisionen aus einander zogen, um so schwieriger wurde die Gesammtheeresleitung gegen das einheitliche Ziel und um so größer die Gefahr einer nun überaus erleichterten Versplitterung der Kraft. Weil der Feldherr nunmehr mit desto festerer Hand dieser mit der Divisionsformation begründeten centrifugalen Tendenz entgegenzuarbeiten hatte, weil er die Armee materiell zu leiten außer Stande war, größere Räume geistig zu überspannen, auf längere Zeit vorauszudenken hatte, so waren auch die Forderungen an die Begabung des Feldherrn ungemein gestiegen.

Die von der Revolution im Kriegswesen hervorgerufene Umwälzung war, wie man sieht, vollständig und mußte früher oder später zu noch unerhörten kriegerischen Katastrophen führen. Das Massenaufgebot hatte den Krieg, welcher bis dahin ausschließlich Sache der Cabinette gewesen, wieder zur Volkssache gemacht und demselben die Energie der Kriege Roms, der Kriege Attila's und der Tartaren zurückgegeben. Die daraus hervorgegangene Umwälzung riß nun alle Schranken nieder, welche bis dahin die Energie des Krieges eingedämmt und zum Benagen der feindlichen Grenzen verdammt hatte, und die von den Fesseln der Magazinsverpflegung entbundene Kriegsfurie konnte mit ungeschwächtem Ungestüm ihre Streiche gegen das Herz der bekriegten Staaten richten. Vor der Beweglichkeit der französischen Taktik mußte

die ungelenke Lineartaktik der Coalitionsheere auseinanderfallen. Mit dem Gefühle der wachsenden Ueberlegenheit wuchs der französische Kriegszweck riesengroß an und schien nur in der Erschöpflichkeit der Siegeskraft seine Grenze finden zu können. Diese Siegeskraft war aber fast unerschöpflich und die Gefahr für die Kriegführenden hatte keine Grenze mehr. Nun galt es nicht mehr blos eine Festung, eine Provinz zu behaupten oder zu erobern; Sein oder Nichtsein, Fortbestand oder Untergang waren in Frage gestellt.

Wenn in den ersten Katastrophen des Revolutionskrieges bis 1796 dies Zustreben nach dem Aeußersten noch nicht zur völligen Klarheit geworden und mit seiner ganzen zertrümmernden Gewalt herangetreten war, so lag dies nur in der ersten Unvollkommenheit der neuen Mittel und in der ersten Unvollkommenheit ihrer Benützung. Die neuen Generale fanden sich beim ersten Griffe in dem neuen System nicht gleich zurecht. Das Richtmaß fehlte für den neuen Gebrauch der neugeschaffenen Mittel. Nur für das Genie gibt es keine Theorie, es schafft sich seine Theorie selbst und bringt jede andere zu Schanden. Nur das Genie konnte im ersten Erfassen das rechte Maß für die Straffheit des Zusammenhaltens auf der einen, für die Freiheit der Divisionsbewegung auf der anderen Seite finden; schwerfälligere Geister jedoch mußten erst durch Erfahrung und die bitteren Lehren des Mißgeschickes hindurchgehen, um die Erkenntniß jener Mittelformen zu finden, welche die Gefahr der Kraftversplitterung verringerten, ohne die nothwendige Freiheit der selbständigen Heeresglieder abermals zu verschlingen. Bis 1796 hatte das neue Kriegssystem im Allgemeinen fast nur seine Nachtheile gezeigt. Die durch die Divisionstheilung gesteigerte Selbstthätigkeit des Heeres hatte zur Verzettelung desselben geführt und der Oekonomie der Kraft entgegengewirkt. Carnot's Idee, diese selbständigen Theile auf ein einheitliches Ziel ununterbrochen gerichtet zu halten, war noch nicht tief genug in das Bewußtsein der Feldherren gedrungen und mit ihnen Eins geworden. Die auseinander strebende Tendenz gewann die Oberhand. Was während dieser Periode den Franzosen den Sieg gegeben, das war lediglich die Unbeholfenheit des schwerfälligen gegnerischen Kriegssystems, die Manie der künstlichen und Defensivstellungen, der verkünstelten Manöver und die als Gegensatz im Großen und Kleinen vorherrschende Offensive des französischen Krieges. Was Carnot, umgeben von Hemmnissen jeder Art und von organisatorischen Arbeiten erdrückt, in Paris nur hatte wollen können, das wurde jetzt durch

Bonaparte vollendet und zugleich bis auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht.

Dieser radicale Umbildungsproceß hatte die französische Armee in allen Elementen des Seins, Gedeihens und Wirkens und in dem durchschnittlichen Gehalte ihrer geistigen und moralischen Kraft zu einem völlig neuen, jungen und von Grund aus verschiedenen Heerwesen gemacht, dem kein einziges der übrigen Kriegsheere Europas in etwas Anderem ähnlich gewesen war als in einigen äußerlichen organisatorischen Formen. Sie staken noch bis an den Hals in den Ueberlieferungen der hergebrachten Organisation und preußischen Taktik, aus welcher sich aber jede Spur eines Geistes verflüchtigt hatte.

Zur Begründung jenes starren Formendienstes, welcher nach dem Hubertusburger Frieden wie eine ansteckende Seuche in allen Armeen Europas eingerissen war, hatte der schlaue Preußenkönig selbst vielleicht am meisten beigetragen. Bei den Herbstmanövern von Potsdam, zu welchen wie in eine europäische Kriegsschule die militärische Welt des Festlandes strömte, war eine Menge künstlicher und rein mechanischer Evolutionen zum Vorschein gekommen, die in keinem der preußischen Kriege gesehen worden waren, und die der große König seinen lernbegierigen Schülern nun als das wahre Geheimniß seiner Siege zum Besten gab. Ein aufmerksames Studium der Schlachten Friedrichs II. zeigt jedoch, daß er blos mittelst Durchgeistigung der Lineartaktik und innerhalb ihrer allereinfachsten Formen über die Lineartaktik gesiegt hatte, durch verständigen Gebrauch der überlieferten einfachen Manöver und durch eine geistreiche und gewandte Anwendung des Angriffes in schiefer Schlachtordnung, welche in Wahrheit das siegreiche Princip seiner Schlachten gewesen war. Dennoch wurde die aus Potsdam importirte Weisheit zum herrschenden Schwindel der militärischen Welt jenes Zeitalters. Vergeblich wehrte sich dagegen in einzelnen klaren Köpfen eine machtlose Opposition. Die europäischen Armeen suchten fortan ihre Sieghaftigkeit nur in dem kläglichen Schematismus der Elementartaktik und die einzige Grundlage der Kriegszucht in Einführung des preußischen Stockes. Auf Lineal und Winkelmaß wurde die ganze Kriegskunst zurückgeführt, die Taktik mit einer Unmasse künstlicher Formen bereichert und die Heere zum bloßen Spielzeug und Paradeinstrument herabgedrückt.

Weil Form und Schablone eigenes Urtheil und schöpferisches Nachdenken entbehrlich macht, die natürliche Trägheit begünstigt

und einer großen Mehrzahl indolenter Menschen überaus bequem ist, so fand die preußische Schule rasch die weiteste Verbreitung, und bald schritten die eifrigen Schüler auf dem betretenen Pfade über die Grenzen hinaus, welche der witzige Lehrer gesteckt hatte. In den einzelnen Heeren entstand bald ein allgemeines Geschrei nach positiven Vorschriften für sämmtliche Zustände und Thätigkeiten, für die allergeringste Regung des militärischen Lebens. Alles wurde hinfort in endlose Formen eingeschnürt und die möglichste Gleichförmigkeit aller Details zum unumgänglichen Dogma aller Kriegstüchtigkeit proclamirt. Bald fühlte sich der höhere Truppenführer unbehaglich, fand er nicht fertige Recepte für alles Sein und Sollen. Waren diese nicht schon vorhanden, so wurden sie flugs geschaffen und bald bewegte sich das ganze Armeeleben in einem einförmigen, erstarrten, regungslosen Einerlei. Diensteifrige Officiere, in denen noch ein Trieb zum Schaffen lebte und die sich in ihrer Wirkungssphäre durch tausend Normen eingeengt sahen, verfielen der noch schädlicheren Sucht, fremde niedrigere Wirkungskreise zu usurpiren, für ihre Untergebenen zu handeln, für sie zu denken und zu wollen. Der General stieg in die Sphäre des Obersten, dieser in die Sphäre des Hauptmanns, ja des Corporals herab. Trauernd flog der Geist vor dieser Ueberwucherung, vor diesem Fetischdienste rein mechanischer Formen davon. Jede nationale Eigenthümlichkeit wurde darunter verwischt, die Heere Europas waren mehr oder minder gelungene Auflagen des preußischen Originals geworden.

Unter einem so erstarrenden und den Geist tödtenden System war die Heranbildung brauchbarer Generale oder gar talentvoller Feldherren in ihrer Hauptbedingung vereitelt. Der Officier glaubte den einzigen Prüfstein seiner Tüchtigkeit endlich nur in der Vortrefflichkeit eines häufig ganz nichtigen Details suchen, hierin den Ehrgeiz seines dienstlichen Strebens concentriren und auf dasselbe seines eigenen persönlichen Rufes und Fortkommens wegen das allergrößte Gewicht legen zu müssen, so daß sehr rasch das wahre Ziel des Armeelebens im Frieden den Augen entschwand und an dessen Stelle ein hohles und lächerliches Puppenspiel trat.

Unter dem ausschließlichen Formendienste waren die moralischen Facultäten der überwiegenden Mehrzahl miterstarrt und moralische Schwäche, moralische Verweichlichung und Unselbständigkeit zu einem bezeichnenden Merkmal der damaligen Heere geworden. Nur ganz besonders kräftig organisirte Gemüther haben eine gewisse Geistesfrische,

Spannkraft, Schwung der Gedanken und Gefühle, Begeisterungsfähigkeit und Willensstärke in die höheren Stellungen heraufgebracht, aber bis auf äußerst seltene Ausnahmen die Uebung verloren, mit diesen Eigenschaften auch den zum bloßen Automaten zugestutzten Soldaten zu durchdringen.

Die kaiserliche Armee in Italien war 1796 in jedem Sinne des Wortes noch eine Armee Lascy's, eine Armee des Siebenjährigen Krieges. Kaum erst einzelne jener Reformen, und diese nur von untergeordnetem Belange, waren von ihr aufgenommen worden. Sie lag noch in den Fesseln des Magazinssystems, und die Verhältnisse des Krieges und Kriegsschauplatzes hatten es auch völlig unmöglich gemacht, dieselben zu zerreißen. Sie führte noch ihre Zeltlager mit sich und den damit verbundenen unendlichen Train. Der Officier lebte in verhältnißmäßigem Luxus, schlief im eigenen Zelte, und selbst der jüngste führte bei den Fußtruppen zwei Pferde zu eigenem Gebrauch. Die Lineartaktik mit all' ihrer Schwerfälligkeit stand in vollster Blüthe und ihr entsprach die ganze Organisation. Auf die unmittelbare Leitung durch den Feldherrn berechnet, besaß die Armee-Division keinerlei Selbständigkeit; ihr Stab war überaus ärmlich dotirt, der Verband mit anderen Waffen vorübergehend und vom Bedarf des Augenblickes abhängig.

Die croatischen Grenztruppen, sonst der Schrecken der Preußen, die nun mit größtem Vortheil gegen die französischen Tirailleurs zu verwenden gewesen wären, hatte Feldmarschall Lascy auf den Fuß der Linientruppen organisirt und sie ihrer Eigenthümlichkeit entkleidet. Die kaiserliche Armee in Italien besaß zwar an den Freicorps der Grafen Gyulai und Mahony sogenannte leichte Truppen, doch sie unterschieden sich von der Linie auch nur in nichtigen Aeußerlichkeiten. Die Stärke der österreichischen Infanterie, ihre Ausdauer in geschlossenem Feuergefecht, die Entschlossenheit ihres Bajonettangriffes konnte gegen die neue Gefechtsweise des Feindes ihre naturgemäße Geltung selten erlangen, weil ihr die Tirailleurkette jedes einigermaßen greifbare Ziel entzog und die Linien der österreichischen Schlachtordnung bereits erschüttert hatte, bevor deren Wirksamkeit begann. Die wenigen Schützen der Bataillone, 12 bis 20, reichten gegenüber den dichten Ketten der Franzosen nicht aus, und die Bataillone selbst, in Schwärme aufgelöst, bewegten sich in der ungewohnten Manier mit Unbeholfenheit und dem allergrößten Nachtheil. Seit Langem durch diesen Tirailleurkrieg harcelirt und auf Kriegsschauplätzen fechtend, welche dem Gebrauche der

Linie tausend Hindernisse bereiteten, wurde noch wenig daran gedacht, dem Feinde mit gleichen Waffen entgegenzutreten, das zerstreute und Localgefecht in ein System zu bringen und allmälig auch die Heereserziehung den gesteigerten Anforderungen anzupassen. Die an dem Formencultus großgesogene Indolenz gab sich zufrieden, die hergebrachte schwerfällige Kriegsweise dem Gebirgsboden des Apennins so gut es ging anzuschmiegen und für das Uebrige den heiligen Leopold sorgen zu lassen. Nur die Regsamsten und Jene, welchen die Sache des Kaisers über die eigene Bequemlichkeit ging, erhoben sich zu der Ueberzeugung, daß man wenigstens auf diesem überaus durchschnittenen und bedeckten Kriegsschauplatze, welcher die Linienschlacht absolut ausschloß, die Fesseln der preußischen Taktik entweder zersprengen oder wenigstens für den Plänklerkrieg ausschließlich bestimmte Truppen schaffen müsse. Zu diesen zählte in erster Linie der Armee-Commandant Feldzeugmeister Baron Beaulieu. L'Italie n'est pas un pays, où il ne faut que des bataillons serrés pour faire la guerre; schrieb er am 10. Mai 1796 — Il est inconcevable, que les généraux, qui ont fait la guerre en Italie, n'aient point insisté constamment pour obtenir une quantité de chasseurs dans l'armée d'Italie, pays, où ils sont absolument indispensables; je n'en ai pas un. Il y en a un nombre infini à l'armée du Rhin, y compris les compagnies franches de Laudon. Ce fleuve, le Pô, qui semble une barrière à la Lombardie, n'est pas une avec nos pesans bataillons. Ces gens ne savent pas combattre isolés; leur masse est partout en but à toute cette infinité de tirailleurs éparpillés dans les broussailles, marais, ruisseaux ou digues et des milliers d'arbres, derrière lesquels ils sont cachés. D'instruire mes officiers dans un mois de temps de ce genre de guerre est impossible.

Tritt schon aus diesem ganz allgemeinen Bilde die im Großen und Kleinen anders geartete Natur der einander gegenüberstehenden Heere ziemlich scharf hervor, so zeigt ein nur oberflächlicher Blick auf das Detail noch viel grellere Unterschiede.

Vor Allem springt die Altersdifferenz ins Auge. Die kaiserliche Armee besaß nur einen einzigen General, der nicht wenigstens zweimal so alt gewesen wäre als der feindliche General en chef, und der jüngste der kaiserlichen Brigadegenerale hatte das Alter des ältesten französischen Divisionsgenerals. Von diesen Letzteren zählte der Divisionsgeneral Serrurier 52, Laharpe 51, Kilmaine 47, Augereau 39, Massena

38 Jahre. Die Brigadegenerale standen ausnahmslos in der Blüthe und Vollkraft des rüstigsten Mannesalters, Rampon 39, Guieu 30, Joubert 27 Jahre u. s. w., und der Rest der niederen Armeechargen befand sich zu den Altersstufen der Führer in angemessenem Verhältniß. Der kaiserliche Obergeneral war dreimal so alt als Bonaparte, der Generalquartiermeister (Chef des Generalstabes) FML. Baron Lauer hatte 59, FML. Graf Argenteau 61, Sebottendorf 60, GM. Rukavina 59, Schubirtz und Pittoni 58, Kerpen 55, der jüngste Brigadier, Lipthay, 51 Jahre.

Die kaiserliche Armee war überdies außerordentlich sparsam mit Generalen und überhaupt mit höheren, zumal Generalstabsofficieren bedacht. An Divisionsgeneralen, deren die französische Armee zehn hatte, besaß jene, außerhalb des Hauptquartieres, nur zwei, und an Brigadegeneralen, deren Bonaparte 20 hatte, nur sieben. Doch auch von diesen Letzteren lag ein Theil krank in der Lombardei darnieder, so daß der factische Beginn der Feindseligkeiten nur vier Brigadegenerale in thatsächlicher Dienstleistung fand. Allerdings hatte der Hof noch mehrere andere nach Italien gesendet; aber sie haben die Armee erst erreicht, nachdem diese bereits bis an den Mincio zurückgeworfen war. Das Unglück der kaiserlichen Waffen in den Niederlanden und am Rhein während der vorhergegangenen Feldzüge war übrigens Ursache gewesen, daß man die wahre Blüthe der österreichischen Generalität bei der Rheinarmee eingetheilt und das kaiserliche Heer in Italien, wo sich doch noch ein gewisses Gleichgewicht erhalten, nach und nach ihrer vorzüglicheren Führer beraubt hatte. So waren nacheinander FZM. Graf Wallis, FML. Br. Türkheim, GM. Hiller und vor Allen der ausgezeichnete Generalquartiermeister GM. Br. Simbschen dahin versetzt worden. Die Mehrzahl der in Italien angestellten Generale war gebrechlich und nicht sehr geeignet die entbehrungsreichen Anstrengungen eines bewegten Feldlebens auf die Länge zu tragen. Während der Dauer des Feldzuges blieb stets ein Theil an's Krankenbett gefesselt, ja es trat sogar der unglaublich klingende Fall ein, daß es während einiger Tage bei der ganzen Armee einschließlich des Feldherrn nur zwei dienstfähige Generale gab.

Sicherlich fehlte es der kaiserlichen Armee nicht an militärisch gebildeten Officieren von vorragender Befähigung. Aber ein langer Friedensdienst, der die Vortrefflichkeit des Heeres blos in der Vortrefflichkeit und Uniformität des Details suchte, den Soldaten blos zum

Automaten, das Heer blos zur Maschine bildete, zum Weiterstreben wenig Anregung gab und für die innere Tüchtigkeit des Erstrebten keine greifbaren Preise bot, ließ die etwa erworbene Fachkenntniß meist unbenutzt verrosten und in der großen Mehrzahl sehr bald jede eigene Strebsamkeit ersterben. So wurde, indem man mit aller Beflissenheit das Heer blos zur Maschine erzog, gänzlich versäumt, auch für die Erziehung Jener Sorge zu tragen, welchen früher oder später der Gebrauch dieser Maschine anvertraut werden mußte. Der Officier jener Zeit war bis auf wenig Ausnahmen, worunter der unvergeßliche Erzherzog Carl die glänzendste ist, eben nur zum Werkzeuge ausgebildet und nur zum Werkzeuge befähigt. Für die Kriege der vergangenen Epoche, wo die Kriegführung ihren Ruhm mehr in der Methodik als in der Größe der Siege suchte, mochte eine solche Heereserziehung keinen besonderen Nachtheil haben, weil auch die gegenüberstehende Armee auf gleiche Weise geschult war, an den nämlichen Gebrechen, an der gleichen Unmündigkeit litt. Jene Wenigen, die ein lebhafteres Bewußtsein des höheren Berufes vorwärts trieb und in Regsamkeit erhielt, schlugen darin entweder eine einseitige oder gar eine ihrem Lebensberufe ganz fernliegende Richtung ein und wurden Mechaniker, Sprachkünstler, Mathematiker, Maler, Ideologen, ohne jemals die Früchte ihres Fleißes und ihrer Thätigkeit für den Staat nutzbar zu machen. Außerordentlich Wenigen galt der Krieg als eine Kunst, er galt mehr als Beruf und Handwerk, und besaß freilich auch kaum erst die Anfänge zu einer Wissenschaft. Die wissenschaftliche Kritik, welche sich im achtzehnten Jahrhundert dem Felde der Kriegskunst schüchtern zuzuwenden begann, ließ ihr Licht mehr auf das Einzelne fallen, ohne sich um Anfang und Ende viel zu bekümmern. Die Kriegsgeschichte beschränkte sich in der Regel auf eine dürre Aufzählung der Ereignisse. Die Schriften Montecuculi's waren fast vergessen und Lloyd erst sehr Wenigen bekannt.

Was ohne ungewöhnliche Anstrengung des Kopfes und ohne besonderen Aufschwung des Geistes zu finden war, eine gewisse handwerksmäßige Geschicklichkeit, die Beobachtung des Feindes, Sicherheitsdienst, das hatte der Officier vollkommen inne, und wenn Umstände blos an dessen natürliches gesundes Urtheil, an dessen List und Witz appellirten, so hat es ihm darin Niemand zuvorgethan. Alle Unternehmungen, deren Hauptbedingung persönliche Bravour, Kühnheit der Unterfeldherren und Truppen, Ueberlistung oder Ueberraschung des Feindes

gewesen, wurden auch immer mit erstaunlichem Glücke ausgeführt. Zahllose Ueberfälle während des Erbfolge- und Siebenjährigen Krieges waren mit Glanz gelungen, eine Festung sogar ward durch Ueberfall erstürmt, ja einmal die ganze Armee Friedrich's durch einen Ueberfall geschlagen. Wo seit 1740 bis 1796 die Oesterreicher gesiegt hatten, da glich die Schlacht entweder etwas einem Ueberfall oder es hat den Sieg eine so überwältigende Tapferkeit verschafft, daß gegen sie jede Kunst des Feindes ohnmächtig war; und wo sie geschlagen wurden, da erlag ihre Tapferkeit entweder blos der überlegenen Kraft oder der überlegenen Kunst.

So war es gekommen, daß die Officiere im Allgemeinen zwei Kategorien angehörten, von denen die eine den Krieg lediglich als Handwerk betrachtete und die Kunst im Kriege vergaß, die andere darin blos eine Kunst erblickte und sich um die handwerksmäßige Routine ebensowenig wie um das moralische Element bekümmerte. Erstere waren Haudegen von erprobtem Muthe, wohl geeignet ihre Truppe mit Glanz zum Sturme zu führen, doch selten mit einer größeren positiven Fachkenntniß ausgerüstet als in den Reglements enthalten war; im Ganzen wackere Soldaten, welche den Abgang des Fachwissens theils durch die Stärke der Faust und ihre persönliche Bravour ersetzen zu können glaubten, theils durch allgemeine Weltbildung, angenehme Umgangsformen, stattliche Präsentation oder auch durch den Gebrauch jener bekannten, aus dem Successionskriege stammenden, knorrigen und handfesten Derbheit in Ausdruck und Geberde. Die Anderen waren befangen in selbsterdachten verkünstelten Theorien und fixen Ideen, erdrückt unter der Wucht einer Menge ungeordneten und unverdauten Wissens, stets bereit die kriegerischen Verhältnisse ihrer Ansicht anzupassen und im Besitze eines unerschöpflichen Apparates hochtönender Phrasen und gelehrter Ausdrucksweisen für die einfachsten Dinge des militärischen Seins und Gedeihens, eines Apparates, welcher zu der herrschenden Begriffsverwirrung nicht Weniges leistete, aber überaus Vielen imponirte.*)

*) Ein Beispiel von vielen mag hier Platz finden, wie die übrigens mit verbittertem Herzen und vielem Salze geschriebenen „Briefe aus Italien" dasselbe erzählen.

Die Schlacht von Loano hatte mit einer Art von Ueberfall durch die Franzosen begonnen. Ein Officier eines der zuerst überfallenen Posten eilte, ohne sich völlig ankleiden zu können, in's Hauptquartier nach Finale, um dasselbe rasch zu

In dem Maße, als unter der preußischen Organisation die urwüchsige Frische der kaiserlichen Armee verwelkte und die fachliche Bildung gegen die Forderungen der Zeit zurückgeblieben war, hatte der durch Lascy geschaffene Generalstab an Einfluß und Bedeutung gewonnen. An das Gängelband unaufhörlicher Bevormundung gewöhnt und mit der Zeit schlechterdings einer Bevormundung bedürftig geworden, überließ der General seinem Officier vom Generalstabe willig Idee, Impuls und Entschluß und sank immer mehr zum bloßen Werkzeuge desselben herab. Von daher datirt das thatsächliche Uebergewicht des Generalstabes in der Armee zur Zeit von Kriegsoperationen, ein Uebergewicht, welches derselbe wegen der Mängel seiner inneren Organisation und Unzulänglichkeit seiner Befähigung nur ausnahmsweise zu rechtfertigen verstand. Die große Mehrzahl der Generalstabsofficiere waren bloße Zeichner, „höchstens hatte ihr Gedächtniß," sagte der unsterbliche Erzherzog, der diese Mängel lebhafter als Jemand empfand und schärfer als Jemand geißelte, „einzelne Grundsätze der Kriegführung aus der Schule behalten, aber die Anwendung derselben kannten sie nicht. Jene, deren Geist in dem bloßen Zeichnen keine hinlängliche Nahrung fand, überließen sich unbedingt dem Spiele ihrer Phantasie. — — Wie

---

benachrichtigen. — „Die Herren vom Generalstab, erzählt dieses Buch, verzehrten noch ruhig ihr Mittagsessen. — — „„Wer sind Sie?"" fragte ihn einer. — — „„Ich bin ein Oberlieutenant,"" war die Antwort, „„der bei Poisano im Lager stand. Unsere Armee ist geschlagen! Die Franzosen nähern sich schon den Schanzen von Casa libera. — — Das ganze Thal von Loano ist voll vom Feuer der Franken und dem unsrigen. Aber eben dies ist der Beweis, daß unsere Linie durchbrochen ist. — — Ich nahm meinen Weg über Rocca di Bove bei Pietra, und bemerkte, daß sich die Franken gerade gegen San Pantaleone und San Giacomo ziehen und uns den Rückzug auf der Straße nach Mallare abzuschneiden suchen."" — „„Bah!"" entgegnete der Ingenieurofficier, „„eitle Lügen! Sie verdienen, daß man Sie arretirt. Sehen Sie — und hiermit zog er einen Plan aus der Tasche — hier ist die Vertheidigungslinie. Hier bei Loano stehen zwei Divisionen. Hier ist die Schanze Nr. 1. Diese bestreicht mit den Kanonen die ganze Gegend bei Borghetto. Auf dieser Seite vereinigen sich die Defensionslinien u. s. f. Es ist unmöglich durchzubrechen. Sehen Sie, immer zwei Defensionslinien durchschneiden einander. Hier sind Schluchten, da kann man nicht marschiren, und hier oberhalb Certosa, ja da ist ein Berg, und auf dem Wege steht das Pikett. Bekennen Sie, daß Sie gelogen haben oder Sie sind verrückt!"" Erst bei der wilden Flucht von Weibern und Knechten glaubte man endlich, daß sich die Defensionslinien in natura nicht so durchschnitten hatten, wie sie es auf dem Papier thaten."

es gewöhnlich geschieht, zollte ihnen der Haufen in dem Maße Beifall, als sie verworrenere und zahlreichere Ansichten zu Tage förderten" u. s. w.

Der allergrößte Nachtheil jener excessiven Ausbildung der preußischen Kriegszucht und Methodik war jedoch keineswegs blos Geistesarmuth und der Mangel des exacten militärischen Wissens. Zur Noth hätte man sich der Fachbildung endlich auch entschlagen können, wenn nicht Werthvolleres mit zu Grunde gegangen wäre. Attila und Dschenghis-Khan haben die Welt erobert ohne Kenntniß der methodischen Kriegführung und ohne die Kunst gelehrter Rückzüge. Sicher, man kann auch ohne Gelehrsamkeit siegen, wenn die Zahlüberlegenheit oder die Tapferkeit groß genug ist, der überlegenen Kunst des Gegners Stand zu halten; man kann ohne Gelehrsamkeit siegen, wenn ein überlegener Geist die Truppe leitet und in seinem Talente das Surrogat für die Kenntniß besitzt; man kann ohne Gelehrsamkeit siegen, wenn eine kraftvolle Hand die Armee zusammenhält und innerhalb derselben der Wille für den Entschluß, die Hand für die Ausführung des Entschlusses eingeübt bleibt. Aber die Formenvergötterung war nur darnach angethan, jede angeborene Thatkraft zu ersticken, von dem Gemüthe jede Frische abzustreifen, dem Willen jede Uebung der schöpferischen Initiative, des selbständigen Entschlusses vorzuenthalten und den Geist nach keiner Richtung an das Gefühl der selbständigen Verantwortlichkeit zu gewöhnen. Die Folge war eine fast hilflose Unmündigkeit, ja eine Mitleid erregende Unbeholfenheit unter den einfachsten und klarsten Verhältnissen, eine Angewöhnung an das Leitseil, welches nach längerer Dienstzeit Jedermann unentbehrlich schien und eine unüberwindliche Scheu vor der Verantwortung des eigenen Handelns erzeugte. Der Mehrzahl der höheren Officiere war die Bevormundung so sehr in das innerste Mark gedrungen, daß sie, wo Umstände selbständigen Entschluß, Initiative und thatkräftiges Handeln verlangten, die höhere Hand schmerzlich vermissend, die Dinge lieber auf ein Aeußerstes kommen ließen, ehe der Zwang der Lage ihnen den Entschluß entrang. Wo immer möglich, ächzten sie angstvoll nach Anlehnung an die höhere Autorität, ja wo Gesetz oder Vollmacht volle Freiheit einräumte, das Reglement bündig für ihre Machtvollkommenheit sprach, zauderten sie selten, dem Gesetz und Reglement zum Trotz, sich begierig in die angelernte Unmündigkeit hinein zu begeben. Nur mit schmerzlicher Resignation vermochte die Mehrzahl sich der Unvermeidlichkeit des eigenen Handelns zu fügen. Manches Unglück ward dadurch verschuldet. Wäh-

rend Bonaparte mit jedem Siege, mit jedem politischen Erfolge, der in die Wagschale seines Ansehens ein neues Gewicht geworfen, seine überaus weiten Vollmachten noch mehr zu erweitern strebte und den Regierungs-Commissaren täglich von ihrem Einflusse nahm, schränkten die kaiserlichen Generale ihre Vollmachten von Fall zu Fall freiwillig ein und waren überaus geneigt, ihr ganzes Handeln durch den Hofkriegsrath, durch den Kaiser oder den Feind bestimmen zu lassen. Allmälig fiel, im Laufe der Ereignisse sichtbar wachsend, die Last des Entschlusses mehr und mehr auf die Schultern des Kaisers, und dieser mußte seinen Generalen wiederholt befehlen, selbständig und ohne weiteres Anfragen zu handeln.*)

Je höher die Ansprüche gestiegen waren, welche die eben vollzogene Umwälzung im französischen Kriegswesen an die intellectuelle und moralische Tüchtigkeit des Individuums durch die ganze Stufenleiter der Grade bis zum Feldherrn hinauf stellte, je mehr eine dreijährige Uebung das jugendlich frische Revolutionsheer an eine gewisse Selbständigkeit seiner Bestandtheile bereits gewöhnt hatte, um so größer war dessen Abstand von der kaiserlichen Armee. Was würde es genützt haben, wenn sie vor Eröffnung der Feindseligkeiten auch das französische System angenommen, die steife preußische Schlachtordnung in Stücke zerschlagen, sich in selbständige Divisionen formirt und das Tirailleurgefecht systematisirt hätte, so lange es unmöglich gewesen war, jedem Einzelnen Willensstärke und Gemüthsfrische einzuhauchen, in jeder

*) Einer dieser zahlreichen Fälle möge hier Platz finden.

Ein italienisches Infanteriebataillon hatte im Laufe des Feldzuges (am 28. Juni) im Gefechte am Monte Baldo, durch die Flucht einer des Krieges noch ungewohnten Tiroler Landesschützen-Compagnie in Schrecken gesetzt, seine Stellung beim Anmarsche des Feindes ohne Gegenwehr verlassen, seine Waffen zum Theil weggeworfen und sich mit Hinterlassung des Zeltlagers, der Munition und Feldrequisiten durch die Schluchten nach Avio geflüchtet. Alle anderen Truppen waren über diese Schmach auf's höchste entrüstet und brandmarkten sie mit den härtesten Worten. Statt aber gegen das pflichtvergessene Bataillon die volle Strenge der Kriegsartikel anzuwenden und einen so gefährlichen Fall rasch als ein Mittel auszubeuten, die damals etwas schwüle Atmosphäre des Heeres durch ein erschütterndes Ungewitter mit einem einzigen Schlage zu reinigen, begnügte sich der Brigadier, das Ereigniß dem FML. Sebottendorf, dieser dem interimistischen Armee-Commandanten FML. Melas, dieser dem Hofkriegsrathe, dieser dem Kaiser zu berichten und die Schuldigen zur Bestrafung anzuzeigen, von welchem diese Generale erst die wahre Instanz der Kriegsartikel erfahren mußten, an die sie von vornherein und ohne Zeitverlust zu appelliren gehabt hätten.

einzelnen Brust Selbstvertrauen und das Feuer einer begeisterten Siegeszuversicht anzuzünden! Wenn dem kaiserlichen Soldaten der Sieg über die neue Kriegskunst nicht möglich oder wenigstens überaus erschwert war, so lange er um denselben in den gewohnten und ihm vertrauten Formen stritt, er würde ihm noch viel weniger möglich geworden sein, wenn er darum in einer fremden ungewohnten Weise hätte streiten sollen. Die kaiserliche Armee kam übrigens im Lauf der Ereignisse häufig in die Lage, mit selbständigen Divisionen und Brigaden zu operiren. So lange in solchen Fällen der Impuls des höheren Willens dauerte, so lange ging es jederzeit auch leidlich vorwärts; sowie aber die vorgezeichneten Ziele erreicht, die ursprünglichen Dispositionen erschöpft waren, die Lage endlich die selbständige Einsicht und den Entschluß der Untergenerale herauszufordern begann, da ging augenblicklich auch die Orientirung durch das geistige Auge verloren und Alles kam in's Stocken und in Verlegenheit. Der Proceß, durch welchen der Terrorismus die französische Armee mit Blitzesschnelligkeit hindurchgejagt, konnte in der kaiserlichen Armee eben nur langsam und allmälig vollzogen werden. Auch in der Armee stießen, wie in der Politik, zwei verschiedene Zeitepochen, zwei entgegengesetzte Principien, Altes und Neues vernichtend aufeinander. Unter den gegebenen Verhältnissen waren deshalb schwere Unglücksfälle der kaiserlichen Waffen und aller anderen Cabinetsheere fast ein unvermeidliches und unerbittliches Geschick. Oesterreich mußte zuerst für die ererbten Irrthümer nicht allein der nächstvorhergegangenen Generation, es mußte für den halbhundertjährigen Irrthum des gesammten Europas büßen. Nichts wäre deshalb eine größere Ungerechtigkeit, als unsere Vorfahren von 1796 dafür verantwortlich zu machen, daß sie weder einen Carnot zum Organisator noch einen Bonaparte zum Feldherrn oder die Guillotine zur Lehrerin der neuen Kriegskunst gehabt.

Die meisten Kriegsgeschichten haben erzählt, daß unsere Vorfahren gefehlt haben, aber nicht, weshalb sie fehlen mußten; daß sie geschlagen wurden, aber nicht, weshalb sie geschlagen werden mußten. Man erschrecke deshalb nicht vor der etwas rauhen Färbung des Bildes und seiner einzelnen Gestalten. Gewiß hat den Pinsel keine unpatriotische Hand geführt.

Der kaiserliche Hof hatte die Absicht gehabt, den Feldzug 1796 in Italien mit 60.000 Mann kaiserlicher Truppen zu eröffnen. Eine

solche Kraftentfaltung schien ganz andere Resultate zu versprechen als der langsam hinsiechende Krieg der vorhergegangenen Jahre. Diese Hoffnung hatte auch den König von Sardinien zur Ablehnung der lockenden Friedensanerbieten der französischen Machthaber bestimmt. Die großen Rüstungen jedoch, welche mittlerweile für die Rheinarmee nothwendig geworden, hatten das Aufbringen einer solchen Kraftmasse für den italienischen Kriegsschauplatz vereitelt. Mit mittelmäßiger Anstrengung und mittelmäßigem Erfolge wurde hier seit 1792 der Krieg geführt und der kaiserliche Hof hielt sich zu der Erwartung berechtigt, denselben bis zu einem entscheidenden Umschlage am Rhein noch weiter mit mittelmäßiger Anstrengung fortführen zu können. Mit Mühe wurde die im Winter auf 20.000 Mann zusammengeschmolzene kaiserliche Armee wieder auf den Stand von 37.000 Mann gebracht, von denen jedoch 12.000 Mann in Spitälern lagen, so daß einschließlich des aus Unteritalien heraufmarschirenden neapolitanischen Hilfscorps von 1500 Reitern kaum 27.000 Mann (35 Bataillone, 20 kaiserliche Schwadronen) wirklich kampftüchtig waren. Zwar hatte der König von Sardinien an 50.000 Mann auf den Beinen, doch waren davon 35.000 Mann zum Felddienste wenig geeignete Milizen und lagen zerstreut in den festen Plätzen des Landes. Nur 18.000 Mann piemontesischer Soldaten standen mit dem kaiserlichen Hilfscorps von 2500 Mann (unter FML. Provera) unter FML. Colli thatsächlich dem Feinde entgegen, so daß sich die Gesammtmacht der Verbündeten, hoch gerechnet, beiläufig auf 47.500 Mann bezifferte.

Mit der Division Argenteau cantonnirte die kaiserliche Armee in der Umgegend von Acqui, mit der anderen, Sebottendorf, in der Lombardei bis gegen Cremona, ja gegen Mantua hin. Die Armee Colli's stand von Mondovi bis Cherasco. Eine dünne Postenkette, mehr als 20 Meilen lang, deckte die Quartiere von Acquafredda bei Genua über Carcare hinaus bis an den Tanaro.

Daß sich mittlerweile aus der Lage aller Verhältnisse für den Feind ein solches erstaunliches Capital von Siegeskraft aufgehäuft habe, wurde damals kaum von den hellsten Köpfen noch geahnt und die Energie des Coalitionskrieges kränkelte allgemein an der Schwäche der treibenden kriegerischen Motive. Nie hatte, seit den Zeiten des großen Soliman, der Krieg selbst unter der Hand wirklich großer Feldherren eine auf die vollständige Vernichtung der kämpfenden Heere, auf die Zertrümmerung der kriegführenden Staaten gerichtete Tendenz gezeigt.

Der kaiserliche Hof hoffte deshalb, das seit der Schlacht von Loano gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, indem er die italienische Armee den Befehlen eines Generals übergab, welcher damals nächst Clerfayt des besten kriegerischen Rufes genoß. Es war der FZM. Jean Pierre Freiherr von Beaulieu.

Sohn eines alten niederländischen Soldatengeschlechtes, war er 1743 im siebzehnten Jahre mit drei Brüdern als Fähnrich in die Armee getreten, unter welchen er der glücklichste war. Einer war bei Breslau, ein anderer bei Hochkirch gefallen und der dritte ebenfalls im Verlaufe des preußischen Krieges seinen Wunden erlegen. Als Hauptmann in den Generalstab versetzt, diente Jean Pierre eine Zeit lang im Stabe des FM. Daun und begründete bei Kollin, Breslau und Leuthen seinen Ruf als herzhafter und entschlossener Colonnenführer. Seine Thaten hatten ihm das Maria-Theresienkreuz verdient. Die langjährige Waffenruhe, welche dem Hubertusburger Frieden folgte, hatte ihn jedoch in Anstellungen gebracht, in welchen die soldatische Frische und Rührigkeit meist in der Sehnsucht nach den Reizen eines behaglichen Stilllebens unterzugehen pflegt. Während mehrerer Jahre ward er mit Verschönerung der kaiserlichen Lustschlösser beschäftigt. 1768 kehrte er als Oberst in seine Heimat zurück und ward dem Gouverneur von Mecheln zur Seite gestellt. Auf diesem Posten erhielt er sich durch zwanzig Jahre. Unter dieser Verwendung hatte sein Wesen eine etwas einseitige Richtung angenommen. Wenn er auch die Muße, die er in den schattigen Laubgängen seines heiteren Landsitzes Jodoignes häufig suchte, keineswegs in trägem Genusse verpraßte, so waren seine Stunden meistens doch Dingen zugewendet, die seinen Geist mehr und mehr aus seiner ursprünglichen Richtung drängten. Mit leidenschaftlicher Lust sammelte er Medaillen, Karten, Pläne, Kupferstiche, Alterthümer, Handzeichnungen, Kunstseltenheiten, und sein Landsitz wurde dieser Schätze wegen hochberühmt. Erst nach 45jähriger Dienstzeit und im 64. Lebensjahre begann bei Ausbruch der niederländischen Unruhen der bewegte Abschnitt seiner militärischen Laufbahn, also in einem Alter, in welchem das Wirken anderer Menschen in der Regel zu enden pflegt. Theils als Generalquartiermeister unter FZM. Bender, theils als Unterbefehlshaber zeichnete er sich in den Gefechten gegen die niederländischen Rebellen mannigfach aus und durchlief nun ziemlich rasch die Grade bis zum Feldmarschalllieutenant. Ein Sieg über den Insurgentenhäuptling van der Merche hatte ihm das Commandeurkreuz

des Theresien-Ordens verschafft, aber seinen einzigen Sohn gekostet. Der Losbruch des Revolutionskrieges fand ihn an der Spitze einer Division des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen. Bei Jemappes, wo er den linken Flügel der Kaiserlichen befehligte, hatte er ungewöhnliche Entschlossenheit gezeigt, 1793 die Franzosen bei Lysoing geschlagen, und später am Nederbach; 1794 bei Arlon. In der ersten Schlacht von Fleurus hatte er durch seine Entschlossenheit wesentlich zum Siege beigetragen und 1795 unter Clerfayt als Generalquartiermeister gedient.

Wo Beaulieu bis dahin in die kriegerische Action miteingegriffen, da hatte der Erfolg sich entweder eingestellt oder es war augenblickliches Mißgeschick ohne jedweden Nachtheil geblieben. Allenthalben war seiner Entschlossenheit das Glück zugeflogen, und er galt allgemein als der entschlossenste und glücklichste der kaiserlichen Unterbefehlshaber. Ein General, welcher trotz eines so hohen Alters in fast zwei Dutzend Schlachten und Gefechten sich als ein thätiger und glücklicher Anführer und zugleich als ein gebildeter und erfahrener Generalstabschef hervorgethan, schien in der That in seinen persönlichen Eigenschaften die Bürgschaft darzubieten, daß die etwas aus ihrem Gefüge gerathene Armee in solchen Händen weiterem Unglück wenigstens einen Damm setzen werde. Der kaiserliche Hof glaubte in Beaulieu einen zweiten Laudon auf dies Kriegstheater zu bringen. Seine Intelligenz, sein feuriger Muth, seine Lebhaftigkeit, seine merkwürdige Gemüthsfrische, seine sprudelnde Thatkraft erhoben ihn weit über das Niveau eines gewöhnlichen Dienstofficiers. Seine feinen Manieren, die geistreiche Art seiner Conversation hatten den Hofkriegsrath und den Kaiser für ihn gewonnen. Sein aufgeklärter Kopf lag in einem beständigen Kampfe gegen die engbrüstigen Vorurtheile seiner Zeit. Er besaß gesunde Vorstellungen über Heerwesen und Organisation, über die Schädlichkeit des Geist und Gemüth tödtenden Schematismus und äußerlichen Formendienstes und über die Elemente der neuen Taktik. Er empfand die Nothwendigkeit einer naturgemäßeren kriegerischen Schule und ahnte die ungeheure Kraft, welche Begeisterung dem Soldaten zu geben vermag. Er haßte die hergebrachte Weise der Heereserziehung, die ihre höchste Vollkommenheit nur in Ertödtung jeden moralischen Aufschwunges, in der vollständigsten Erstickung jeder Selbständigkeit suchte und blos Automaten zu liefern im Stande war. Er verdammte die damals weit eingebürgerte Ansicht, als könne der Stock und nur allein der Stock die wahre Grundlage aller Kriegszucht sein; er verdammte sie aus der

kaltblütigen Ueberzeugung, daß Furcht vor Strafe den Soldaten zwar in passivem Gehorsam erhalten, niemals aber demselben den Impuls zu eigenem Handeln einflößen könne; er verdammte sie in der Ueberzeugung, daß es im Gefechte Augenblicke gebe, wo auch dieser Gehorsam seine Grenze finde, Augenblicke, von denen Sieg oder Niederlage abhängt und über die nur mit Hilfe jener Gemüthseigenschaften des Soldaten hinüberzukommen ist, welche das preußische System erdrückte oder wenigstens unentwickelt ließ. Es fehlte ihm keineswegs an feinem Verstande und im engeren Sinne auch nicht ganz an jener seltenen Fähigkeit, in dem Dunkel, welches drei Viertheile derjenigen Dinge fortwährend umgibt, auf die das Handeln im Kriege gebaut wird, eine Spur des inneren Lichtes festzuhalten und mit dem Tacte des Urtheils die Wesenheit verworrener Situationen herauszufühlen. Aber dieser geistige Blick konnte nur kleinere Verhältnisse überspannen. Auf dem begrenzten Raume eines Schlachtfeldes wußte er genau den wahren Angriffspunkt zu erfassen und während der Dauer einer Schlacht mit Zuverlässigkeit den Dichtigkeitsgrad der gegenseitigen Erschütterung zu messen. Er besaß dabei den Muth, dieser Lichtspur mit seinem Willen nachzufolgen und die Gabe des augenblicklichen und zutreffenden Entschlusses.

Ohne Zweifel lagen in diesem merkwürdigen Charakter gewisse Keime wirklicher Feldherrngröße; aber Beaulieu's dienstliche Vergangenheit hatte dieselben ruinirt. Beaulieu war allerdings einer jener elastischen Geister, fähig mit seinen Stellungen zu wachsen und immer größer zu bleiben als diese; doch seine lange Verwendung auf einem Platze und in einer Thätigkeit hatte diese Periode überdauert. Als er endlich sich verändern durfte, war er bereits fertig und unveränderlich. Den gesunden Keim seiner Natur hat zwar die Anstellung in Mecheln vor dem Ersticken gerettet und ihm die ursprüngliche Gemüthsfrische bewahrt; aber die Ueberwucherung einzelner Qualitäten hat andere erdrückt. Sein kriegerischer Genius war kein harmonischer Verein von Kräften, wobei nur die eine oder die andere vorgeherrscht, sondern ein Verein von Kräften, die einander widerstrebten. Ein sanguinisches Temperament machte ihm die Selbstbeherrschung unmöglich. Wie sturmgepeitschte Wolken jagten einander seine Ideen, aber ihre Ausführung schädigte seine verzehrende Ungeduld. Bei einem Kopfe voll der besten Grundsätze und voll des besten Willens, ihnen treu zu bleiben, gingen sie ihm unter der Hand verloren, so oft er zum Handeln kam. Niemand schien

geschickter zum kriegerischen Handeln und Niemand war es wirklich auch, doch jedesmal gerade nur bis zum Vorabend der Handlung. Wenige Feldherren liebten Detachirungen weniger, aber wenige haben ihre Armee über größere Räume ausgedehnt. Im Postenkriege erzogen und zugleich Gegner des Postenkrieges, führte er mit einer ganzen Armee nur einen Postenkrieg.

Ungeachtet dieser Unvollkommenheiten seiner geistigen Constitution würde Beaulieu doch noch ein ungleich besserer Feldherr geworden sein, als seine Vorgänger gewesen waren. Wenn er sich aber auch durch Initiative, Thatkraft und Entschlossenheit hoch über diese erhob, so konnte seiner übrigen Gemüthsfehler halber eine Wahl nicht leicht unglücklicher sein. Sein Temperament machte ihn vielleicht zu demjenigen General der ganzen Armee, der sich für den Posten eines selbständigen Feldherrn am wenigsten eignete. Was bei ihm als moralischer Muth erscheint, fließt nicht aus der Tiefe eines starken Herzens; es ist der Schwung eines heißblütigen Temperaments, in welchem Instincte mächtiger regieren als Urtheil und Erkenntniß. Ohne Zaudern handelte er immer, auch in den schwierigsten Fällen, aber auch ohne Ueberlegung. Nie war sein Inneres durch Zweifel entzweit, aber Entschlossenheit und Einsicht standen vereinzelt neben einander und reichten sich niemals die Hand. Er schrak vor Hindernissen nie zurück; keineswegs aber, weil er sich reich an Hilfsmitteln zu ihrer Bewältigung fühlte, sondern weil er sie auf die leichte Achsel nahm oder ihre Wesenheit nicht kannte. Das Wünschenswerthe erschien ihm allenthalben möglich und das Mögliche leicht. Er war stets bereit, den Himmel zu stürmen, doch wenn der Sturm begann, fand sich, daß er nicht einmal Leitern besaß. Seine Entschlossenheit lag in den Wallungen seines Blutes; das Wesen seiner Kraft war Heftigkeit, das Wesen seiner Energie die Ungeduld. Durch jeden Anlaß ward seine Thatkraft zuerst angeregt, in zweiter Linie erst seine Erkenntniß. Er faßte die Handlung mehr in's Auge als ihre Unterlage, Consequenzen und die unerläßlichen Bedingungen ihres Erfolges. In tieferen Stellungen, auf begrenzten Schlachtfeldern, wo die Aufgabe zu übersehen war, wo ein kühner Anfall, ein augenblicklicher Entschluß, ein kraftvolles Hurrah, eine kürzer dauernde Aufwallung der Gemüthskräfte zum Erfolge hinreichte, mochte solche jugendlich aufflammende Entschlossenheit eine unschätzbare Tugend sein, doch auf dem Posten eines Feldherrn, während der langen Dauer eines Feldzuges war sie ein unermeßlicher Fehler, weil sie daselbst zu

sträflichem Leichtsinn geworden ist. Darum war er ein glücklicher Untergeneral, aber als Feldherr unglücklicher als je ein anderer vor ihm oder lange nach ihm. Sein Temperament hätte vielleicht aus Beaulieu einen der größten Reiterführer seiner Zeit gemacht, aber es machte aus ihm den schlechtesten Feldherrn.

Ein geborener Niederländer, konnte sich Beaulieu unter Truppen anderer Nationalität niemals heimisch fühlen. Bei der italienischen Armee erschien er sich wie in einem fernen Auslande. Dies Gefühl war stärker als er selbst. Es transspirirte ihm durch alle Poren. Seine Landsleute, die im kaiserlichen Heere damals noch zahlreichen Wallonen, ja selbst Italiener zog er allenthalben vor. Dabei besaß er weder Selbsterkenntniß, noch die Kenntniß der Anderen und am allerwenigsten die Kenntniß des menschlichen Herzens. Mit 51 Jahren Dienstzeit verstand er sich schlechter auf die Natur des Soldaten, als der letzte Corporal seiner Armee. Weil er die Armee nicht verstand, so wurde er von ihr nicht verstanden und mußte ihr ebenfalls ein Fremdling bleiben. Er wußte, wessen der Soldat bedurfte und gab es ihm aus warmem Herzen und noch mehr, doch nachdem er es gegeben, wandte der Soldat sich gleichgiltig von seinem Feldherrn ab.

Lange außerhalb des lebendigen Contacts mit der Truppe hatte das Wesen Beaulieu's selbständig sich weiter entwickelt und frei vom äußeren Drucke waren die sprühenden Keime desselben aufgebrochen. Er fand sich schließlich nicht allein nach einem anderen Modelle gemacht, sondern er hatte dabei auch die Fähigkeit verloren, das Modell zu verstehen, nach welchem Heer und Soldat ausgeprägt war. So fanden sich endlich Armee und Feldherr nicht für einander gemacht. Er war zu lebhaft und feurig für seine Truppen, sie zu kalt und träge für ihn. Er besaß zu viel, wovon dies erstarrte und geistesarme Heer zu wenig besaß, Geist, Begeisterung und Begeisterungsfähigkeit. Mit diesem Maße, nach diesem Feuer seiner Brust, nach seiner eigenen Entschlußfähigkeit und Thatkraft wog er den kriegerischen Werth des Individuums ab. An die vorhandenen Persönlichkeiten angelegt, erwies sich solch' ein Maßstab als viel zu groß, und Beaulieu klagte über allgemeine Unfähigkeit. Der Armee als Ganzes maß er dagegen den eigenen fieberhaften Thatendurst zu, zermalmte damit gewaltsam die Reibung, welche die Maschine dabei entgegensetzte, aber freilich auch die Maschine mit.

Die Anerkennung, welche seine Erfolge frühzeitig gefunden, hat

sein Gemüth verdorben, und das Theresienkreuz, welches er noch in ganz jungen Jahren erhalten, sein Streben zum Stillstande gebracht, statt dasselbe zu beflügeln. Die hohe Meinung, welche ihm diese Auszeichnung in seinen und in den Augen Anderer gab, und der demüthige Respect, mit welchem die Mehrzahl seiner Waffenbrüder zu ihm emporzublicken pflegte, hatte ihn endlich in eine Selbstüberschätzung und Rücksichtslosigkeit versetzt, welche die Kriegserfolge der letzten Feldzüge bis zur Unerträglichkeit steigerten. Eitel bis zum Uebermaß auf seine geistige und Gemüthsfrische, konnte er fremde Ansichten, Ideen und Ueberzeugungen nicht hören, ohne sich denselben entgegenzustemmen; doch gab sein Gemüth überaus leicht Eindrücken nach, wenn Eitelkeit und Eigenliebe aus dem Spiele blieb. Seine Unduldsamkeit gegenüber der Ueberzeugung des Individuums verwandelte sich aber in Toleranz gegenüber der Ueberzeugung der Masse. Als eifriger Katholik hat er den Protestanten von Linz aus eigenen Mitteln eine Kirche gebaut. Das Unglück Einzelner dagegen rührte sein Herz und trieb ihn an, zu helfen; das Unglück seiner ganzen Armee stimmte ihn herunter, und statt seine Thatkraft anzuspornen, erdrückte es sie. Ein Mann der Leidenschaften und momentanen Erregungen, besaß er kein Gegengewicht in seinem Temperament und fand ein solches nicht in seinen Grundsätzen. Reizbar bis zur Krankhaftigkeit, verlor er gar leicht das innere Gleichgewicht. Er wußte genau, welche Geistesarmuth in der Armee enthalten sei, aber er legte sie, statt dem System, den Persönlichkeiten zur Last. Der Geringschätzung, welche aus dieser Ueberzeugung entsprang, lieh er gegen Hoch und Nieder unverhohlenen Ausdruck. Er beleidigte die Intelligenz durch Mißachtung und Anmaßung und die Dummheit durch seine Intelligenz. Den im pedantischen Formendienst ergrauten Officier verletzte er durch Gleichgiltigkeit gegen Alles, worin dieser dem Herkommen gemäß seinen ganzen Ruhm suchte; den Denkenden stieß er ab durch unüberlegte Aeußerungen und das Gemachte seines Wesens. Im Grunde war er eine für das Gute, Schöne und Große empfängliche Natur; aber er verstand seine Bewunderung ebenso wenig zurückzuhalten als seine Verachtung. So kam es, daß er für die Menschen kein besseres Richtmaß besaß als sein Gefühl und daß er ihnen Unrecht that durch seine Bewunderung wie durch seinen Ekel. Im Verkehr mit Anderen war er deshalb sein größter eigener Feind. Beaulieu besaß übrigens keine der Eigenschaften, um derentwillen Reizbarkeit und rücksichtslose Leidenschaftlichkeit bisweilen Verzeihung finden, aber auch

nicht die Fülle moralischer Kraft, dieser Verzeihung innerlich nicht bedürftig zu sein. In Bezug auf sich nahm er die Menschen von ihrer besten Seite, in Bezug auf sie nahm er sie von ihrer schlechtesten. Von Hingebung an die Pflichten seines Standes tief durchglüht, nahm er es als selbstverständlich an, daß alle Anderen der Lauterkeit seines Wollens zu gute halten würden, was die Form verletzen mochte. Sein Glaube hat ihn getäuscht. Ohne Zweifel würden die mannigfach beleidigten Empfindlichkeiten dem unwirschen Feldherrn die Geringschätzung verziehen haben, mit welcher er Alle behandelte, hätte der Strahlenkranz eines glanzvollen Sieges seine Charakterhärten verhüllt; doch er hat es nicht verstanden, die Menschen mit sich zu versöhnen und sein Geschick hat ihm die Genugthuung versagt, sie mit dem Gewichte seiner Autorität zu erdrücken.

Was Beaulieu Ehrgeiz nannte, ja was er für Ehrgeiz hielt, war nichts als potenzirte Eitelkeit, welcher jegliches Merkmal gediegenen Ehrgeizes fehlte. Sein Ehrgeiz floß nicht aus dem Inneren, aus dem Bedürfniß seiner Organisation; er war ihm erst mit den hohen Stellungen gekommen, er hatte ihn sich aufgeschwatzt. Er übernahm die Rolle eines Feldherrn und fand, daß sie sich mit der Rolle des großen Mannes wohl vertrage. Er liebte es, seine Größe an der Größe wahrhaft großer Männer abzumessen, aber seine Eitelkeit schob ihm jedesmal ein falsches Maß unter, und er fand sich für sein Bedürfniß groß genug. Aber nur vor sich selber spielte er die angenommene Rolle richtig ab; sein gutes Spiel konnte den Mangel an Wahrheit schwer verdecken. In der Attitude der Größe merkte ein schärferes Auge auf den ersten Blick das Studium, die Absicht, die Schule, und wenn die Gestalt mitunter rührt, so ist es nur die Rolle, das Spiel, die Consequenz. Mit diesem Schein erborgter Größe täuschte er sich selbst, und im Glauben an sich selbst hat er den Kaiser getäuscht. Der echte, probehaltige Ehrgeiz, rücksichtslos auf Dank und Undank, die eigene Persönlichkeit für nichts, die Sache, der er sich geweiht, für Alles zu halten und Alles ihr zu opfern, ein solcher Ehrgeiz war ihm fremd. Niemals konnte er sich höher erheben, als zu der ärmlichen Ansicht, in seiner Armee nur den passenden Hintergrund seiner Größe, das Instrument seines persönlichen Ruhmes zu sehen. Darum dies fieberhaft ängstliche Anklammern an seinen Feldherrnstab, den er bei hereinbrechendem Unglück zu bewahren hoffte, auf Kosten von Herz und Charakter und auf Kosten langjähriger Freundschaft, indem er seine

vermeintlichen Rivalen in der Meinung des Kaisers zu verderben bestrebt war; darum diese Empfindlichkeit gegen das Urtheil seiner Untergenerale, darum diese Furcht vor Intriguen in den Hofkreisen, die ihn Tag und Nacht ängstigte; darum endlich diese Haltlosigkeit im Unglück. Seinem Charakter hat die gediegene sittliche Stütze gefehlt. Jeder seiner Briefe an den Kaiser klagt entweder über die Unfähigkeit der Generale und Officiere, oder über falsche Freunde, ungerechte Anklagen und offene Feinde. Jeder Brief entschuldigt viel Mehreres, als er berichtet, und nur aus der Masse dieser Entschuldigungen konnte der Kaiser erkennen, wie groß die Masse der Gegenstände sein müsse, welche sein Feldherr einer Entschuldigung bedürftig hielt.

Es war ein überaus gefährliches Experiment, einem Feldherrn von solchen Eigenschaften eine bereits erschütterte Armee anzuvertrauen, und zwar unmittelbar am Vorabend der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten. Beaulieu hatte überhaupt niemals in Italien commandirt, ja er hatte dies Land eben zum ersten Male betreten. Er kannte weder die Eigenthümlichkeiten dieses Bodens, noch die Eigenthümlichkeit der Kriegführung auf solchem Boden oder die Eigenthümlichkeiten des Gebirgskrieges. Mitte März war er in seinem Hauptquartier zu Pavia angekommen. Der Ruf seiner glänzenden Thaten am Rhein war ihm seit Monaten vorangeflogen und Vertrauen brachte ihm die Armee entgegen. Sie war überzeugt, in Beaulieu einen Feldherrn zu erhalten, unter dessen Führung Schläge wie jener von Loano hinfort unmöglich seien, ja dessen Entschlossenheit, der Noth des Soldaten sich erbarmend, möglicherweise das Heer endgiltig in die milde Riviera, vielleicht wie einst Prinz Eugenius nach Südfrankreich tragen werde. Keine Braut bringt ihrem Geliebten so viel Fügsamkeit, so viel Zutrauen, Hoffnung und Hingebung entgegen, als ein etwas herabgestimmtes Heer einem neuen Feldherrn von einem gewissen Rufe. Die versteckten Ursachen der Niederlagen bleiben der Menge unbekannt; sie sucht nicht darnach und fühlt auch nicht das Bedürfniß, darnach zu fragen. Sie legt ihre Niederlagen fast immer nur der Führung und der Persönlichkeit zur Last. Der abtretende Feldherr nimmt in ihren Augen auch alle Quellen des Unglückes, nimmt das niederdrückende Gefühl der Niederlage mit sich und der neue wird zur Personification von Glück und aller Hoffnung. Versteht es, natürlich bei nicht zu großem Kraftunterschiede der gegenseitigen Heere und unter sonst nicht ausnahmsweisen Verhältnissen, der Feldherr, diese Periode des rückkehrenden Glaubens an den

Sieg mit sicherer Hand zu benützen, so kann er immer noch Manches leisten, was sonst unmöglich schien. Beaulieu griff jedoch gleich beim ersten Male fehl. Sein Auftreten hatte in seiner nächsten Umgebung Mißvergnügen gesäet und ihm sein Hauptquartier entfremdet. Neid, am meisten wohl nur die Kränklichkeit des abtretenden Armee-Commandanten schienen die Schuld zu tragen, daß die Zurüstungen für den bevorstehenden Feldzug mit einiger Schläfrigkeit betrieben worden waren und daß Beaulieu dies ihm so peinliche Detail nicht so vorgearbeitet fand, als es der Dienst des Kaisers verlangte und der neue Feldherr erwartet hatte. Es wird deshalb begreiflich, daß die Laune eines so himmelanstürmenden und von Ungeduld verzehrten Geistes darunter den härtesten Proben ausgesetzt war. Er legte, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, diese Saumseligkeit den Organen des Hauptquartiers zur Last und gab denselben vom ersten Augenblicke überaus wenig Beweise von Leutseligkeit. Das Mißtrauen und der hochfahrende Ton, mit welchem er Alle behandelte, war aber wenig geeignet, ihm die Herzen zu gewinnen, und seine nur in Wort und Manier, doch nicht in Werk und That liegende Strenge war auch nicht im Stande, ein gewisses Widerstreben kraftvoll zu erdrücken. Niemand war wegen einer so vollständigen Unkenntniß aller localen Verhältnisse auf die Hilfe, den Rath und die Erfahrung Anderer so sehr angewiesen; aber Niemand legte unverhohlener an den Tag, wie gering er Rath und Ansicht seiner Organe halte. Dem Chef vom Generalstabe, FML. Br. Lauer, sagte er gerade heraus, daß er vom Hofkriegsrathe den FML. Marquet zum Stabschef verlangt habe und zu erhalten hoffe; dem Kaiser klagte er fortwährend über Mangel d'un état-major, de quartier maître général, auquel service aucun officier ici n'était dressé. — C'étaient tous dessinateurs au lieu des gens allans, vifs et clairvoyants. Sein Schwiegersohn, Flügeladjutant Major Maelcamp, den Beaulieu vom Rhein mitgebracht, stimmte in diesen Ton nach Kräften ein und vervollständigte die Dissonanzen innerhalb des Hauptquartiers.

Nur zu bald fand sich auch das Heer von der unüberlegten und geringschätzigen Weise des Feldherrn zurückgestoßen. „Meine Herren!" sagte er zu den Officieren einiger durch Pavia marschirender Regimenter; „meine Herren! Sie sind an das Retiriren gewöhnt. Vom Retiriren weiß ich nichts. Sehen, schlagen, siegen, das ist meine Sache!" Ein kühnes Wort, wenn es noch vor dem ersten Gefechte gesprochen wird, ein leichtfertiges und bedenkliches Wort, wenn es von

einem Obergeneral gesprochen wird, bevor dieser noch seine eigenen Truppen kennen gelernt und sich auf einem neuen Kriegsschauplatze und unter schwierigen Verhältnissen zurecht gefunden hatte.

Einem so aufflammenden Charakter mußte die preußische Kriegszucht natürlich als unleidlicher Greuel erscheinen. Er hatte auch genugsam Gelegenheit zu der Wahrnehmung gehabt, daß der darunter zum bloßen Automaten zugestutzte und in lauter starre Formen eingezwängte kaiserliche Soldat zu einem begeisterten Träger seines eigenen hochlodernden Siegesdurstes nur wenig geeignet sei. Doch statt seine Pläne und den Geist seiner Unternehmungen der einmal gegebenen Natur seines Heeres anzupassen, griff er mit verwegener Hand in dessen Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen hinein, um dasselbe nach seinem Ideale zuzuschneiden und zu einem geistesfrischen, begeisterungsfähigen Instrumente seiner hochfliegenden Absichten zu gestalten. Zu diesem Ende schaffte er die übliche Einkerkerung der Truppenkörper in Kirchen, Klöstern u. dgl. ab und erklärte allerlei alten und engbrüstigen Vorurtheilen rücksichtslos den Krieg. Die Besichtigung der Truppen gab ihm Anlaß, sehr verständlich anzudeuten, daß er in dem Spiegelglanze der Patronentasche oder in der makellosen Reinheit des Flintenriemens keineswegs den ganzen Gehalt der kriegerischen Tüchtigkeit des Soldaten finden könne. Dies und noch so Mancherlei, wie berechtigt es auch unseren unter freieren und aufgeklärteren Formen erwachsenen Ansichten scheinen mag, schnitt damals tief in die alte Gewohnheit der großen Mehrheit der Officiere ein. Gar Viele, die ihre ganze, in zwanzigjähriger Dienstzeit erlernte Kunst in solchen Nichtigkeiten suchten, fanden sich nun plötzlich des einzigen Prüfsteines ihrer Tüchtigkeit beraubt. In fortwährender Bevormundung erwachsen, hatte auch der Soldat jede Uebung verlernt, sich unter so gelockerten Zügeln ohne Ausschreitung zu bewegen und mißbrauchte nun den erhaltenen Spielraum zu Excessen und verderblichem Unfug. „Alle Disciplin wird abhanden kommen. Die Armee muß sich auflösen. Wie kann Subordination bestehen, wenn der Soldat frei herumspazieren darf!“ So ging die Klage durch die ganze Armee, und wenn man dieselbe heute auch belächeln mag, damals war sie gewiß nicht ohne tieferen Grund. Es war überhaupt ein tadelnswerthes und vermessenes Beginnen, mitten im Kriege und am Vorabende des Angriffes an eingelebte Uebelstände die Hand anzulegen, deren Ausmerzung die erstarrte Armee unmöglich mit einem neuen Geiste erfüllen oder zur Sicherung des kriegerischen

Erfolges beitragen, im Unglücke aber gewiß nicht ohne Grund den Vorwurf begründen konnte, dasselbe durch Lockerung so lang gewohnter Bande vergrößert zu haben. So erzeugten dieselben Reformen, die unter anderen Verhältnissen für die Armee zu der heilsamsten Wohlthat geworden wären, auf der einen Seite Mißvergnügen, auf der anderen Uebermuth. Das ursprünglich entgegengebrachte Vertrauen verwandelte sich in Uebelwollen oder Gleichgiltigkeit. Bei jedem Schritte der mißtrauischen Unzufriedenheit des Feldherrn begegnend, und außer Stande, denselben auf die gewohnte Weise und innerhalb der hergebrachten Dienstformen zufrieden zu stellen, erstarb im Stabe sehr bald jeder anregende Impuls und jener befruchtende Fleiß, welcher das Metall der Ideen des Feldherrn erst zu gangbaren Münzen ausprägt. Der leidige passive Gehorsam trat an dessen Stelle, und man beschränkte sich, die Befehle des unwirschen Obergenerals nach dem Buchstaben, statt nach ihrem Geiste zu vollziehen. Dies galt namentlich von solchen Verfügungen, welche die in Angriff genommene Lockerung der Kriegszucht und den Formendienst berührten oder den Soldaten mit Siegesdurst, Enthusiasmus und Vertrauen zum Feldherrn zu erfüllen hatten. Zur bloßen Maschine erzogen, war der kaiserliche Soldat jener Zeit überhaupt wenig empfänglich für das Feuer zündender Worte. Eine blumenreiche Ansprache für sich allein war keineswegs im Stande, in seinem Herzen die Sehnsucht nach jenen kalten und öden Bergen zu wecken, wo ihn vor Kurzem der Frost geschüttelt, der Hunger gequält, der Eisregen gepeitscht und endlich der Feind geschlagen hatte. Aber Beaulieu besaß keinen Schlüssel zu diesem Herzen, und die Lockerung gewohnter Bande war auch nicht das Mittel, denselben zu finden. Diese Befehle blieben überdies in derselben Fassung, in welcher sie von den Lippen des Feldherrn geflossen, und diese war mitunter so bizarr, daß selbst der denkende, außerhalb der kleinlichen Gehässigkeiten stehende Officier in Zweifel gerieth, ob er mehr den Muth des aufgeklärten Feldherrn bewundern oder dessen phantastische Verwirrung zu beklagen habe. Der Eine hoffte, der Andere fürchtete, Alle aber zweifelten an der glücklichen und heilsamen Durchführung der täglich mit mehr Deutlichkeit hervortretenden reformatorischen Idee, wie eben Leute, die sich an dem eingewurzelten Pedantismus schon versucht haben. Hätte Beaulieu die Armee wenigstens einige Monate früher übernommen, hätte er einige Muße zu ihrer Erziehung gehabt, es wäre ohne Zweifel darin Manches besser geworden und er hätte sich, wenn auch nicht

das Vertrauen der im Gamaschendienste ergrauten Officiere, doch gewiß das Zutrauen der Denkenden und die Liebe der Mannschaft erworben. Doch unter den gegebenen Verhältnissen war nur seine Sucht nach Neuerung hervorgetreten; für das Aufsprießen ihrer wohlthätigen Wirkungen hat es an Zeit gefehlt.

Da die Hauptereignisse des Jahres 1796 in Italien auf den Schlachtfeldern sich abwickeln, und dieser Abschnitt der großen Action Bonaparte's überwiegend von kriegerischer Thätigkeit ausgefüllt ist, müssen wir den Leser bitten, wenigstens für den Zeitraum weniger Tage, in die Sphäre des kriegerischen Handelns selbst einzutreten, nicht um eine wohlfeile Kritik zu üben, sondern um ihm eine Vorstellung von der Kriegsweise Bonaparte's zu geben und von den Wirkungen, mit welchen im thatsächlichen Conflicte die anders geartete Natur der gegenseitigen Heere in die Erscheinung trat. Das Bild, welches sich entrollen soll, leidet aber merklich an der Unvollkommenheit des Pinsels, Blässe der Farben und Gestalten. Nur wenige der vielen Fäden, die das ganze Gewebe bildeten, waren an's Tageslicht zu ziehen; die meisten Geisteskämpfe, welche das Drama begleitet hatten oder seinen einzelnen größeren Acten vorhergegangen waren, sind verborgen geblieben. Aus diesem Blicke in die wirkliche Werkstätte der Handelnden, aus dem Anhauch der Atmosphäre, welche sie damals umgab, wird der Leser aber doch erkennen, daß im Kriege Größen und Elemente mitbestimmend in die Handlung treten, die sich ihrer Natur nach jeder Berechnung und jeder Voraussicht entziehen, daß der Krieg in seinen individuellen Erscheinungen ein unbeschifftes Meer voll Klippen und Gefahren ist, die das Genie bisweilen zu ahnen vermag, die aber das Auge des Feldherrn niemals erblickt hat, und die er nun in dunkler Nacht umsteuern soll; daß das Handeln im Kriege zwar sehr einfach, aber trotz seiner Einfachheit schwierig sei und dem Feldherrn Aufgaben stelle, deren Berechnung bisweilen über menschlichen Scharfsinn hinauszugehen scheint.

Bonaparte hatte nach seinem Berichte an das Directorium vom 6. April 45.000 Mann; die Ueberlegenheit der Verbündeten bestand also blos in 2500 Mann und war kaum der Rede werth. Alle übrigen Verhältnisse waren dagegen zu ihrem Nachtheil gewesen. Die französische Armee war aus Einem Volke hervorgegangen, von Einem Interesse getragen, von Einem Geiste beseelt, von einem einheitlichen organischen Bau und von einer und derselben Schule. Das Heer Beaulieu's war

aus vier ungleichartigen Körpern zusammengesetzt, worunter 20.000 Mann von dem kaiserlichen Obergeneral unabhängig waren und lediglich im Einklang mit seinen Operationen zu handeln hatten. Das unduldsame, ja unverträgliche Naturell des Letzteren war zu der vermittelnden und ausgleichenden Rolle wenig geeignet, zu welcher ihn das Bundesverhältniß berufen hatte. Die Franzosen hielten alle Uebergänge der Apenninen-Hauptkette besetzt und konnten auf jedem Punkte derselben durchbrechen. Die Verbündeten mußten alle Thäler bewachen, zu welchen jene Uebergänge führten, weil alle angegriffen werden konnten, und waren in ihrer Stellung durch eine Menge vom Hauptkamme abzweigender Nebenketten getrennt. Die kaiserliche Armee hatte die Lombardei, die piemontesische hatte Turin zu decken. Die Franzosen hatten zwar auch eine ungünstig und in der Flanke liegende Rückzugslinie, aber der verschanzte Gebirgskamm sicherte sie einigermaßen vor Ueberraschung und die Bewegungsfreiheit auf der Küstenstraße vor der Gefahr, en détail geschlagen zu werden. Diese Freiheit der Bewegung und die Unfreiheit der Bewegung der Verbündeten gab den Franzosen die Möglichkeit, jene, auch bei bedeutenderer Stärke, durch plötzlichen Anfall getheilt schlagen und einzeln aufreiben zu können.

Eine Bewegung der Franzosen gegen Genua, um den finanziellen Verhandlungen mit dieser Republik durch Besetzung von Voltri Nachdruck zu geben, und eine andere im Thale des Tanaro ohne Belang, hatten Beaulieu bestimmt, seine Armee, „um dem Feinde eine Demonstration zu machen", am 27. März aus ihren Winterquartieren in Bewegung zu setzen, also an dem nämlichen Tage, an welchem Bonaparte zu Nizza erst eingetroffen war. Die Division Argenteau wurde aus der Umgegend von Acqui auf Monesiglio, Cortemiglia, Dego und Spigno dirigirt; die Brigade Pittoni der Division Sebottendorf rückte mit etwas Cavallerie nach Alessandria und Tortona nach; der Rest schob sich langsam gegen Pavia in die verlassenen Cantonnirungen zusammen.

Die fieberhafte Hast, mit welcher der Kopf Beaulieu's arbeitete, die Bereitwilligkeit, womit er Eindrücken erhaltener feindlicher Nachrichten nachgab, brachten bald Verwirrung in diese einfache Bewegung hinein. Man hätte glauben sollen, daß diese Operation zunächst nichts Anderes als den ersten strategischen Aufmarsch der aus den Winterquartieren herausgezogenen Armee und ihre nähere Verknüpfung mit Colli bezwecken könne und vollendet werden müsse, bevor an eine Ein-

leitung irgend eines Angriffes zu denken sei; die Ungeduld führte jedoch Beaulieu gleich beim ersten Schritte zu einer ganz unnützen und folgenschweren Ueberstürzung.

Mit den Lineamenten des Kriegsschauplatzes und der Stellung des Feindes genau vertraut, hatte FML. Colli dem ihm persönlich befreundeten kaiserlichen Oberfeldherrn Ende März zwei Pläne vorgelegt als Grundlage der künftigen Operationen. Der eine derselben war ein Angriffsplan. Auf das Zusammenwirken von 32—38.000 Mann begründet, beabsichtigte er einen Durchbruch und ein Abschneiden des rechten Flügels der Franzosen zwischen den Quellen des Erro und der Bormida. Der andere, ein Vertheidigungsplan, basirte auf der Concentration der kaiserlichen Armee bei Acqui und der piemontesischen bei Ceva. In dieser Stellung sollte jene derselben, die zuerst angegriffen würde, dem Feinde mit ganzer Kraft entgegentreten, während die andere in dessen Flanke oder Rücken fiele. Beaulieu jedoch war nicht der Mann, fremde Ideen auszuführen. Trotz der Beschränktheit der in den Plänen Colli's abgegrenzten Handlung schienen ihm dieselben noch zu weit. Er entschied sich für einen dritten Plan, der unvergleichlich schlechter war. Er wollte sein erstes Unternehmen noch mehr beschränken und mit untergeordneten Kräften auf einen untergeordneten Theil des französischen rechten Flügels richten. Er beabsichtigte also die Brigade, welche der Feind soeben nach Voltri geschoben, hinauszuwerfen, um der Republik Genua „die Unruhen wegen der übertriebenen Prätentionen der Franzosen zu benehmen" und seinen linken Flügel an's Meer zu lehnen. Es war ungefähr der im letzten Jahre von Dewins ausgeführte Plan. Nur ein Theil der Division Sebottendorf ward zu dieser Unternehmung ausersehen.

Während der erste Plan Colli's doch auf das Zusammenhandeln einer Kräftemasse von 32—38.000 Mann, der andere auf die Concentration von je 27.000 und 20.000 Mann und in letzter Instanz auf das Zusammenwirken der Gesammtheit der vorhandenen Kräfte gerichtet war, setzte der Plan Beaulieu's nur die Wirksamkeit von nicht ganz 8000 Mann voraus, während der Rest von 37.000 Mann außerhalb des Kreises der Handlung und der Hand des Feldherrn blieb.

Zur Einleitung dieses Angriffes wurde die Brigade Pittoni gegen die Bocchetta geschoben und Argenteau befehligt, die ursprüngliche Bewegung auf Monesiglio und Cortemiglia einzustellen und durch Besetzung von Ovado die Verbindung mit Pittoni herzustellen; das

Auxiliar-Corps unter Provera (2500 Mann) rückte in die Lücke hinein, welche durch diese Aenderung der ursprünglichen Disposition zwischen der Stellung Colli's und der Division Argenteau entstand.

Diese Bewegungen nahmen einige Tage in Anspruch und wurden in ihrem Detail noch wiederholentlich modificirt. Sich kreuzende und aufhebende Anordnungen jagten einander, unnütze Aenderungen der ordre de bataille (am 24. März, 1. und 4. April) zerrissen die Detaildispositionen, ermatteten unnöthig die Truppen, steigerten die Desorientirung der Untergenerale und erschütterten das Vertrauen in die Klarheit der Ziele und Zwecke, welche der Feldherr verfolgte. Die convulsivische Thätigkeit des Kopfes fand ihren Reflex in den convulsivischen Zuckungen des ganzen Körpers dieser Armee. Es wäre Zeitverlust, auf die Einzelheiten der übrigens täglich wechselnden Aufstellung einzugehen oder auf die Verwirrung, die allmälig in den Köpfen entstanden war.

Je länger der einzelne General im Gebirge stand, je mehr er mit der ihn umgebenden Localität vertraut wurde, desto mehr erkannte er, daß er leicht auch von jenen Seiten angegriffen werden könne, gegen welche er keine Aufstellung genommen hatte, und desto reger wurde sein Bestreben, sich gegen alle Seiten, gegen alle Angriffe sicherzustellen. Trotz des besten Willens, seine Truppen zusammenzuhalten, fand jeder General gegen seine bessere Ueberzeugung sich zur Vertheilung seiner Truppen gegen alle Seiten eines möglichen Angriffes getrieben, und da dasselbe von jedem einzelnen jener Posten galt, welcher den Hauptposten deckte, so trat auch dort dieselbe Erscheinung, dieselbe Kraftzersplitterung ein. Binnen wenigen Tagen fand sich deshalb der größte Theil der Division Argenteau in eine Reihe vereinzelter Posten aufgelöst und ohne Möglichkeit einer rechtzeitigen gegenseitigen Unterstützung. Jedermann ging bei Besetzung des einzelnen Postens wieder nur von der Voraussetzung eines Angriffes aus durch gleiche oder nur unbeträchtlich überlegene Kräfte. Sobald jedoch der erfahrenere Officier die Möglichkeit eines Angriffes durch eine entschiedene Kraftüberlegenheit dem Kriterium seiner Vertheidigungsanstalten zu Grunde legte, mußte er natürlich auch alsbald erkennen, daß ein solches Spinnengewebe mühelos zerrissen werden müsse. So entstand ein Gefühl unheimlicher Unsicherheit innerhalb dieser Cordonsstellung, das sich in der Regel jedoch zunächst durch verdoppeltes Streben nach ihrer Vervollständigung und Ausdehnung oder in fortdauernden Bitten um Verstärkung Aus-

druck zu schaffen mühte. „E. E. müssen einsehen," schrieb Argenteau am 3. April an Beaulieu, „daß ungeachtet meine Division stark ist, ich dennoch bei so vielen Posten schwach bin und meine Truppe ungewöhnliche Anstrengungen machen muß, um dem Feinde aller Orten zu widerstehen, wenn er mehrere Posten zugleich mit 2—3000 Mann angreifen sollte, denn zwischen Montenotte und Ovado ist der Cordon fast aller Orten gangbar." Tags darauf von einer Recognoscirung des Gebirgsrückens zwischen diesen Puncten heimkehrend, hatte dieser thätige General keine ermuthigenderen Eindrücke mitgebracht. „Ich muß E. E. aufrichtig bekennen, daß zwischen Montenotte und Ovado alle meine Posten wegen leichter Zugänglichkeit von allen Seiten dergestalt ausgesetzt sind, daß ich mich glücklich schätzen muß, bis nun bei keinem Posten einen Affront erhalten zu haben; denn solche sind zu 2 bis 3 Stunden voneinander entfernt und keiner kann dem anderen zu Hilfe kommen, ohne den eigenen Posten der Gefahr auszusetzen. Das Resultat ist im Ganzen, daß Jedermann, der diese Gegend gesehen hat, einsehen muß, daß wenn der Feind über Montenotte oder Sassello durchdringt, er leicht hinter Dego oder Spigno, längs dem Thale des Erro, auf den Bergrücken und den meisten Posten in den Rücken kommt und zu Pareto, Malvicino und Ponzone (es sind Argenteau's Hauptposten) nur auf 2—3 Compagnien stößt, welche unmöglich Colonnen von ein paar Tausend Mann aufhalten können." Das war in Wahrheit das Resultat des Ganzen nicht blos innerhalb der Stellung Argenteau's, sondern innerhalb dieser Gebirgsstellung überhaupt, die, weil sie gegen schwache Kräfte Alles decken wollte, gegen starke gar nichts deckte, und weil sie überall stark zu sein beabsichtigte, endlich überall schwach geblieben ist. Jeder General empfand den Nachtheil der Passivität im Gebirgskriege, aber jeder suchte dieser dunklen Empfindung nur durch locales Verschieben der Posten, durch Vertheilung möglichst starker Truppenabtheilungen in und an der vordersten Linie Luft zu schaffen. Die defensive Tendenz der herkömmlichen Kriegführung der kaiserlichen Heere steckte zu tief in Mark und Gebein. Fortwährend empfahl Argenteau die Wichtigkeit von Dego, von dessen Besitz oder Verlust die Verbindung mit der Armee Colli's oder die Trennung der verbündeten Armeen abhängig war; aber er that alles Mögliche, um Dego zu entblößen und obwohl er überzeugt gewesen war, daß alle Truppen, die in langen Thaldefiléen stecken, für den Kampf

unnütz bleiben, der in einem anderen entfernten Thaldefilée ausgefochten wird.

Die Ahnung der in solcher Cordonsstellung liegenden großen Gefahr lag wie ein Alp auf Jedem, und Jedermann war bemüht, die Verantwortlichkeit für das befürchtete Unheil von sich abzuwälzen und sein Detailhandeln durch den Feldherrn bestimmen zu lassen. Kein General wagte es, seine Truppen nach eigenem Ermessen aufzustellen auf Grund jener Localkenntniß, welche der Augenschein ihn bereits gelehrt, und welche der viele Meilen entfernte Feldherr nicht besitzen konnte; wiederholt mußte dieser befehlen, selbständig zu handeln. „Dego darf als ein Hauptposten, auf welchen die Armee gestützt sein soll, nicht einem schwachen Bataillon vom Freicorps (Gyulai) anvertraut werden," schrieb Argenteau am 4. in's Hauptquartier, „umsomehr als wenn derselbe übermannt werden sollte, das Magazin von Acqui, von welchem die ganze Armee leben muß, in Gefahr kommt und viele Posten im Rücken genommen werden." Er macht nun der Vorschlag für die Aufstellung seiner Truppen, in welchem Dego jedoch wieder nur mit zwei Bataillons bedacht und der Rest seiner Division in Compagnien und Bataillons aufgelöst wird. Die Vereinigung zweier Bataillons in Dego erscheint ihm bereits als eine so bedeutende Verbesserung, daß er die Absicht hat, die Truppen, wenn in dem Orte keine Unterkunft vorhanden, campiren zu lassen, wenigstens so lange, bis erkannt würde, was der Feind auf die gegen Voltri eingeleitete Vorrückung unternehmen werde, „maßen ich die Truppe so viel wie möglich beisammen halten möchte". Indem sich aber die Generale mehr und mehr jeder erlaubten und nothwendigen Selbständigkeit begaben und sich selbst zu bloßen Werkzeugen degradirten, sank die ganze Last des Entschlusses auf den Kopf des weit entfernten Feldherrn und die Ausführung so mancher vom Augenblicke bedingter oder gebotener Maßregel mußte sich verspäten oder ganz unmöglich werden.

Obwohl Beaulieu niemals im Gebirge Krieg geführt, so hatte er doch richtig erkannt, daß im Gebirge nur das Princip der Offensive jeder Art zu einem Erfolge, die Defensive zur sicheren Niederlage führen müsse. In der Anwendung kam ihm das Princip entweder abhanden, oder wo er demselben treu geblieben ist, die richtige Anwendungsform. Er versündigte sich dagegen kraft der Fehler seines Temperaments und kraft der darin begründeten Flüchtigkeit, mit welcher sein flammender Geist über die materiellen oder mechanischen, in ihrem

peinlichen Detail freilich nicht immer erquicklichen Grundbedingungen des Handelns hinüberschritt. Bevor sein strategischer Aufmarsch vollendet, bevor er auf die Abwehr einer wahrscheinlichen Gegenwirkung des durch ihn aufgestörten Feindes gerüstet war, hatte er seinen Angriff gegen Voltri eingeleitet, und bevor seine Untergenerale im Gebirge sich orientirt und für den verwickelten Mechanismus des Gebirgskrieges eingerichtet hatten, von ihnen die Offensive verlangt. Schon am 5. April, bevor Argenteau die neue ordre de bataille ins Werk gesetzt und seine neuen Truppen erhalten hatte, drängte er denselben, seine Posten auf den Kamm des Hauptgebirgsrückens, den die Franzosen besetzt hielten, vorzuschieben. „Es kömmt blos auf Dieselben an, Ihre nun aus eilf Bataillons und zwei Schwadronen bestehende Division nach Einsicht zu verwenden und zu dislociren, nur versehe ich mich, daß kein Tag zur Besetzung der vorpoussirten Posten versäumt werde." Durch solche Hast meinte Beaulieu allenthalben den natürlichen Widerstand, welchen die Unvollkommenheit der Dinge und Menschen dem kriegerischen Handeln entgegenstellt, überwinden zu können; er überwand ihn auch, doch nicht weil er seine Ursachen berücksichtigte oder entfernte, sondern weil er dieselben zu leicht nahm und deren Wesenheit nicht kannte. Seine Ueberstürzung schuf aber innerhalb der ursprünglichen Unvollkommenheiten neue und steigerte alle vorhandenen.

Um auch dem nicht militärischen Leser verständlich zu bleiben, müssen wir einen der wesentlichsten Coëfficienten dieser Reibung in ein gewisses Licht zu setzen suchen, die Ungewißheit, welche über allem Sein und Handeln im Kriege liegt.

Die höchste Einfachheit aller Grundvorstellungen ist die unerläßliche Bedingung einer gewissen Virtuosität des Handelns im Kriege. Je höher die Stellung ist, je größer und complicirter die Maschine und ihr Wirken scheint, um so größeres Bedürfniß wird die höchste Einfachheit dieser Grundvorstellungen. Der Feldherr muß seine Armee sich wie seinen eigenen Körper denken und so leicht und einfach, wenigstens in der Vorstellung, mit derselben bewegen, wie mit den Gliedern des eigenen Körpers. In der That ist das Heer ein organischer Körper von größerer oder minderer Vollendung, wie der Körper des Menschen. Der Feldherr ist die belebende Seele, sein Kopf in der geistigen Bedeutung und auch in der physischen, doch nur so weit, als seine unmittelbare Wahrnehmung zur Auffaugung von Eindrücken durch die eigenen körperlichen Sinne reicht. Weil die Armee aber Räume über-

deckt, die seine körperliche Wahrnehmung nicht beherrschen kann, so bedarf er anderer, der Riesengröße des Körpers entsprechender Sinneswerkzeuge, um durch ihre Hilfe geistig zu hören, was sein physisches Gehör nicht zu erreichen, und geistig zu sehen, wohin sein Auge nicht zu blicken vermag. Das geistige Auge muß eben Werkzeuge für seine Wahrnehmungen haben und mit ihrer Hilfe die Nebel zerreißen, welche den Riesenleib des feindlichen Heeres von allen Seiten umgeben, ebenso wie den Riesenleib des eigenen Heeres; es muß die unerläßlichen Anhaltspunkte, die Eindrücke der Außenwelt fort und fort in sich aufnehmen können, weil die Ereignisse dieser Außenwelt das eigene Dasein bedingen und weil jener Riesenleib nicht blos zu vegetiren, sondern gegen diese Außenwelt zu handeln und von ihr zu leiden hat.

Bei dieser Vorstellungsreihe springt von selbst die Wichtigkeit in's Auge, welche sowohl in der objectiven Richtigkeit dieser Wahrnehmungen als in der Schnelligkeit und Sicherheit liegt, mit welcher dieselben von der Peripherie des Körpers zum Sitze der Seele gelangen. Je vollkommener das Auge, je schärfer das Ohr, je feiner der Nerv, um so deutlicher wird die Wahrnehmung, und je geübter der Geist, um so klarer die Vorstellung. Hier stößt man auf einen Maßstab, welcher den ungeheuren Werth der individuellen Tüchtigkeit innerhalb eines Heeres wenigstens ahnen läßt. Je thätiger, je gebildeter, kraftvoller und gemüthsfrischer die Untergenerale sind, um so reichlicher werden die Nachrichten aus der nebelhaften Außenwelt fließen, um so zuverlässiger werden dieselben sein, und des Feldherrn geistiges Auge wird um so sicherer in Räume schauen, die er körperlich nicht überblicken kann. Den Pulsschlag seiner entferntesten Gliedmaßen, innerhalb der am weitesten vorgeschobenen Abtheilung wird er messen und gleich der Vorsehung über das Ganze wachen können.

Der Proceß zwischen der Wahrnehmung durch die Sinne und der Vorstellung im Geiste geschieht im menschlichen Körper in fast unmeßbarer Zeit. Der Mensch bedarf $^1/_{10}$ bis $^1/_6$ Secunde zu einer deutlichen Wahrnehmung nebst der ihr entsprechenden Vorstellung. Dieser verschwindende Zeitraum schwillt aber innerhalb des Riesenleibes eines Heeres zu riesigen Proportionen an. Je größer dieselben werden, um so weiter bleiben die Vorstellungen des Feldherrn von den Dingen inner- und außerhalb seines Heeres hinter der thatsächlichen Wahrheit des Augenblickes zurück und um so weniger können seine Entschlüsse aus dem wahren Bedürfniß der momentanen Lage entspringen. In dem

nämlichen Verhältniß steigern sich alle Dissonanzen zwischen Idee und That. Die Wichtigkeit des inneren Dienstmechanismus, des Benachrichtigungs- und Correspondenzdienstes wird deshalb zu einer nicht geringeren Hauptbedingung, als die Richtigkeit der Wahrnehmung selbst oder die Richtigkeit des auf ihrem Grunde gefaßten Entschlusses. Je schneller dieser Mechanismus arbeitet, je näher sein Mittheilungsvermögen an die Blitzesschnelligkeit der Nerven heranreicht, um so zutreffender wird die Vorstellung des Feldherrn von dem augenblicklichen Zustande sein und um so zweckmäßiger die Handlung.

Dieser geläufige Mechanismus der Mittheilung zwischen dem Feldherrn und den äußersten Truppen ist aber nirgends unentbehrlicher als im Gebirge.

Im Gebirgskriege ist der Vertheidiger mehr oder weniger zur Vertheilung der Kraft verführt und jeder untergeordnete Theil derselben erhält in der Regel seine besondere Aufgabe. Der Vertheidiger besetzt alle Zugänge, weil der Feind bei einem jeden hereinbrechen kann. Weil der erstere aber Alles besetzt, so folgt daraus keineswegs, daß der Angreifer auch Alles angreifen müsse. Dieser besitzt die volle Freiheit des Angriffspunktes; sie gestattet ihm, nur einen Punkt anzugreifen und seine ganze Streitkraft zu einer Gesammtwirkung zu vereinigen. Der Angreifer faßt deshalb beim Angriffe eines Gebirges nicht den einzelnen Posten, er faßt das ganze Vertheidigungssystem des Gegners in's Auge, mißt darnach seine Kraft ab und führt seinen Stoß nach Maß dieser Kraft. Von daher kommt es, daß er mit erdrückender Uebergewalt vor dem angegriffenen Posten erscheinen kann und denselben natürlich auch leicht überwältigen wird.

Diese Ueberlegenheit des Angriffes über die Vertheidigung im Gebirge dauert jedoch nur während einer bestimmt zugemessenen Zeit und verschwindet von dem Augenblicke an, in welchem dessen Action begonnen hat. Sind die Kräfte des Angreifers einmal in einer bestimmten Aufgabe engagirt, in die langen und engen Thaldefiléen verwickelt, so ist der Vertheidiger im Stande, ihm nun seinerseits in der nämlichen Weise entgegenzutreten, seinerseits auch durch den Angriff mit seinen Reserven und herbeigerufenen Nebenposten auf dessen Front, Flanke und Rücken zu wirken und mit einem Schlage alle die Vortheile wieder zu gewinnen, welche der erste Anfall dem ursprünglichen Angreifer gegeben hatte.

Eine solche active Vertheidigung setzt jedoch eine darauf berechnete

ursprüngliche Vertheidigungsstellung, die also die Vereinigung der meisten seiner Kräfte auf dem angegriffenen Punkte ermöglicht, ein überaus geläufiges System der Benachrichtigung über die feindliche Bewegung, und ununterbrochene, schnelle Verbindung mit allen vereinzelt aufgestellten Truppen, mit allen Reserven, gegen die vordersten Linien, gegen die Flanken und nach allen Seiten voraus, um die Truppen aller benachbarten Thäler rasch zu einer Gesammtwirksamkeit vereinigen zu können.

Heutzutage ist es damit durch den Feldtelegraphen eine leichte Sache; damals jedoch mußte man sich durch Organisirung eines Postencurses und eines Alarmsystems behelfen. Für die Einrichtung dieses unentbehrlichen Mechanimus war jedoch erst außerordentlich wenig geschehen. Bis 5. April war nur ein Cavallerie-Ordonnanzcurs auf der Haupt-Communication zwischen Alessandria und Rocchetta del Cairo mit FML. Provera organisirt; von da ab bis in Colli's Hauptquartier wurde dieser Dienst nur durch Infanterie bestritten. Abzweigungen in's eigentliche Gebirge und an die in Seitenthälern stehenden Abtheilungen, die so überaus nothwendig gewesen wären, bestanden gar nicht. General Argenteau besaß keinen Divisionsstab und keine Organe; er mußte selbst recognosciren und sich mit dem Detail des täglichen Dienstes befassen. Er hatte bis zum 10. kaum Muße gefunden, nur erst die Aufstellungspunkte für einige wenige Alarmstangen zu ermitteln, und von einer Vollständigkeit des Alarmsystems konnte in keiner Weise die Rede sein. Beaulieu's Ungeduld ließ dazu keine Zeit, sie trieb ihn beständig vorwärts, wie sein Verhängniß, sich an der Unmöglichkeit zu zerschmettern. Am 8. erneuerte er seinen Befehl an Argenteau vom 5. — Faites visiter d'abord par patrouilles les postes de Montenotte jusqu'à ce que vous croyez avoir à portée assez de forces pour occuper ce poste important, qui me tient fortement au coeur; faites vos speculations, mais songez que l'attaque a toujours un tiers d'avantage tout au moins, et préparez vous même votre disposition. Am 8. beherrschte, wie man sieht, doch noch Rücksicht wenigstens auf die unmittelbaren Chancen des Erfolges die Weisung des stürmischen Feldherrn, aber schon am folgenden Tage war auch diese Bedingung vergessen und unter allen Zeichen des Verdrusses gab er Argenteau den Auftrag, „ohne Rücksicht auf die Stärke oder Schwäche, seine Posten so weit vorzupoussiren als nur immer möglich", um die Verbindung mit dem in und vor Masone

stehenden Oberst Vukassovich zu unterhalten und den Angriff auf Voltri zu erleichtern. Da Argenteau zögerte, weil noch so Vieles unvollendet war, so kam am 9. bereits ein entschiedener Verweis. „Uebrigens sehe ich mich genöthigt, Ew. Hochwohlgeboren mein Mißvergnügen über die so lange beibehaltene defensive Stellung an den Tag zu legen und halte mich nur mit der Versicherung getröstet, daß Sie nach Ihrer Einsicht und angeborener Thätigkeit selbe in's Offensive zu übersetzen nicht länger anstehen werden. — — Nun empfehle ich nochmals zur Vorpoussirung Ihrer Truppen keinen Augenblick zu zögern und morgen (10. April) mit Anbruch des Tages ganz zuverlässig vorzurücken und eine solche Stellung zu nehmen, welche die Bemeisterung von Montenotte nach sich zieht. Die Bataillone müssen so viel als möglich beisammen bleiben und dürfen nur im größten Nothfalle in Compagnien zerrissen werden."

Der Zweck dieser Bewegung, wie Beaulieu sich denselben dachte, war also die Zurückgewinnung des Apenninen-Hauptkammes bis Montenotte und eine gleichzeitige mittelbare Wirksamkeit zur Erleichterung des gegen Voltri beabsichtigten Schlages.

Einer so bündig formulirten Weisung war nicht länger auszuweichen und mit einem fühlbaren inneren Widerstreben entschloß sich Argenteau zu dem Unternehmen.

Seit dem 3. April war diesem General durch Streifpartien der Kroaten und durch Mönche aus Cairo bekannt, daß die Franzosen in nicht unbedeutender Stärke bei Montenotte ständen. Er veranschlagte diese auf höchstens 2000 Mann. Auf dieser Grundlage traf er seine Dispositionen und zog am 10. seine Truppen in folgender Stellung zusammen:

1 Bataillon (1 Karlstädter) in Sassello und vorwärts,
3 Bataillons (Preyß, Toscana, Brechaineville) bei Sassello,
2 Bataillons (E. H. Anton) in Mioglia und Squanetto,
1 Bataillon (Terzy 3) in Malvicino, Ponzone und Murbello,
1 Bataillon (Stain) in Dego und Rochetta del Cairo,
1 Bataillon (Pellegrini) in Cairo,
1 Bataillon (Alvinzi) in Pareto,
1 Bataillon (Terzy 1) in Acqui.

Die Husaren-Division (Erdödy) war im Ordonnanzdienste auf der Linie zwischen Alessandria und Rocchetta del Cairo in kleinen Detachements aufgelöst und hatte für das Schlachtfeld keine Abtheilung

verfügbar. Die Artillerie Argenteau's war größtentheils noch unterwegs, ein Theil war bei FML. Provera, er besaß nicht ein einziges Geschütz.

Während Argenteau am 10. seinen Angriff vorbereitete, hatte Beaulieu den seinigen auf Voltri bereits begonnen.

Oberst Vukassovich mit 4 Bataillons (1 Karlstädter, 1 Alvinzi, 2 W. Colloredo) rückte bei Tagesanbruch von Masone und Campofreddo über Rocca del Dente; General Pittoni mit 4 Bataillons, 4 Compagnien und 2 Schwadronen (1 Terzy, 1 Nadasdy, 2 Reisky, 4 Compagnien Szluiner, Mezaros-Uhlanen) von der Bocchetta über Campo Masone, San Pietro d'Arena gegen Voltri. Aus allen Stellungen wurde der Feind, die Brigade Cervoni der Division Laharpe, vertrieben. Die Nacht machte dem Gefechte ein Ende. Pittoni lagerte bei Sestri und Voltri, Vukassovich auf den Höhen oberhalb dieser letzteren Stadt. Cervoni räumte unter dem Mantel der Nacht seine letzte Stellung von Voltri und vereinigte sich bei Savona mit dem Gros der Division.

Beaulieu, welcher diesen Angriff persönlich geleitet, fand am nächsten Morgen den Ort geräumt. Acht Officiere und 145 Gefangene nebst einigem Proviant waren die Trophäen. Rittmeister Graf Radetzky, welcher im Generalstabe des Hauptquartiers diente, hatte sich dabei hervorgethan.

Es ist schwer, sich von der Aufstellung des Restes der Armee Beaulieu's, d. i. 16 Bataillons und 16 Schwadronen, an diesem Tage eine klare Vorstellung zu machen. 2 Bataillons (Lattermann) waren auf dem Marsche nach Visone, 1 Bataillon (Reisky) nach Rivalta da Bormida zur Unterstützung Argenteau's, doch beide noch 3 und 4 Märsche von diesem entfernt; 1 Bataillon (Deutschmeister) war noch zwischen Acqui und Alessandria und 3 Bataillons (Thurn) in Alessandria, 2 Bataillons (Strassoldo) zu Casteggio, 2 Uhlanen-Schwadronen (Mezaros) und 2 Husaren-Schwadronen (E. H. Josef) in der Lombardei auf dem Marsche nach Pavia. Der Rest, 8 Bataillons und 12 Schwadronen, dürfte theils als Reserve des Angriffes auf Voltri zwischen Pozzolo Formigaro und der Bocchetta, theils noch jenseits des Po gestanden sein.

Von den bei der Armee angestellten Generalen waren nur Argenteau, Sebottendorf, Pittoni, Rukavina, Nicoletti und Schubirtz dienstbar; FML. Colli hatte im Ganzen nur zwei Generale, wovon

einer krank, der andere gebrechlich war und klagte am 10. über den schwankenden Stand seiner eigenen Gesundheit.

Man sieht, Beaulieu hatte seine Operationen begonnen, bevor er seine Verhältnisse zurechtgelegt und auch seinen zögernden Untergeneral zum Angriff getrieben, bevor dieser sich im Gebirge eingerichtet, seinen Dienst organisirt und sein Geschütz erhalten hatte.

Am 11. April setzte sich endlich Argenteau gegen Montenotte in Bewegung. Er hatte zu dieser Unternehmung folgende Truppen bestimmt:

1 Bataillon (Pellegrini) aus Cairo,
2 Bataillons (E. H. Anton) aus Mioglia und Squanetto,
1 Bataillon (Alvinzi) aus Pareto,
1 Bataillon (Stain) aus Dego und Rocchetta del Cairo,
1 Bataillon (Terzy 3) aus Malvicino, Ponzone und Murbello.

Seine Absicht war, mit diesen Truppen Montenotte zu nehmen und sobald diese Stellung gesichert, den Obersten Lecsenyi, der mit vier Bataillons (Terzy, Brechaineville, Preyß und Toscana) bei Sassello stand, auf den Hauptgebirgskamm vorzuschieben, et alors nous occuperons toute la crête qui de la Bocchetta va se perdre vers Carcare. Zur besonderen Verstärkung erbat sich Argenteau noch sieben Compagnien des Freicorps Gyulai von FML. Provera, wovon er drei gegen Montenotte nahm. J'avais soins aussi, berichtete er an Beaulieu, de me conserver une reserve, ne fusse-t-elle que les quatre compagnies (Gyulai), qui sont destinées à occuper le poste important de Dego.

Wegen Mangelhaftigkeit des Benachrichtigungsdienstes hatte das Bataillon in Ponzone den Marschbefehl um 24 Stunden zu spät, und zwar am 11. Abends erhalten und konnte das Schlachtfeld erst am 12. bei Tagesanbruch erreichen.

Diese Macht belief sich jedoch nicht ganz auf 3000 Mann; die Bataillons hatten kaum die halbe Kriegsstärke. So zählten die zwei Bataillons Erzherzog Anton im Ganzen nur 910 Gewehre. Nichts von Cavallerie, außer einigen Stabsdragonern, folgte den Truppen und die Artillerie ist erst am 11. Abends in Dego eingetroffen. Zwei deutsche Meilen westlich von Dego standen vier Bataillons unter Provera in Salicetto und Camerano; Colli in den Lagern von Ceva (mit 8 Bataillons), Piagera (6 Bataillons) und bei der Bicocca (3—4 Bataillons) mit Avantgarden zu Murialdo, Terra bianca und zwischen

der Mongia, dem Casotto und der Corsaglia, auf 4, 5 und 7 Meilen Entfernung.

Der Abmarsch der Truppen aus Cairo, Rochetta del Cairo und Dego hatte nicht nur die Verbindung der kaiserlichen Armee mit den Truppen Provera's entblößt, sondern auch, weil Letzterer in diese Bewegung nicht hineingezogen worden war, die rechte Flanke der Bewegung auf Montenotte. Dieser ganze Raum blieb nicht einmal beobachtet. Unbemerkt konnte der Feind sich hineinschieben und den Truppen Argenteau's den Rückzug auf Dego verlegen. Blos Provera kannte die Bewegung des Letzteren, aber er blieb unthätig und schien sie ignoriren zu wollen; Colli ahnte nichts davon. Erst am 12. Nachts kam ihm die erste Verständigung durch Beaulieu.

Um 3 Uhr Morgens war Argenteau aus Pareto aufgebrochen. Bei Giusvalla vereinigte er sich mit den Truppen aus Mioglia, Squanetto und Pareto (3 Bataillons). Garpazzo war allgemeiner Sammelpunkt für die Truppen aus Dego und Cairo ($2^1/_2$ Bataillons), die unter General Rukavina bereits auf der Einsattelung des Monte Castlas standen. Unbelästigt drangen die beiden Colonnen bis in das Thal vorwärts Montenotte inferiore. Dort stieß Rukavina auf einige Hundert Franzosen der 21. Halbbrigade (Division Laharpe), die der chef de brigade Rampon aus Cadibona gegen jenen Ort auf Recognoscirung ausgesendet hatte, und trieb dieselben vor sich her und gegen Montenotte superiore. Argenteau detachirte zwei Compagnien (E. H. Anton) in seine linke Flanke durch das Gestrüpp über das Thal hinüber, um einige französische Abtheilungen von der Höhe Crocetta (Rocca di Croi) zu verjagen. Auf andere Höhen postirten sich einige Compagnien Stain und blieben als Reserve unter Gewehr. Der Rest dieses Bataillons, die Compagnien Gyulai und die Avantgarde Argenteau's blieben in einem stetig vorwärtsschreitenden Gefechte. Der Gegner wich bis auf den Monte Prà und als Argenteau durch einen Flankenangriff sogar dessen Reserven erreichte, in seine Verschanzungen auf dem benachbarten Gipfel des Monte Negino.

Dieser ist ein hoher, steiler und ziemlich isolirter Kegel, 720 Meter über der Meeresfläche, mit überaus schroffen Böschungen und mit Monte Prà durch eine tiefe Einsattelung verbunden. Die Verschanzungen selbst waren im Laufe des vorjährigen Feldzuges von den Kaiserlichen aufgeworfen und seitdem durch die Franzosen vervollständigt worden. Am 11. April bildeten sie ein vollständiges Vertheidigungssystem. Der

Kern, auf dem höchsten Theile der Kuppe, war ein unregelmäßiges Fünfeck von beiläufig 400 Meter Umfang, mit Gräben auf allen und Wolfsgruben auf dreien seiner Seiten. Den einzigen Zugang vom Norden, d. i. vom Monte Prà, sperrten auf der schmalen Einsattelung, 130 Schritte von der Hauptschanze entfernt, zwei nahe hinter einander liegende Fleschen; den Zugang von Süden wehrte, etwas tiefer liegend und bei 250 Schritte entfernt, eine kleine Redoute, die zwar einen Graben, doch keinen Rückenschutz besaß. Die Hauptredoute, an dieser Seite ganz unangreifbar, war ihr Schirm. Alle Abhänge dieses Gebirgsrückens sind kahl und außerordentlich steil, jene des Monte Regino selbst auf drei Seiten unersteiglich und blos auf dem schmalen Grat vom Monte Prà zu erklimmen; endlich konnten alle Seiten durch das Feuer der Verschanzung kräftigst bestrichen werden.

Der chef de brigade Fornesy hielt diese Schanzen seit einigen Tagen mit zwei Bataillons der 1. leichten Halbbrigade besetzt; das dritte Bataillon lagerte eine halbe Stunde thalabwärts als Reserve am Abhange gegen Madonna della Savona. Ein Bataillon der 21. Linien-Halbbrigade hielt den Palazzo Doria, ein weitläufiges verlassenes Gebäude, unterhalb des Monte Regino und auf starken Gewehrschuß von der Hauptredoute; die zwei anderen Bataillons dieser Halbbrigade bivouakirten zu Cadibona, eine starke halbe Meile vom Monte Regino. Die zwei Bataillons Fornesy's werden von Bonaparte auf 1500 Mann angegeben und die im nahen Bereiche der Schanzen stehenden vier können also auf 2900—3000 Mann geschätzt werden.

Gegen 1 Uhr Mittags hatte Argenteau die Verschanzungen erreicht und ließ sie auf dem Grat von Monte Prà her sofort angreifen. Der erste Anlauf wirft den Feind aus der nächsten Flesche, aber die Bewegung kommt jedesmal ins Stocken, sobald sie an die zweite hinaus zu gelangen strebt. Vergeblich müht sich die wackere Truppe an ihrer Aufgabe ab; ihre Bravour kann den Mangel des Geschützes, namentlich der Haubitzen, nicht ersetzen. Dennoch mag sie von dem so hoffnungsreich begonnenen Werke nicht lassen und stößt sich bis zum Spätabende an der Unmöglichkeit ab. Das vereinigte Feuer der Flesche und der Sternschanze war unter den gegebenen Localverhältnissen nicht zu überwältigen. Ueber elf Stunden hatte das Gefecht gedauert. FML. Argenteau zieht seine Truppen auf den Monte Prà, wo sie die Nacht über, in mehrere Treffen aufgestellt, unter den Waffen bleiben.

Argenteau empfand die Gefahr seiner ungemein ausgesetzten

Stellung. Fast ohne Verbindung mit dem großen Reste der Armee und außer Bereich, durch sie unterstützt zu werden, sah er sich einer halbbegonnenen Aufgabe gegenüber, deren gänzliche Vollendung seine beschränkten Kräfte augenscheinlich überschritt. Wenn Ueberraschung und ein entschlossener erster Anfall dazu am 11. nicht hingereicht haben, würden sie am 12. wohl ausreichen können, nachdem der Feind sich auf die Abwehr eines erneuerten Angriffes vorbereitet hatte? Argenteau wußte, daß der Feind seiner Unterstützung viel näher stehe als er der eigenen, und daß die rechte Flanke seiner Stellung am Monte Prà gefährdet werden könne. Gleichwohl wagte er es, aus Scheu vor dem unwirschen Feldherrn, nicht, auf eigene Verantwortlichkeit den einzigen Entschluß zu fassen, welchen die Lage gebot, und beschränkte sich darauf, den Bericht von dem Zustande der Dinge in's Hauptquartier abzusenden. Voltri, wo er am 11. den Feldherrn vermuthen mußte, ist von Montenotte gegen fünf Meilen entfernt, die auf den allerschwierigsten Bergpfaden zurückgelegt werden müssen. Am 12. Morgens hatte das Schreiben Argenteau's diesen Ort erreicht, als Beaulieu bereits nach Acqui aufgebrochen war, so daß er erst am 12. Mittags die Verhältnisse kannte, in welchen sich vor 19 Stunden sein Unterfeldherr befunden hat. Obwohl am 10. Abends der Angriff auf Voltri als entschieden zu betrachten und am 11. bei Tagesanbruch zweifellos entschieden gewesen war, so kannte Argenteau den Ausgang in der Nacht und selbst am nächsten Morgen noch nicht. Die Hoffnung, daß die mittelbaren Folgen desselben seinem Angriffe auf Montenotte zu Hilfe kommen würden, war augenscheinlich der Grund, welcher ihn zum Ausharren am Monte Prà bewogen hatte und denselben einigermaßen erklären kann. Im Gefühle der Nothwendigkeit von Unterstützung durch frische Truppen und besserer Sicherung der rechten Flanke sandte er während der Nacht einen Officier an Oberst Lecsenyi nach Sassello, damit dieser ein bis zwei Bataillons zur Deckung der linken Flanke auf die Crocetta detachire. Das aus Malvicino erwartete Bataillon (Terzy 3), das in der Nacht Squanetto erreicht hatte, wurde auf den Monte Castlas rechts rückwärts der Stellung am Monte Prà gezogen, „um dem von Carcare, Madonna del Monte oder Cadibona allenfalls vorrückenden Feinde die Tête bieten zu können". Mittlerweile deckte sich Argenteau gegen diese Seite durch zwei Compagnien (Stain), welche eine Viertelstunde vorwärts in die rechte Flanke vorgeschoben wurden.

Am 5. April hatte Bonaparte sein Hauptquartier von Nizza nach Albenga verlegt. Obwohl bei seiner Armee an dem Tage eingetroffen, an welchem Beaulieu seine Bewegung bereits begonnen, so waren seine Vorbereitungen innerhalb weniger Tage so weit vorgeschritten, daß er am 6. den Angriffsplan unmittelbar ins Auge fassen konnte. Dieser lehnte in den Hauptzügen sich an die Grundidee der Instructionen des Directoriums und bestand im Wesen darin, die Stellung der Verbündeten an dem Punkte anzugreifen, an welchem die Armeen Colli's und Beaulieu's aneinander stießen, und zwar zuerst den rechten Flügel des Letzteren, weil die kaiserliche Armee unter jedem Gesichtspunkt als die Hauptmacht anzusehen war. Diese hatte Mailand und die Lombardei, jene Turin zu decken. Aus zwei divergirenden Mittelpunkten wurde jede davon vorwärts gestoßen, von zwei divergirenden Mittelpunkten jede angezogen; es waren verbündete Armeen mit divergirenden Rückzugslinien. Jede hatte, ihrer Basirung nach, ihre besondere Mitte. Wenn einer derselben Ungemach widerfuhr, so war es gewiß, daß sie sich gegen ihre Basis Turin oder Mailand zurückziehen, von der anderen entfernen und indem er sich mit seiner Hauptmacht dazwischen schob, den strategischen Durchbruch ihrer Existenzbedingungen halber vervollständigen würde.

Man sieht also, daß Bonaparte schon seinem ursprünglichen Plane nach zwischen den beiden Bormida's genau auf demselben Punkte strategisch durchzubrechen beabsichtigte, an welchem er am 11. durch Argenteau angegriffen worden war, an welchem also ein starker Entschluß mit einem schwächlichen zusammenzustoßen hatte.

Die französische Armee zählte sechs active Divisionen, deren genaue Stärke aus den unentwirrbaren Widersprüchen aller vorhandenen Quellen nicht zu ermitteln ist. Die ordre de bataille, angeblich vom 4. April, welche den Mémoires de Massena angehängt ist, war am 11. über den Haufen geworfen und Stärke der Armee und Eintheilung eine ganz andere. Die hier angegebenen Stärkeverhältnisse sind nach den Dispositionen Bonapartes in jenen Tagen zusammengestellt.

Division Laharpe, 7—8000 Mann, campirte am 10. vom Monte Regino bis Voltri und Pegli. Ihre Hauptposten im Gebirge waren Monte Regino, Stella, Madonna della Savona und Voltri.

Division Massena, 10.000 Mann, campirte bei Quiliano, Noli und Vado. Ihre Hauptposten im Gebirge waren S. Giacomo, Baracon, Cadibona.

Division Meynier, 5—6000 Mann, bivouakirte von Segno bis Melogno; ihr Hauptposten Melogno.

Division Augereau, 7—8000 Mann, lagerte bei La Pietra und Loano.

Division Serrurier, 14.000 Mann, stand im Thale des Tanaro bei Ormea, Colli gegenüber.

Zur Ausführung seines Planes beschloß Bonaparte die Divisionen Laharpe, Massena und Augereau, also 24—26.000 Mann, die Hälfte seiner Armee, unmittelbar zu verwenden, und 14.000 Mann unter Serrurier der Armee Colli's gegenüber zu lassen. Division Meynier sollte als Reserve zwischen Melogno und S. Giacomo stehen bleiben, um nach Umständen entweder zu der Action gegen den rechten Flügel Beaulieu's oder zur Unterstützung Serrurier's bei der Hand zu sein. Mit diesen Kräften hielt er sich stark genug, den rechten Flügel der Kaiserlichen durch einen plötzlichen Anfall zu schlagen und durch die mittlerweile außerhalb der Angriffsbewegung belassenen Divisionen Meynier und Serrurier, im Ganzen bei 20.000 Mann, Colli in Schach zu halten.

Bereits am 6. wurden alle Details dieses Planes mit Laharpe und Massena verabredet, welchen dabei die Hauptrolle zugetheilt war. Seit diesem Tage hatten alle vorbereitenden Maßregeln eine ganz bestimmte Richtung angenommen. An den Hauptübergängen in die Thäler der beiden Bormida's, bei S. Giacomo, Altare, bei der Capelle Madonna della Savona wurden Vorräthe an Proviant, Fourage, Munition u. s. w. aufgestapelt; die neugeschaffenen, auf der ganzen Küstenstrecke bis Genua zusammengerafften Trainbrigaden vermehrt und in ihrer Organisation vervollständigt. Schon am 6. kannte Bonaparte die Bewegung Beaulieu's gegen die Bocchetta und Argenteau's auf Dego. Die Absichten, welche diesen ersten Regungen der Kaiserlichen zu Grunde lagen, blieben durch einige Tage unklar. Bonaparte beschloß mit seinem Angriffe zurückzuhalten, bis sie in größerer Deutlichkeit hervorgetreten. Noch am 9. beabsichtigte er für seine Person in das Thal des Tanaro zur Recognoscirung der Stellung Serrurier's herabzusteigen. Er gab aber den Plan auf in Folge der Nachrichten, die aus Genua kamen und auf ein unmittelbares Losschlagen gegen die Brigade Cervoni in Voltri schließen ließen. Nur auf der Hochwacht seines Hauptquartiers, wo ein außerordentlich geläufiges Benachrichtigungssystem seine Fäden vereinigte, konnte er ununterbrochene

Fühlung mit dem Gegner bewahren. Als jedoch am 10. die Brigade Cervoni zur Räumung von Voltri gezwungen und am 11. vom Monte Regino der Angriff Argenteau's gemeldet worden war, hielt er die Dinge reif und den Augenblick zum Losbruche gekommen. Seine Gegner sah er in zwei entfernte Aufgaben verwickelt. Die Kräfte Beaulieu's, die bei Voltri und auf der Bocchetta standen, waren von Montenotte mindestens vier- bis fünfmal so weit entfernt als die Hauptmacht Bonaparte's. Unter solchen Umständen glaubte er des Sieges völlig gewiß zu sein, mittelst Anwendung seines hauptsächlichsten Kunststückes, der Herstellung einer relativen Ueberlegenheit auf jenem Punkte, auf welchem er zu schlagen gedachte.

Zu diesem Ende werden folgende Dispositionen gegeben.

Massena erhält Befehl, die Brigade Dommartin ins Thal der östlichen Bormida auf die Höhen vorwärts Montefreddo zu schicken und dieselben vor Mitternacht zu besetzen. Mit der Dämmerung sei der Marsch auf Carcare fortzusetzen und dieser Punkt vor 8 Uhr Morgens zu erreichen. Die Besetzung Montefreddo's habe General Dommartin durch einen Generalstabsofficier in das Hauptquartier nach Altare melden zu lassen.

Die Brigade Joubert der Division Massena wird beauftragt, auf dem kürzesten Wege nach Altare zu marschiren, dort Abends um 7 Uhr einzutreffen und ihre Ankunft durch einen Generalstabsofficier in das Hauptquartier nach Savona berichten zu lassen.

Die Brigade Menard endlich wird befehligt, aus Quiliano, Baracon, Cadibona nach Altare aufzubrechen.

Die Absicht ist, den Gegner mit diesen Truppen zwischen Carcare, Altare und Montenotte von seinem Rückzuge nach Dego abzuschneiden.

Die Division Laharpe wird beordert, am 12. eine Stunde vor Tagesanbruch in der Stellung von Monte Regino einzutreffen, ein Bataillon bei Madonna della Savona in Reserve zu lassen, um dasselbe erforderlichen Falles in die Redoute am Monte Occulto zu werfen, wenn sich der Gegner zwischen Altare und Monte Regino hindurchdrängen wollte. Ce dessein n'est pas probable, mais il est prudent de le prévenir.

Division Augereau hatte schon auf die erste Nachricht von dem Kampfe bei Montenotte gegen Mittag Befehl erhalten, vier auserlesene leichte Schwadronen auszuwählen und sich in Marschbereitschaft zu

setzen. Um 8 Uhr Abends erfolgte das Aviso zum Aufbruch mit der Weisung, augenblicklich über S. Giacomo auf Mallare zu rücken und dort vor Mitternacht einzutreffen, am nächsten Morgen 5 Uhr Früh die Bewegung über Carcare auf Cairo fortzusetzen und auf den Höhen der linken Flanke gegen Colli und Provera Stellung zu nehmen. Die Brigade Dommartin werde auf den Höhen von Montefreddo nächtigen. Mit dieser sei die Verbindung zu unterhalten, mit dem Hauptquartier in Altare aber fleißig zu correspondiren.

Von den Grundzügen dieser Dispositionen wird endlich auch Serrurier in Kenntniß gesetzt mit dem Beisatze: Vous devez de votre côté faire des démonstrations qui puissent inquiéter l'ennemi sans exposer vos troupes. — Demain nous attaquerons l'ennemi sur tous les points de la droite. Il est possible qu'après-demain nous soyons de votre côté. Tenez-vous prêt à exécuter tous les mouvements qui pourront vous être ordonnés.

In der Natur der Zwecke Beaulieu's und Bonaparte's zeigt sich ein gründlicher Unterschied. Der Erstere suchte blos nach localen Erfolgen, der Letztere nach einem entscheidenden Siege; jener nach Bodengewinn, dieser nach Trophäen und Vernichtung der feindlichen Kraft; jener mit untergeordneten Kräften Verschiedenes, dieser mit gesammelter Kraft Eines. Allenthalben stieß ein schwacher Entschluß mit einem starken zusammen; es war deshalb unumgänglich, daß ein solcher Zusammenstoß eine Reihe gewaltiger Resultate hinterlassen mußte.

Bei Einbruch der Dunkelheit eilt Bonaparte mit Berthier und dem Commissar Salicetti über Savona auf den Kamm des Apennins und gegen Altare. Unterwegs stößt er auf Massena, der mit einem Theile seiner Division das Gebirge hinaufsteigt, und bleibt nun bei dessen Colonne. Ein dicker Nebel wälzte sich träge über die Abhänge und machte die Gegend zu einem trübseligen Meer. Als gegen 2 Uhr nach Mitternacht die Rapporte Augereau's und Dommartin's in Altare eingelaufen waren und nichts muthmaßen ließ, daß Colli oder Provera sich rührten oder auch nur die rasche Bewegung der Franzosen ahnten, brachen Joubert und Menard gegen Flanke und Rücken der Stellung Argenteau's am Monte Prà auf; Menard auf dem Grat gegen den Monte Castlas, Joubert durch das Thal von Ferraria auf Montenotte inferiore. Auch die ursprüngliche Disposition Dommartin's scheint damals eine Aenderung erfahren zu haben und diese Brigade ebenfalls der Bewegung Joubert's angeschlossen worden zu sein.

Die Division Laharpe hatte sich um 1 Uhr nach Mitternacht mit den Brigaden Causse und Cervoni in Marsch gesetzt; beim Palazzo Doria vereinigte sie sich mit der 1. und 21. Linienhalbbrigade und vier Geschützen, welche Massena Abends vorher auf den Monte Negino in Marsch gesetzt hatte. Nachdem Laharpe ein Detachement durch die Schlucht des Monte Grasso in die linke Flanke Argenteau's gesendet, erstieg er gegen 6 Uhr die Hauptredoute.

Seit 10 Uhr Abends hatte Nebel die feindlichen Lagerfeuer von Cadibona, Baracon, Madonna della Savona und Savona verhüllt. Gegen 3 Uhr Morgens fiel starker Regen und bei Tagesanbruch war die Nebelhülle viel dichter geworden als Nachts vorher. Man sah nicht auf zwanzig Schritte. Oberst Lecsenyi hatte mittlerweile das Bataillon Preyß aus Sasello auf die Crocetta links rückwärts der Stellung am Monte Prà detachirt; auch das Bataillon Terzy war aus Squanetto angelangt und hatte sich seit 5 Uhr Morgens unter Oberst Stadler mit vier Compagnien unterhalb des Monte Castlas am Grate gegen den Monte S. Giorgio neben den daselbst seit Vorabend aufgestellten zwei Compagnien (Stain) postirt, zwei seiner Compagnien zur Flankendeckung am Kogel Castlas zurücklassend. Auf eine Entfernung von beiläufig drei Viertelstunden standen zwei Bataillons E. H. Anton am Monte Prà; gerade vor ihnen ein Bataillon Alvinzi unter GM. Rukavina und tiefer auf der Einsattelung gegen den Monte Negino in einem Treffen vier Compagnien Stain und ein Bataillon Pellegrini.

Zwischen 8 und 9 Uhr Morgens riß der Nebelschleier auseinander, die Sonne brach durch, die Redoute wurde sichtbar. FML. Argenteau erkannte nun, daß der Feind sich mindestens auf 4000 Mann verstärkt habe und auch mit unsäglicher Mühe Geschütz in die Verschanzung hinaufziehe. Es war Laharpe, 7—8000 Mann stark, dessen Reserven der Berg noch maskirte. Selbst ohne eine einzige Kanone, fand er sich genöthigt, seine Truppen wenigstens aus dem Kartätschenbereich zu ziehen.

Während er diese Bewegung ausführen läßt, hat Oberst Stadler am äußersten rechten Flügel bemerkt, daß der Feind mit starken Massen sich auch in seiner Flanke zeige. Eine Colonne von 3000 Mann zog auf der Straße von Carcare im Thale von Ferraria aufwärts gegen Montenotte inferiore; eine andere etwas schwächere marschirte auf zwei Fußpfaden, die aus dem Thale hinter den Monte Castlas führen; eine dritte zog durch das Thal gerade auf den Monte Castlas. Er ließ zwar augenblicklich diesen Stand der Dinge Argenteau melden; die

Entfernung bis zu diesem betrug jedoch fast eine Stunde, und bevor die Befehle Argenteau's zurückgelangen konnten, hatte der Feind, „der mit unglaublicher Schnelligkeit marschirte", die Stellung des rechten Flügels erreicht.

Im Bewußtsein, daß an die Behauptung des Monte Castlas das Schicksal aller anderen Truppen geknüpft sei, detachirte Oberst Stadler 2 Compagnien (Stain) rechts, 2 Compagnien (Terzy) rückwärts zur Deckung seines Rückens; 4 Compagnien blieben am Monte Castlas dem Feinde in der Front gegenüber. So erwartet der rechte Flügel den Feind. Bald stürmte dieser von allen Seiten heran und länger als zwei Stunden behaupteten sich unsere braven Truppen; ja es trat ein Augenblick ein, wo derselbe trotz seiner unvergleichlichen Uebermacht von Terzy-Infanterie ganz entschieden zurückgeworfen wurde.

Während sich hier der Kampf entwickelte, hatte Argenteau die Meldung Stadler's erhalten; auch brachte gleichzeitig ein Bauer die Nachricht, daß der Feind, 5—6000 Mann-stark, von Cadibona und Altare anmarschire und bereits sehr nahe herangerückt sei. Bald bemerkt Argenteau selbst diese Bewegung und gibt sofort Befehl zum Rückzug en échiquier von Berg zu Berg, den Rückzug eines Bataillons durch ein anderes deckend. Da donnert plötzlich auch vom Monte Regino der erste Kanonenschuß und im Rücken vom Monte Castlas knattert ein heftiges Gefecht. Allerorten werden nun die feindlichen Heerhaufen sichtbar. Laharpe stürzt an der Spitze seiner Division vom Monte Regino herab und fällt mit größter Heftigkeit über das Bataillon Alvinzi her. Der Anordnung gemäß bricht dieses durch die zunächst gestellten zwei Bataillons E. H. Anton hindurch, um deren Rückzug seinerseits durch eine Rückwärtsstellung zu decken. So geht das Gefecht eine Zeit lang in guter Ordnung fort. Da Argenteau aber aus der zunehmenden Heftigkeit des Feuers in seinem Rücken schließen muß, daß Stadler sehr bedrängt werde, so stellt er sich an die Spitze des Bataillons Alvinzi und eilt über Felsen und Gestrüpp zur Unterstützung desselben. Zwei Drittel des Weges waren bereits zurückgelegt, als das Feuer am Monte Castlas allmälig erstarb und sich zu entfernen schien. Argenteau schloß daraus, daß Oberst Stadler unterlegen sei.

So war es auch. Eine überwältigende Uebermacht hatte dem Feinde Mittel gegeben, jede Schwankung seines Gefechtes auszugleichen.

Eine seiner Abtheilungen war zwischen der Division Stain und Terzy in einer Schlucht durchgebrochen und hatte die Stellung im Rücken angegriffen, während andere Umgehungscolonnen, über den Rücken des Monte Pracciatto steigend, nun sogar auch in der linken Flanke erschienen. Die braven Truppen Stadler's fanden sich plötzlich von allen vier Seiten umringt und das Bajonnet war allein noch im Stande, ihnen einen verlustvollen Rückzug auf Squanetto zu öffnen.

Nur eine kleine Colonne ließ Massena den gesprengten Truppen des rechten Flügels folgen, mit dem großen Reste rückte er an den Rand des Berges dem heraneilenden Argenteau entgegen. Ein wüthender Kampf entspinnt sich von Neuem, in welchem das tapfere Bataillon zwar entsetzlich leidet, aber nicht gehindert werden kann, sich den Rückzug auf Montenotte zu bahnen. Ihm folgt, von allen Seiten gedrängt, Rukavina mit dem Reste des Centrums nach. So geht es in fortwährendem Gefechte bis Montenotte inferiore. Aber hier steht die Brigade Joubert bereits im Orte und auf allen Höhen. Vergeblich sind die Versuche Argenteau's, durch das Dorf durchzudringen. Die Uebermacht ist zu groß; Joubert, Menard, Dommartin und Laharpe, über 22.000 Mann, stehen im Kreise herum und drohen mit völliger Erdrückung. Gleichwohl gelingt das fast Unmögliche. Mit einem Theile des Centrums bricht Argenteau sich endlich Bahn, in langer Colonne, Mann hinter Mann auf den schwierigsten Fußpfaden und beiderseits vom Feinde beschossen, durch das Thal des Erro und nach Ponteinvrea. Dem unglücklichen General mangelt es dabei weder an Blick noch Heroismus. Von Zeit zu Zeit sammelt er einige Mannschaft und zersprengt in verzweiflungsvollem Angriffe jede feindliche Abtheilung, die in das Thal heruntersteigt, ihm den Weg zu versperren. Da er aber nicht im Stande ist, die Höhen selbst zu gewinnen, so bleibt der Feind im Vortheil und der Rückzug ein verlustvolles Defiliren in feindlichem Feuer und ununterbrochener Kampf.

In Pareto und Mioglia sammelten sich die Trümmer dieser arg mitgenommenen Division. Sie war innerhalb 40 Stunden 14 Stunden marschirt, 18 Stunden im Kampfe und 8 Stunden in Nebel und Regen unter Gewehr gestanden.

FML. Argenteau gibt seinen Gesammtverlust zwar auf nur 700 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten an, doch waren am Abend des 12. bei Pareto nur 700 Mann versammelt, die Trümmer der 2 Bataillons E. H. Anton, 1 Bataillon Alvintzi und 1 Terzy.

Stain und Pellegrini hatten sich nach Dego durchgeschlagen. General Rukavina und Oberst Stadler waren unter den Verwundeten.

Der Bericht, welchen Bonaparte über dieses Gefecht an das Directorium sandte, strotzt von Unrichtigkeiten und ist, um der ganzen Handlung den rechten Schnitt zu geben, tendenziös gehalten, wie alle. Danach hätte Beaulieu am 11. persönlich und mit 15.000 Mann um 4 Uhr Morgens Montenotte angegriffen. Der chef de brigade Rampon hätte seine Leute in der Redoute und mitten im Feuer schwören lassen, de mourir tous dans la redoute, eine Fabel, deren Unwahrheit bereits durch französische Federn berichtigt ist; am folgenden Morgen wären Argenteau und Rukavina verwundet worden; der Verlust der Kaiserlichen betrüge zwischen 3—4000 Mann und mehr als 2500 Gefangene wären in seine Hände gefallen. Man kann sich hiernach einen Begriff machen, wie die Kriegsgeschichten aussehen mögen, die auf Grund solcher Schlachtenberichte geschrieben worden sind.

Das war der erste Stoß Bonaparte's. Ohne Mühe war darunter das Spinnengewebe der Stellung Beaulieu's auseinander gerissen, und keiner der folgenden Versuche, ihre Fäden wieder zu verknüpfen, konnte jemals gelingen, weil jedem dieser Versuche nur ein kleines Ziel gegeben und Kleines nur durch kleine Mittel angestrebt worden war, wo der Gegner mit großen Mitteln nach ungleich größeren Zwecken jagte und allenthalben das ganze Gewicht seiner Energie in die Wagschale warf.

Als Beaulieu am 12. Mittags in Acqui den Bericht Argenteau's vom Vortage erhalten, war dieser seiner Katastrophe bereits erlegen. Eine dunkle Ahnung der Gefahr, in welcher sein Untergeneral am Monte Prà schwebe, erfaßte den Feldherrn. Er begann zu empfinden, daß die Bewegung auf Voltri ein Lufthieb und der Angriff auf Montenotte eine Uebereilung gewesen, so lange der strategische Aufmarsch unvollendet und die Kraft der Armee zersplittert war. Aber die Truppen seines linken Flügels waren an diesem Tage noch weit zurück und keine Mittel in der Nähe zu einer directen Unterstützung Argenteau's. An die Rückberufung desselben aus einer gefährlichen Lage und aus einer augenscheinlich unmöglichen Aufgabe, wie verspätet sie damals auch gewesen wäre, dachte er jedoch nicht, und gelangte er endlich zu einem Entschlusse, der doch schon am 9. hätte gefaßt werden sollen und der am 12. Mittags unnütz geworden war. Er wandte sich an Colli, damit nun dieser seinerseits „mit dem Auxiliar-Corps (Provera) sowohl

als mit jenem des Königs von Sardinien nicht nur den Feind möglichst beunruhige, sondern alle Kräfte aufbiete, denselben von jenem Posten (Monte Regino) zu vertreiben, damit wir sodann vereint und mit Nachdruck denselben zu verfolgen im Stande sind". Dabei wird nun Colli sofort für die möglichen Consequenzen seines Verharrens auf der stricten Defensive verantwortlich gemacht und erneuert beauftragt, von Cairo und Millesimo „besonders so viel als nur möglich und schnellstens vorzurücken, weil sonst alles entstehende Unglück Ihren rückwärtigen Defensionslinien zur Last gelegt werden müßte".

Diese Dispositionen wurden bei all' ihrer Unklarheit, wie man sieht, getroffen, ohne daß Beaulieu die französische Bewegung während der Nacht vom 11. bis 12. ahnte, durch welche natürlich die ganze Lage von Grund aus geändert worden war. Während Bonaparte sich inmitten seiner handelnden Truppen befand, war Beaulieu vom Schauplatze der Ereignisse viel zu weit entfernt. In jeder Armee, in welcher, wie damals im kaiserlichen Heere, Selbständigkeit des Urtheils und Entschlusses eine so seltene Tugend war, jeder General zehnmal anzufragen und sich nach jeder Richtung gegen die Verantwortlichkeit sicherzustellen pflegte, bevor er nur einmal zu handeln sich entschloß, konnte das Hauptquartier nicht nahe genug bei den handelnden Truppen sein. Beaulieu hatte diese Nothwendigkeit nicht erkannt und that auch nichts, um wenigstens durch nachträgliche Vervollkommnung des Benachrichtigungsdienstes mit seiner Truppe und dem Feinde in einem ungestörten und dauernden Contact zu bleiben. Die Berichte der Untergenerale gelangten verspätet in's Hauptquartier, die Befehle des Feldherrn verspätet an die Untergenerale und jedesmal erst, nachdem die rasch ablaufende Handlung lange bereits über die Bedingungen hinübergeschritten war, welche denselben zu Grunde gelegt worden sind. Bald entstand eine vollständige und allgemeine Desorientirung und die Centralleitung wurde ganz unmöglich. Der Sturmlauf der Ereignisse forderte den einzelnen Befehlshaber zu selbstthätigem Handeln heraus; aber solcher Selbständigkeit entwöhnt, blickte jeder zuerst auf Acqui, fragte wiederholt an, ließ sich zur Handlung vom Feldherrn und vom Feinde drängen, und der innere Widerstand gegen die Verantwortlichkeit nahm dem endlich abgenöthigten Entschlusse den Namen eines solchen.

Die Voraussetzungen, auf welche jene Dispositionen Beaulieu's sich gründeten, waren von der Lage bereits viel zu weit überholt, um

überhaupt noch irgend einen anderen als psychologischen Werth zu haben. Provera war übrigens damals schon außer Stande, sich zu rühren, und Colli hatte 14.000 Mann unter Serrurier in seiner Front, 30.000 Mann unter Bonaparte an seiner linken Flanke. Die Demonstrationen, die Serrurier nach den Dispositionen Bonaparte's vom 11. seit dem 12. Morgens gegen Colli und zur Festhaltung desselben ausführen ließ, trafen am Abend mit den Demonstrationen zusammen, die Colli gegen die Stellung Serrurier's und zur Festhaltung desselben auf La Solta ausführen ließ. Beide demonstrirten für dieselben Zwecke und der Unterschied war nur, daß der Zweck Bonaparte's erreicht und Argenteau bereits vernichtet war, als der getäuschte Täuschende an seinem Täuschungsapparate erst zu rühren begann.

Bonaparte war am 12. bei anbrechender Dämmerung mit seinem Stab aus Altare auf das Gebirge hinaufgeritten und hatte von den Höhen bei Casabianca den Kampf am Monte Castlas eine Zeit lang beobachtet. Als der Ausgang unzweifelhaft schien, eilte er nach Carcare, dem neuen Mittelpunkt der Handlung, wo nun für einige Tage das Hauptquartier verblieb. Die Division Augereau war daselbst eben erst angekommen. Der angestreugte zwölfstündige Nachtmarsch über das Gebirge hatte die Truppen so erschöpft, daß die ursprünglich angeordnete Bewegung auf Cairo unterbleiben mußte. Augereau lagerte in der Ebene vorwärts Carcare, Front gegen Cosseria und Cairo, und mit ihm später die Brigade Dommartin.

Bonaparte wußte, daß der Sieg von Montenotte in seinem absoluten Resultate wenig zu bedeuten habe, weil er über einen verhältnißmäßig geringen Bruchtheil der feindlichen Kraft errungen wurde, und daß die wahre Bedeutung dieses Theilerfolges blos in der energischen Ausnützung desselben bis in die letzten Consequenzen enthalten sei. Bei Montenotte war nur die Cordonsstellung Beaulieu's zerrissen worden, und wie unter diesem Schlage die Trümmer der Division Argenteau naturgemäß in der Richtung auf Acqui und das Centrum gewichen waren, so mußte unter einem Schlage nach entgegengesetzter Seite der linke Flügel Colli's voraussichtlich gegen Ceva und Turin ausweichen. Nur auf diese Weise war es möglich, eine Reihe kleiner partieller Erfolge zu einer Gesammtbedeutung zu verbinden, die Trennung beider Armeen zu vervollständigen und jeden einzelnen der dazu noth-

wendigen Detailsiege leicht, d. i. mit überlegenen Kräften gegen untergeordnete zu erringen.

Schnelligkeit war selbstverständlich die Grundbedingung des Planes. Hier entfaltete sich nun zum ersten Male jene merkwürdige Sturmeile der Handlung, welche den Gegner nicht mehr zu Athem kommen ließ, bis er vernichtet darnieder lag, und eine sonst nur äußerst spärlich auftretende Steigerung des Anspruches an die Leistung des Einzelnen, die mittelst Raschheit der Bewegung den Gebrauch einer Truppe in verschiedenen Aufgaben verlangte, also deren factische Leistungsfähigkeit verdoppelte oder verdreifachte, und in dem Worte: „Der Sieg liegt in den Beinen“ ihren bündigsten Ausdruck fand.

Bonaparte hatte, wie aus seinem Schreiben vom 11. an Serrurier erhellt, von Haus aus beschlossen, sich nach dem Stoß gegen den rechten Flügel Beaulieu's auf Colli's linken Flügel zu werfen. Er wußte zwar nicht, daß der strategische Aufmarsch des Ersteren noch unvollendet und Argenteau deshalb isolirt sei, aber er glaubte in der schwerfälligen Methodik seiner Gegner und im Zusammenhalten seiner Kraft hinlängliche Bürgschaft gegen jedes Mißgeschick zu besitzen und ließ nun, um sich gegen Colli zu wenden, die Division Laharpe gegen Argenteau beobachtend stehen, wie er früher Augereau und Serrurier gegen Colli aufgestellt hatte, während Argenteau angegriffen worden war.

Noch als um die Mittagsstunde das Gefecht bei Montenotte in den letzten Zügen lag, ertheilte er die Dispositionen.

Die Division Laharpe erhielt Befehl, die zersprengten Truppen Argenteau's in eine Stellung zu verfolgen, welche gleichzeitig Dego und Sassello bedrohe. Massena werde auf den Höhen zwischen Cairo und Carcare stehen. Laharpe habe diese Stellung des Letzteren entweder persönlich zu recognosciren oder durch einen höheren Generalstabsofficier recognosciren zu lassen. Joubert, Dommartin und Augereau werden sich am 13. zum Angriff auf Montezemolo gegen das kaiserliche Hilfscorps unter FML. Provera wenden, vorausgesetzt, daß der Abendbericht Laharpe's diese Disposition nicht ändern sollte.

Division Massena wurde befehligt, die Höhen zwischen Cairo und Carcare zu besetzen und letzteren Ort zu brandschatzen. Augereau, Dommartin und Joubert ständen in der Ebene, um am 13. Montezemolo anzugreifen, wenn der Abendbericht Laharpe's diese Disposition nicht ändern sollte. Massena habe deshalb die Stellung der Division Laharpe durch einen höheren Generalstabsofficier recognosciren zu lassen

und zur Vermittelung der Correspondenz mit dem Letzteren einen Zwischenposten einzurichten. Tout nous annonce, que la journée d'aujourd'hui et celle de demain compteront dans l'histoire.

Bonaparte hat sich nicht getäuscht. Sie waren die Erstlinge jener erstaunlichen Reihe von Siegen, unter deren Gewicht der Continent fast zwei Jahrzehnte zu seufzen hatte.

FML. Provera, ein tapferer und mit dem Maria-Theresien-kreuze ausgezeichneter Officier, hatte am 12. April 7½ Compagnien (Freicorps Gyulai) in Salicetto, 2 Bataillons (Belgiojoso) und 2 Compagnien (Strassoldo-Grenadiere) in Rocchetta di Cengio stehen; 7½ Compagnien (Gyulai) standen nebst seinem Geschütze theils in Dego, theils waren sie seit dem Gefechte bei Montenotte zersprengt.

Als am 12. Nachmittags 3 Uhr sowohl von der Seite von Dego als von Millesimo und von allen Vortruppen die Meldung kam, daß der Feind in starken Colonnen über Montenotte, Carcare und Biestro vorrücke, sandte er an Colli die Bitte um Unterstützung, weil sich seine ganze Streitmacht, die Detachirung auf Dego abgerechnet, nur auf 1712 Mann belaufe.

In Erwartung der erbetenen Verstärkung zog er die zwei Bataillons aus Rocchetta di Cengio auf den Monte della Pattaria, eine Höhe vorwärts von Cosseria zwischen den beiden Bormidas; er selbst ging mit sieben Compagnien (Gyulai) auf die Höhe bei den Ruinen des Schlosses von Cosseria und stellte die zwei Grenadier-Compagnien zur Verbindung zwischen dem letzteren Punkte und jenem Berge auf. Eine halbe Compagnie sandte er schließlich noch auf die Höhen bei der Capelle S. Lucia zur Beobachtung des von Biestro kommenden Feindes. Er hatte es leider unterlassen, auch die in Dego zunächst stehenden Truppen oder FML. Argenteau von dem Anmarsche des Feindes zu unterrichten.

Der Brief Provera's hatte Colli veranlaßt, ein piemontesisches Grenadier-Bataillon auf Cosseria und ein anderes auf die Crocetta, einen hohen Berg auf der Straße zwischen Montezemolo und Millesimo, in Marsch zu setzen, die jedoch erst am nächsten Morgen eintreffen konnten. Nichtsdestoweniger hielt sich Colli durch diese nichtssagenden Maßregeln am rechten Flügel vollkommen gedeckt. Détachez vers le Cairo, fügte er seinem Schreiben aus Ceva vom 12. bei, sur la hauteur de la Pattaria les grenadiers de Belgiojoso avec une division de Gyulai. Si l'ennemi avance vers Cosseria je ferai

marcher des autres troupes à Cengio pour vous soutenir. — — Je passe encore demain des troupes vers la Solta pour détourner l'ennemi de Carcare et de Montenotte. Wie die Mehrzahl der Generale jener Zeit hielt Colli, wie man sieht, einen schwachen Druck, eine halbe Drohung gegen eine entfernte feindliche Division für genügend, einen Gegner einzuschüchtern, der nicht zu drohen, sondern zu schlagen und den Feind nicht blos sich vom Halse zu schaffen, sondern zu vernichten entschlossen war.

Die Vorposten Provera's hatten während des Nachmittags fortdauernd mit dem Feinde geplänkelt, der am Abend bis auf eine Viertelstunde an die Hauptstellung herangekommen war. Nachts blieben die Franzosen in folgender Stellung:

Massena auf den Höhen gegen Dego und Cairo, Augereau in der Ebene von Carcare, die Brigade Menard auf den Höhen von Biestro, die Brigade Joubert in der position intéressante, wie Bonaparte sie nennt, von S. Margheritta gegen Cairo und Cosseria. Laharpe erhielt während der Nacht Befehl, durch schnellen und versteckten Marsch sich auf die Höhen von Cairo zu ziehen und durch Unterhaltung großer Lagerfeuer bei Giusvalla den Gegner zu täuschen. Er stand bei Anbruch des Tages bereits in der neuen Stellung.

Mit dem Frühesten ordnete am 13. Bonaparte die Vorrückung der Division Augereau, der Brigaden Joubert, Menard und Dommartin gegen die Stellung Provera's an; Laharpe blieb in Reserve sowohl für den Angriff auf Cosseria als für die Stellung Massena's gegen Dego auf den Höhen von Cairo. Für die nächsten 24 Stunden, vielleicht noch für länger, hielt Bonaparte gegen diese letztere Seite sich zwar ziemlich sicher, doch wollte er sich des wichtigen Punktes Dego und der Gegend von Spigno, die er nur von ganz untergeordneten Kräften gehütet glaubte, zuerst ganz versichern und gab gleichzeitig Massena und einem Bruchtheile der Division Laharpe Befehl, jenen Ort zu besetzen und dort, sowie in Cairo, Contributionen zu erheben.

Merkwürdigerweise war FML. Provera während der ganzen Nacht und trotz der Nähe des Feindes völlig unthätig geblieben. Sein Geschütz war mit einem Theile seiner Truppen noch in Dego, er hatte es nicht an sich gezogen; seine Munition war unzureichend, er hatte für deren Ergänzung nicht gesorgt; er hatte es versäumt, Argenteau von seiner Lage zu unterrichten oder sich auch nur von dem Ausgange

des Angriffes auf Montenotte Kenntniß zu verschaffen. Als die anbrechende Morgendämmerung zeigte, daß der Feind während der Nacht nicht, wie er gehofft hatte, abgezogen sei, sondern im Gegentheil sich noch ganz bedeutend verstärkt habe, ließ er den Posten Montezemolo von seiner Lage unterrichten und Munition verlangen.

Mittlerweile rückte, dem Bergrücken entlang, der von Cosseria gegen Cairo und die östliche Bormida abfällt, Augereau mit einer Colonne von ungefähr 4500 Mann und seiner Cavallerie zum Angriffe vor; der Rest seiner Division begleitete diese Bewegung in zwei Colonnen, davon eine, 2000 Mann stark, auf der Hauptstraße Carcare-Millesimo; die andere, 1500 Mann, im Thale von Cosseria und mit der Richtung auf die zwischen den Schloßruinen und dem Monte Pattaria aufgestellten zwei Grenadier-Compagnien (Strassoldo). Joubert, 2500 Mann stark, wendet sich von S. Margheritta gerade aufwärts gegen den Monte Pattaria, während Menard, 5000 Mann stark, einen Theil mit der Front gegen Westen stehen lassend, mit dem Reste von Biestro her gegen die Capelle S. Lucia und in den Rücken Provera's langsam heruntersteigt.

Es wurden also auch auf diesem Punkte fast 16.000 Mann zu einer Gesammtaction gegen 1700 Mann in's Gefecht gebracht.

Nachdem Provera's Vortruppen auf allen Seiten schon zurückgedrängt waren, erschien das dritte piemontesische Grenadier-Bataillon, das Colli am Vorabend zur Verstärkung geschickt hatte, leider nur 300 Mann stark. Auf der halben Höhe des Schloßberges vom Feinde zwar erfaßt, konnte es, durch entschlossenen Gegenangriff einiger Compagnien Gyulai unterstützt, an seiner Vereinigung mit den Truppen Provera's nicht mehr gehindert werden.

Als Provera bemerkt hatte, daß der feindliche Hauptangriff zunächst sich gegen die zwei Grenadier-Compagnien (Strassoldo) richtete, daß also dieser Punkt zum Durchbruch der überaus ausgedehnten Stellung ausersehen sei, ließ er einige Compagnien auf die Flanken der feindlichen Colonnen fallen, während von der anderen Seite die beiden Bataillons Belgiojoso dieses Manöver durch eine gleiche Bewegung unterstützten. Die Uebermacht der Franzosen war aber zu erdrückend, als daß eine von wenigen Compagnien beabsichtigte Gegenwirkung, aller Bravour ungeachtet, einen anderen als momentanen Erfolg hätte haben können, über welchen, nach einer kurz vorübergehenden Stockung, die Handlung ihren naturgemäßen Verlauf weiter nahm.

Die Wucht des massenhaft zusammengehäuften Feindes warf die Grenadiere unwiderstehlich von ihrem Posten herab und auf den Monte Cavallo zurück. Die Stellung Provera's war damit durchbrochen und ungefähr in zwei gleiche Theile getrennt. Von einer Halbbrigade Augereau's in der rechten Flanke, von Joubert in der Front angegriffen, mußten auch die zwei Bataillons Belgiojoso auf die Rocchetta di Cengio und Salicetto zurückweichen. In der Stellung bei dem Schlosse von Cosseria standen also noch die piemontesischen Grenadiere und sieben Compagnien Gyulai, Alles in Allem 892 Mann.

Diesen Truppen will, Bonaparte den Rückzug abschneiden und sendet Augereau mit ungefähr 3000 Mann gegen die Grenadiere auf Monte Cavallo im Rücken von Cosseria. Die Cavallerie und eine starke Reserve bleiben am Fuße des Berges zur Bewachung der Zugänge; Menard hat die bei S. Lucia stehenden Vortruppen zersprengt und schließt nun die Stellung von Cosseria im Süden ein.

FML. Provera hatte sehr wohl gesehen, daß der eiserne Ring der französischen Colonnen ihn immer enger umschließe und daß sein Rückzug innerhalb weniger Minuten ganz unmöglich werden müsse. Jeder Gedanke an einen Rückzug lag ihm indessen ferne. In der Ueberzeugung, daß Cosseria der Schlüssel der ganzen Gegend innerhalb der beiden Bormidas und das unumgängliche Verbindungsglied zwischen den verbündeten Armeen sei, beabsichtigte er mit Allem, was von seinen Truppen noch zusammenzuraffen war, sich in die Ruinen des Schlosses zu werfen, eiligst eine Brustwehr herzustellen und dort in der Gewißheit auszudauern, daß die Behauptung von Cosseria das einzige Mittel sei, den Feind eine Zeit lang festzuhalten und an Schlägen gegen den Rücken der auf einen so energisch eingeleiteten Angriff noch nicht vorbereiteten Armeen zu hindern.

In der That war von seinem Standpunkte dieser heroische Entschluß durchaus gerechtfertigt. Der Entsatz konnte unmöglich lange ausbleiben. Provera hatte den FML. Colli von seiner Lage wiederholt unterrichtet. Montezemolo, wo einige Bataillons lagerten, war nur 2 Stunden, Ceva und Piagera 5—6, Dego 3½ Stunden entfernt. Die Katastrophe, welcher mittlerweile Argenteau erlegen, kannte er nicht und rechnete im Gegentheile auf kräftige Unterstützung durch denselben, wenn die Hilfe Colli's unzureichend bleiben sollte. Demgemäß vereinigte er seine noch bei Cosseria stehenden Truppen in den Ruinen des Schlosses bis auf wenige Abtheilungen, bestimmt, den Feind außerhalb zu necken. Es

fehlt zwar alles Schanzzeug; aber er hilft sich, indem er die herumliegenden Trümmer auf den gefährdetesten Seiten zu einer Brustwehr zusammentragen, auf anderen in Bereitschaft halten läßt, um sie beim Beginne des Sturmangriffes die steile Höhe hinab rollen zu lassen.

Bonaparte hatte erkannt, daß Provera keine Artillerie habe. Er zog deshalb seine ganze Macht in einen engeren Kreis um den Schloßberg zusammen und ließ den kaiserlichen General zur Capitulation auffordern.

„Mon intention est de défendre le poste jusqu'à la dernière extrémité! war die Antwort des Letzteren. In der zuversichtlichen Hoffnung eines Entsatzes lugten seine Beobachtungsposten von den höchsten Punkten der Ruinen gegen Montezemolo, Rocchetta di Cengio und Cairo hinaus. Bei der Annäherung der ersten Unterstützung beabsichtigte Provera, sich in entschlossenem Anfalle über den Feind herzuwerfen, ihn festzuhalten und so den Sieg der Entsetzungstruppen zu erleichtern. Aber auf keiner Seite, weit und breit, ließ sich ein kaiserlicher oder piemontesischer Soldat erblicken, außer den Grenadieren Strassoldo und Belgiojoso, welche in weiter Ferne noch immer mit dem Feinde rangen.

Bonaparte ließ nun sein Geschütz in einer fürchterlichen Nähe ein mehrstündiges Feuer eröffnen. Wehrlos gegen den Geschützkampf, mußten die kaiserlichen Truppen, das Gewehr bei Fuß, zuschauen, wie das Feuer ihre zerbröckelnden Wälle auseinander riß und ihre Reihen lichtete. Nach 11 Uhr mußte jedoch Bonaparte, dessen Munitionsreserven noch bei Altare und S. Giacomo standen, um sich Angesichts der Möglichkeit von Entsatzversuchen nicht völlig zu verschießen, das Feuer einstellen lassen. Auch glaubte er die Vertheidiger bereits hinreichend erschüttert. Vous êtes cerné de tous côtés, schrieb er um 11 Uhr an Provera; votre résistance n'occasionnerait qu'un versement de sang, sans aucun avantage. Si dans un quart d'heure vous ne vous rendez tous prisonniers, je ne ferai grâce à aucun.

Eine solche Drohung war ebenso wenig als die Kanonade im Stande, den tapferen General einzuschüchtern. Sie galt ihm vielmehr nur als Beweis, daß der französische Feldherr Gründe haben möge, durch Drohungen, wie man solche nur noch in Türkenkriegen zu vernehmen gewohnt war, Besorgnisse zu maskiren, welche die Lage seines zwischen den verbündeten Armeen eingekeilten Heeres nahe legen

mußte, wenn einmal Colli oder Beaulieu, oder wenn beide zugleich mit bedeutenderen Kräften sich auf seine Flanken werfen würden.

In der That schien heftiger Kanonendonner, welcher sich Nachmittags aus der Gegend von Dego vernehmen ließ, diese Erwartungen rechtfertigen zu wollen. Ehe die Antwort Provera's zurückgelangen kann, sprengt Bonaparte mit seinem Stab gegen Dego, Augereau mit allen übrigen Truppen vor Cosseria lassend.

Um die bei Dego entstandenen Verhältnisse zu überschauen, muß man einen Blick auf die Lage werfen, in welcher die Niederlage Argenteau's diesen Punkt zurückgelassen hatte.

Der schwer verwundete General Rukavina hatte sich von Montenotte nach Dego tragen lassen und dort am 12. Abends, außer dem Geschütze Provera's und Argenteau's, nur zwei versprengte Compagnien Stain getroffen, während Bauern ihm berichteten, daß französische Truppen auf den Höhen von Cairo aufmarschirten. Er ließ sofort zwei Bataillons piemontesischer Marine-Infanterie, welche auf ihrem Marsche zu Colli eben durch den Ort zogen, halten, benachrichtigte Colli von der Sachlage, vergaß aber merkwürdigerweise auch Provera davon zu unterrichten und schrieb an Argenteau nach Pareto: „Um Gotteswillen rücken Sie mit den Truppen gleich vor in diese Position von Dego. Der Feind ist noch nicht heruntergekommen. Ich habe etwas piemontesische Truppen vorgeschickt, um dem Feind ein Blendwerk zu machen. Habe auch an FML. Colli geschrieben, damit von dort aus eine Bewegung vorwärts gemacht werde. Zwei Bataillons Piemontesen und eine Division Stain stehen hier. Ich habe Befehl gegeben, zu halten."

FML. Argenteau stand noch sehr unter dem Eindrucke seines eben erlittenen Unglücks; er sandte den verzweiflungsvollen Hilferuf Rukavina's mit einem noch verzweiflungsvolleren Berichte in's Hauptquartier nach Acqui, in welchem er sich zu einer Vorrückung auf Dego völlig außer Stande erklärte. Acqui sei von Pareto besser zu decken als aus Dego. Uebrigens bitte er um Befehle, da er selbst zu Allem bereit sei. Es sei allerdings wahr, daß Dego eine schwache Besatzung habe, doch befände sich dort viel Geschütz. Wenn der Feind, fügt er in einer Nachschrift hinzu, die mindeste Bewegung nach vorwärts machen sollte, so habe er, Argenteau, die Absicht, mit seinen 700 Mann nach Ponzone zu gehen.

In der Nacht hatten sich einige hundert Versprengter mit jenen 700 Mann noch vereinigt, mit welchen Argenteau nach Pareto gekommen war, und er ließ schließlich doch die Bataillons Stain und

Pellegrini, in Allem 4—500 Mann, zur Verstärkung Rukavina's nach Dego abrücken.

Unter solchen Verhältnissen war hier der Morgen des 13. angebrochen.

Während der Angriff auf Cosseria eröffnet worden war, hatte Massena die Details seiner Vorrückung auf Dego mit Bonaparte verabredet. Durch Kundschafter hatte er erfahren, daß Dego nur schwach besetzt wäre, daß aber die Stellung große natürliche Stärke habe. Wegen Erschöpfung seiner Truppen setzte er sich erst ziemlich spät am Tage in Marsch, und zwar allein, da die Truppe Laharpe's noch zu ermüdet war. Auf halbem Wege, zwischen Rocchetta del Cairo und Dego, stieß er auf die Vortruppen der Kaiserlichen und marschirte zum Angriff auf. Die Vertheidigungsanstalten dieses Postens waren indessen mit so viel Thätigkeit betrieben worden, daß Massena unvermuthet heftigem Widerstand begegnete. Alle Häuser der umliegenden Höhen waren besetzt; ihr Feuer brach den ersten Anlauf des Feindes und jenes einer demaskirten Batterie von 15 Geschützen schlug denselben völlig ab. Massena zog sich aus dem Gefechte und gegen die Rocchetta del Cairo zurück.

Der Donner dieses Kampfes hatte den französischen Obergeneral Nachmittags von Cosseria in die Gegend von Dego gezogen. Aus dem Mißerfolg Massena's glaubte er folgern zu müssen, daß sich in Dego viel beträchtlichere Kräfte gesammelt haben mögen, als vermuthet worden, daß denselben die verzweifelte Lage Provera's nicht unbekannt geblieben und daß, um den letzteren Luft zu machen, ein Angriff von dieser Seite höchst wahrscheinlich, wegen der vorgerückten Tageszeit jedoch vor dem nächsten Morgen nicht zu erwarten sei. Je länger aber der Widerstand Provera's dauerte, um so größer wurde die Wahrscheinlichkeit eines solchen Angriffes, nicht allein von Dego her, sondern wohl auch durch Colli. Bonaparte eilte nun wieder gegen Cosseria zurück, die Dinge auf diesem Punkte rasch zu einem Abschluß zu bringen. La circonstance devenait pressante, il (le général en chef) balança les avantages certains de la prise du château avec les difficultés de l'entreprise. Sans vivres, ni eau, ni bois le général autrichien serait forcé de capituler au bout de vingtquatre heures; mais l'affaire de Dego étant encore indécise, l'ennemi tenterait peut-être de le secourir.*)

*) Mémoires de Masséna.

Als Provera die Capitulation neuerdings verweigert und den freien Abzug zur Bedingung der Räumung seines Postens gemacht hatte, schritt Bonaparte endlich zu einem Sturmangriff auf Cosseria mit allen Kräften. Er zieht Laharpe näher an das Schloß, Massena näher gegen Cairo; Millesimo wird durch einige Abtheilungen Menard's, Cengio und die Rocchetta di Cengio durch Dommartin zur Deckung gegen Colli besetzt. Um 5 Uhr befiehlt er den Sturm durch die Brigade Joubert, die Division Augereau und einen Theil der Brigade Menard. Laharpe und die Cavallerie bleiben in Reserve.

In drei Colonnen, jede in drei Massen getheilt, rücken die Franzosen vom Süden und Nordosten, dazwischen eine Menge zerstreuter kleinerer Abtheilungen, gegen das Schloß. Zwei Stunden dauert nun ein schrecklicher Kampf. Kolben und Bajonnet, Steinwürfe und Gewehrfeuer weisen denselben endlich überall zurück. 300 todte Franzosen bedecken das Schlachtfeld, mehr als 600 liegen schwer verwundet ringsum.*) Déjà l'intrépide général de brigade Joubert, grenadier par le courage et bon général par ses connaissances et ses talens militaires — so erzählt Bonaparte in seinem Berichte an das Directorium — avait passé avec sept hommes dans les retranchements de l'ennemi; mais, frappé à la tête, il fut renversé par terre; ses soldats le crurent mort, et le mouvement de sa colonne se ralentit: sa blessure n'est pas dangereuse. La seconde colonne, commandée par le général Banel. marchait avec un silence morne et armes sur le bras, lorsque ce brave général fut tué au pied des retranchements ennemis. La troisième colonne, commandée par l'adjudant général Quesnin, fut également déconcerté dans sa marche, une balle ayant tué cet officier général. In rasender Hast stürzten diese Colonnen wie eine Lawine vom Schloßberge herunter und waren nicht wieder vorwärts zu bringen.

Dieser bewundernswerthe Erfolg eines Häufleins von 800 Mann mußte jedoch bei der mehr als zwanzigfachen Uebermacht des Feindes unfruchtbar bleiben. „Hätte der Feind," sagt FML. Provera, „nicht noch 6—8000 Mann frische Truppen in Reserve stehen gehabt, so würde ich den Meinigen erlaubt haben, ihn zu verfolgen."

Colli war von der Höhe von Crocetta Zeuge dieses Widerstandes gewesen. Aber er hatte nur ganz unbedeutende Kräfte mitgebracht.

---

*) Mémoires de Masséna.

Eines der piemontesischen Grenadierbataillons hatte er Rocchetta di Cengio, und ein anderes Millesimo angreifen lassen; mais ces diversions, gesteht er selbst ein, quoiqu'elles fissent retirer l'ennemi de l'attaque, ne furent pas suffisantes pour dégager le général Provera. Auch die zwei Bataillons Belgiojoso hatten nur bis auf die Entfernung von zwei Stunden herankommen können.

Hoffnungsreich hatte inmitten des Kampfes Provera die Anstrengungen beobachtet, die von Montezemolo her geschehen waren, und hoffnungsreich hatten sich die Truppen der erdrückenden Umarmung des Feindes entwunden. Jedermann hatte gefühlt, daß seine Unverzagtheit unübersehbares Unglück von der Armee abwenden, daß durch die Nacht der augenblicklichen Bedrängniß bald der Glorienschein des Sieges brechen müsse. Als jedoch die Kraftlosigkeit der Stöße die Ohnmacht von Colli's Anstrengungen deutlicher hervortreten ließ, da stürzte dieser schöne Traum in sich zusammen, und die Nachwirkungen der langen Gefechtdauer, die physische Erschöpfung und geistige und moralische Abspannung fingen an sich wie ein erdrückender Alp über die Braven zu legen. Zehn Siege solcher Art waren zwar im Stande, ihr Häuflein aufzureiben; aber nicht die Macht des Feindes. Das empfand nun Jedermann. Zu einer Handvoll zusammengeschmolzen war manche stattliche Compagnie, fast bei allen auch die letzte Patrone verschossen und kein Munitionsersatz zu hoffen. In Schweiß gebadet ist die glühende Stirne, müde die krampfhaft geballte Faust und kaum im Stande, die heiße Waffe noch zu halten. Gleichgiltig wird sie mit der letzten Patrone geladen, gleichgiltig und auf's Gerademohl abgeschossen und gleichgiltig auf den Boden gestellt. Am Gaumen klebt die dürre Zunge und von der Spannung der Nerven erhöht, martern die Qualen eines brennenden Durstes. Blöde stieren die Augen herab auf den in Massen ringsum stehenden Feind. Kein heiterer Laut, kein munteres Lachen schallt aus den gelichteten Reihen. Stumpfe Gleichgiltigkeit und finsteres Schweigen lagert sich über die Truppe, unterbrochen von dem herzzerreißenden Stöhnen ringsum liegender Verwundeter, die nach einem Trunke Wassers jammern, und nur der schrille Schrei eines heiseren Commandos ist noch im Stande, die Truppe zu einer matten Bewegung zu bringen.

Ohne Wasser, ohne Munition, und das Herz zerrissen von diesem Jammerbilde, eröffnet Provera Unterhandlungen wegen Abschluß eines Waffenstillstandes und später wegen einer Capitulation. Je me

suis décidé, lautet sein Antrag, à céder le poste aux conditions suivantes: de retourner avec ma troupe, armes et bagages, et les honneurs de la guerre, dans nos foyers jusqu'au terme qui sera fixé de part et d'autre.

Bonaparte, den die Kraftlosigkeit von Colli's Entsatzversuch seiner dringendsten Verlegenheit entrissen hatte, antwortete vorläufig gar nicht. In der Gewißheit, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Qualen des Durstes seine Alliirten seien und das stolze Herz seines Gegners noch weiter herabstimmen würden, glaubte er ohne Nachtheil die Nacht hindurch warten zu können, bis ihm angetragen würde, was zu verweigern doch unmöglich war. Unter solchen Umständen glaubte er die Capitulation mit jeder Minute erwarten zu dürfen. In seinen Combinationen von diesem Abend figurirt Provera bereits als ein rettungslos verlorener Mann, und er hebt seinen Blick zu neuen Zielen. Weil aber andererseits eine kräftigere Erneuerung des Angriffes durch Colli überaus wahrscheinlich war, entschloß sich Bonaparte, ihn darin nicht nur zu lähmen, sondern mit den Divisionen Serrurier, Augereau und mit den Brigaden Joubert und Menard den entscheidenden Schlag gegen ihn zu führen und auf diese Art wieder einem halben Entschlusse mit einem ganzen, dem Streben nach einem beschränkten Theilerfolge mit dem Streben nach einem vollständigen Siege entgegenzutreten. Colli stand ihm zunächst, hatte noch am wenigsten gelitten und war voraussichtlich am schnellsten zu erreichen. Massena hatte beim Einbruch der Nacht aus der Gegend von Dego beruhigendere Berichte gesendet. In der ganzen Umgegend war eine Bewegung kaiserlicher Truppen nicht wahrgenommen worden. Die Katastrophe vom 12. schien die Division Argenteau aufgelöst zu haben. Bonaparte wußte, daß Rukavina verwundet sei, doch glaubte er auch den Ersteren verwundet und Beaulieu mit der Concentration seiner Armee beschäftigt; jener Truppen, welche Dego noch hielten, hoffte er durch erneuerten Angriff der verstärkten Division Massena ohne Schwierigkeit Herr zu werden.

Demgemäß wurde am 13. Abends die Disposition für den folgenden Morgen getroffen. Massena sollte mit dem Frühesten über Dego herfallen, der Stadt 24.000 Livres Brandschatzung auferlegen und einige Bewegung gegen Spigno machen. Brigade Dommartin habe den Angriff auf Dego zu unterstützen. Die Division Laharpe werde um 9 Uhr auf der Höhe von Cairo eintreffen und in diesem Orte eine Contribution von 36.000 Livres erheben; die Division Augereau

mit Tagesanbruch über Millesimo, Rocca-Vignale auf Montezemolo vorrücken, Brigade Joubert über Castelnuovo den Feind vor Murialdo fesseln und nach der Eroberung von Montezemolo gegen Ceva Stellung nehmen, die Brigade Menard. auf den Höhen von Biestro, die Cavallerie beim Hauptquartier in Carcare bleiben. Le tour de votre division arrive, schreibt er weiter Abends an Serrurier, j'attaque aujourd'hui Montezemolo. Faites vos dispositions pour qu'une de vos colonnes se jette dans la ville de Ceva, du moment que je serai maître de Montezemolo. L'autre s'emparera des hauteurs de Battifollo, longera le Tanaro et interceptera la communication de l'ennemi. Postez-vous au pont de Nucetto, afin que notre communication devienne facile. Ne laissez rien sur vos derrières. Zur Flankirung eines jeden auf Millesimo gerichteten Gegenangriffes schiebt er überdies noch in der Nacht die Division Meynier, die, wie früher erzählt, bei Melogno und S. Giacomo als eine Art Reserve stand, gegen Murialdo und Acquafredda und befiehlt, daß sie ihre Verbindungen mit Augereau über Millesimo herstelle und zur Täuschung des Gegners auf den Höhen von Maramasso große Feuer anzünde.

Beaulieu hatte am 12. Abends die erste Kunde von der Niederlage Argenteau's. Sie gab ihm eine annähernde Vorstellung von dem wahren Stand der Dinge. Er erkannte, daß der Feind nun trachten würde, sich zwischen ihn und Colli einzudrängen und diese Trennung durch seine nächsten Operationen zu vervollständigen. Doch erst am 13. hatten sich seine Vorstellungen zu dieser Klarheit emporgearbeitet und nachdem bereits der neue Schlag Bonaparte's auf Provera gefallen war. Wo dieser sein Gegner stehe, was er im Detail zunächst beabsichtigen könne, darüber lag vollkommenes Dunkel. Am 13. Abends hatte er noch keine Kenntniß von den Ereignissen bei Cosseria vom 12. Nichtsdestoweniger fühlte er die kritische Spannung, zu welcher durch den Schlag von Montenotte die Dinge gediehen waren, und zugleich sein Unvermögen, sich vor Ablauf von drei bis vier Tagen aus einer Lage herauszuziehen, in welche seine Ueberstürzung ihn verwickelt hatte. Er wußte sehr gut, was nun kommen werde oder was seinerseits zu thun wäre; aber seine Truppen waren noch zu weit entfernt und er konnte ihnen keine Flügel schaffen. Nachdem er Colli von dem Unglück der Division Argenteau unterrichtet und mit Vorwürfen überhäuft, daß die am 12. angeordnete und von dem Letzteren am 12. veranlaßte Demonstration am 12. noch keine Wirkung hervor-

gebracht, schreibt er am 13: Vous acquereriez beaucoup de gloire, si vous attaqueriez l'ennemi dans son flanc, pour l'empêcher de faire d'autres progrès; car si vous ne le ferez pas, Dego sera perdu et avec Dego le reste. Je rassemble ici mes bataillons qui m'arrivent de ma droite pour pouvoir arrêter la tête de l'ennemi. Si donc vous le prenez en flanc ou en queue l'ennemi lui-même est abîmé. C'est l'unique moyen, il est urgent. J'ai craigné d'avance pour sa droite (d'Argenteau); c'est pourquoi me sentis-je inquiet lorsqu'il m'annonça son premier succès. N'étudiez pas longtemps, je vous en prie. C'est le moment du salut ou de la perte. Depêchez-vous, ne balancez-pas; il n'est plus temps.

Ungeachtet dieser von Beaulieu so bündig ausgedrückten und übrigens in der allernächsten Lage mit niederschmetternder Logik enthaltenen Antriebe war Colli außer Stande, sich zu jener Kraft aufzuraffen, welche nur einigermaßen der Stärke der Motive entsprach. Auch er hatte aus der Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen am 13. Abends erkannt, daß mit untergeordneten Kräften gegen die feindliche Hauptmacht nichts auszurichten sei; aber die ursprüngliche Verzettelung der Kraft in den Lagern von Ceva, Mondovi und Piagera und die ursprüngliche Lässigkeit, womit er seit dem 12. diese Dinge behandelt, schloß wegen Kürze der nun unwiderruflich bemessenen Zeit jede größere Kraftentfaltung aus, selbst wenn in seiner Vorstellungsweise die Rücksicht auf die feindliche Kraft die Oberhand über die Rücksicht auf den zu deckenden Boden behauptet hätte. Seine Anstalten für den 14. beschränkten sich darauf, ein paar schwache Jägerbataillons aus Murialdo und einige Grenadiere aus dem Lager von Ceva während der Nacht auf Montezemolo in Marsch zu setzen, so daß bei Tagesanbruch, ausschließlich der von Provera getrennten zwei Bataillons (Belgiojoso), in Allem nur sechs Bataillons zur Stelle waren. Gleichzeitig schrieb Colli an Argenteau, welchen er zu Dego vermuthete, d'attaquer l'ennemi de deux côtés. Dieser Brief scheint von französischen Streifpartien aufgefangen worden zu sein. Von jenen sechs Bataillons sollten sich zwei an die Bataillons Belgiojoso anschließen und bei Tagesanbruch den Feind auf dem Höhenrücken angreifen, der aus dem Thale von Cengio der westlichen Bormida zum Schlosse von Cosseria hinansteigt. Mit dem Reste wollte Colli selbst die Franzosen in Millesimo angreifen. Je crois, schreibt er in der Nacht an Beaulieu, d'avoir fait tout-ce qui est possible pour la sûreté du pays et pour

contribuer à la défense mutuelle. Der Form mochte dies wohl genügen, aber nicht dem beabsichtigten Zwecke.

Aus dem Ganzen dieser gegenseitigen Anordnungen erhellt von Neuem, daß der Abstand zwischen dem positiven Handeln Bonaparte's und der Negation in der Handlung seiner Gegner bereits so groß geworden war, daß die Letzteren ihr Handeln gegen eine Constellation der Dinge niemals noch zurecht gelegt hatten, als diese sich bereits überlebt und einer völlig neuen Platz gemacht hatte.

Als der Morgen zu grauen begann, suchten mit entgegengesetzten Gefühlen die Blicke der zwei Feldherren den Trümmerhaufen von Cosseria; der eine von den Höhen der Crocetta, ob noch die kaiserlichen Farben auf den Ruinen von Cosseria flattern, der andere von Carcare, ob die Martern des Durstes den trotzigen Soldatenstolz gebrochen und den Sieg vollendet haben. Bonaparte fand sich zunächst in seinen Hoffnungen getäuscht, und als gegen 6 Uhr Morgens aus den Ruinen kein erneuerter Antrag kam und die unerwartete Verzögerung der Harmonie seiner Dispositionen Nachtheil zu bringen drohte, entschloß er sich zur Beantwortung des Anerbietens vom vergangenen Abend. Toute la troupe sortira du poste avec les honneurs de la guerre; les officiers rendus incontinent sur leur parole, et les soldats prisonniers de guerre en France.

Kaum war dies Blatt ins Schloß gelangt, als sich von Millesimo und Cengio der Schall eines beginnenden Gefechtes vernehmen ließ. Colli's Angriff hatte begonnen und Provera verschob seine Antwort bis zum Ausgange desselben. Ein Theil der feindlichen Truppen zog Colli entgegen, ein anderer blieb mit der Cavallerie auf Schußdistanz um die Ruinen stehen. Augereau hatte während der Nacht ringsum Schanzen erbaut und mit Geschütz armirt. Das Durchschlagen hatte keine Chance für sich.

Am Monte Cengio hatte sich mittlerweile ein lebhaftes Gefecht entwickelt; allein die Truppen Colli's, durch vierzehnstündigen Nachtmarsch erschöpft, vermochten nichts auszurichten. Die Jäger aus Murialdo (chasseurs de Nice) kamen zwar den Franzosen in die Flanke und bis nach Millesimo, wurden jedoch durch Menard wieder hinausgeworfen. Auf der Crocetta nahm zwar der Rest der piemontesischen Truppen einen gewissen Anlauf, ließ es jedoch, als die Franzosen sich nicht einschüchtern ließen, dabei bewenden. Gegen 7 Uhr Morgens scheint dieses Gefecht der Hauptsache nach entschieden gewesen

zu sein. So erlosch die letzte Hoffnung Provera's und er mußte sich dem traurigsten Lose fügen, dem ein tapferes Herz verfallen kann. Er sandte folgendes Schreiben ins französische Hauptquartier:

Dernière demande réitérée, de laisser venir notre troupe avec nous, sous les conditions qu'on voudra dicter, en recommandant, dans tous les cas, nos prisonniers en France et particulièrement nos blessés.

Donné au poste de Cosseria, le 14 avril 1796, à 7 heures $^3/_4$ du matin.

Bonaparte ließ durch Augereau antworten, indem er zwar auf dem Hauptpunkte seiner früheren Bedingungen beharrte, dieselben aber in Form und Wesen nicht unbeträchtlich milderte. Bei Carcare wurden die Waffen dieses Häufleins niedergelegt. Die Officiere gingen nach Genua, die Mannschaften nach Finale und Nizza. Während 26 Stunden hatte diese Truppe eine zwanzigfache Uebermacht aufgehalten, und war endlich erlegen, überwältigt, nicht durch die größere Tapferkeit des Feindes, sondern durch seine Ueberzahl und die Qualen eines verzehrenden Durstes.

Diese Gefechte vom 13. und 14. April tragen den Namen der Schlacht von Millesimo und kommen mit dem Erfolge von Montenotte in ihrem Resultate dem entscheidendsten Siege gleich.

Während bei Millesimo am Morgen auf diese Art eine furchtbare Tragödie ihren Abschluß fand, hatte sich, zwei Meilen abwärts, bei Dego der Schauplatz für eine andere erschlossen.

Am 13. April stand FML. Graf Argenteau noch unter dem vollen Gewichte seines Unglücks vom vergangenen Tage. An die Stelle erhebenden Hoffens war Besorgniß mit ihrem die Expansivkraft lähmenden Drucke in seine Seele geströmt. Es war taghelle Wahrheit, daß der Gegner überlegen gewesen sei. In der Zerrüttung der Truppen lagen die Wirkungen dieser Ueberlegenheit klar und bündig vor Augen. Kaum einen Officier besaß jede Compagnie und wenig Unterofficiere. Seit dem 12. war ein Theil der Abgeschnittenen zwar aus der Kriegsgefangenschaft ausgebrochen und auch ein großer Theil der Versprengten in Pareto eingetroffen; aber sie hatten über Felswände, durch Wald und Gestrüpp auf unbetretenen einsamen Steigen den Weg suchen müssen; entkräftet, ausgehungert, abgerissen, ohne Gewehr und ohne

Schuhe hatten sie ihre Truppen erreicht. Physisch und moralisch waren diese Reste nur noch die ausgebrannten Schlacken einst stattlicher Bataillone. Das Jammerbild eines solchen Elends schlug den Geist des Generals in neue Fesseln. Für die Hungernden besaß er kein Brod, für die Erschöpften keinen Wein oder anderes Labsal, für die Entblößten weder Waffen noch Schuhe. Die überaus ärmliche Ausstattung seines Stabes vereitelte übrigens von vorneherein jedes Bestreben, seine Truppen wieder aufzurichten. Argenteau besaß weder einen Generalstabsofficier noch irgend ein Organ zur Leitung der Truppenverpflegung. Sein ganzer Stab bestand aus einem einzigen Adjutanten. Die Menge der peinlichen Nichtigkeiten des Alltagsdienstes lastete auf seinem einzigen Kopfe, ließ physisch keine Muße zu Sammlung und innerem Aufschwung und zerrte seinen Geist fort und fort in den Staub der Alltäglichkeit herab. „Der Schreiberei wird täglich mehr," schrieb er an Beaulieu, „da mehrere Verordnungen an das Divisionscommando kommen, die für alle Bataillons abgeschrieben werden müssen. Ich habe Niemanden als meinen Adjutanten, der dies nebst seinem übrigen Dienst zu bestreiten nicht im Stande ist. Ich bitte daher, daß der Kriegskanzlei aufgetragen werden möge, die Verordnungen für die Bataillons selbst zu schreiben." Solcher Nichtigkeiten halber konnte Argenteau nicht leisten, was er unter anderen Umständen sicherlich nicht versäumt hätte. Den geistigen Contact mit dem Feinde, ja das Bedürfniß nach Aufhellung des Dunkels, welches seit dem 12. dessen Sein und Treiben umgab, hatte er verloren und wußte am 13. Abends von der feindlichen Stellung und Bewegung wenig mehr, als er Tags vorher gewußt hatte. Er muthmaßte den Feind noch bei Giusvalla und Ponteinvrea, obwohl Laharpe seit mehr als 14 Stunden bereits auf den Höhen zwischen Cairo und Rocchetta del Cairo lagerte und obwohl Giusvalla nur eine Meile von Pareto entfernt war.

Die Niedergeschlagenheit Argenteau's spiegelte sich in jedem seiner Briefe ab. Beaulieu war in Acqui. Das Herz noch durchwärmt von dem bei Voltri errungenen Erfolge, außerhalb des herzzerreißenden Anblickes der ersterbenden physischen und moralischen Kräfte der Truppen, inmitten von Abtheilungen, die mit Lust und Leichtigkeit gekämpft hatten und mit Lust und Leichtigkeit wieder zu kämpfen versprachen, empfand er sehr lebhaft den außerordentlichen Abstand zwischen der hoffnungsreichen Spannung seines eigenen Inneren und der Trostlosigkeit seines Untergenerals; er empfand es umsomehr, als er bis zum 16. keine

Ahnung von dem Schicksale hatte, dem Provera mittlerweile am 14. Morgens erlegen war. Seine Anschauung von dem Bilde der eigenen Lage war dabei überaus dürftig und lückenhaft. Am 13. Abends besaß er keinerlei Kenntniß von jener Seite, gegen welche sich am 12. Bonaparte gewendet hatte. Der Ordonnanzcurs über Rochetta del Cairo war durch Massena zerrissen worden. Aus Mangel des höheren Impulses und aus Mangel an Selbstthätigkeit der untergeordneten Organe ist erst am 17. ein neuer Curs eingerichtet worden. Beaulieu nahm deshalb das seither übliche Maß der kriegerischen Energie zu dem Maßstabe an, mit welchem er die Wahrscheinlichkeiten innerhalb der gegnerischen Absichten wog und konnte freilich kaum noch wissen, welchen Gepräges der ihm gegenüberstehende Feldherr sei. Er besaß keine Ahnung, daß derselbe nicht, wie alle Generale vor ihm, alle Generale gegen ihn und die überaus große Mehrzahl der Generale nach ihm, seinen Angriff blos auf den Erfolg des Augenblickes, auf die Eroberung eines Postens, sondern daß er ihn auf die Gesammtheit der Stellung der verbündeten Armeen richtete, um sie in ihrer Gesammtheit niederzuwerfen, und daß er, über die momentanen Erfolge und augenblicklichen Schlachtfelder hinüberschauend, seinen Blick fest auf die Lombardei geheftet hielt. Beaulieu glaubte, wie die meisten Generale seiner Zeit geglaubt haben würden, daß Bonaparte den Erfolg von Montenotte direct und in der eingeschlagenen Richtung verfolgen werde, bis die Kraft des Sieges sich am Ziele einer gewissen Bahn ausgerungen habe. Die Bewegung der Division Laharpe auf Giusvalla schien die Bestätigung dieser Muthmaßung. Der kaiserliche Feldherr war weit entfernt anzunehmen, daß Bonaparte die ursprüngliche Stellung in der Riviera geräumt und sich auf allen Punkten geschwächt habe, um desto stärker auf jenem Punkte zu sein, auf welchem die Entscheidung fallen sollte. Die bei Ponteinvrea stehenden französischen Truppen hielt er deshalb für jenen Theil der feindlichen Armee, der sich bei Montenotte geschlagen, und den feindlichen Sieg von Montenotte keineswegs für das natürliche Resultat der Anhäufung überlegener Kräfte, sondern für das Resultat eines vom Gebirgsnebel begünstigten Ueberfalles. Deshalb glaubte er auch nicht, daß der Gegner außer den bei Ponteinvrea stehenden Truppen noch etwas Anderes, geschweige seine Hauptmacht, zwischen Colli und Argenteau eingekeilt haben könne. Aus dieser Anschauung beabsichtigte er dem Feinde bei Dego, in der Front, mit beträchtlicheren Kräften entgegenzutreten, während Colli in dessen

Rücken fiele.*) Zu einem solchen Schlage waren aber die Anstalten bei Weitem noch nicht zurechtgelegt und es ist bei der Lückenhaftigkeit der Nachrichten schwer, sich von dem Zustande eine Vorstellung zu machen, in welchem am 13. April sich der strategische Aufmarsch Beaulieu's befand. Gewiß ist, daß an diesem Tage zwischen Spigno und Acqui sieben Bataillons standen (1 Bataillon Deutschmeister, 1 Wilhelm Schröder, 2 Bataillons des piemontesischen Regiments Montferrat, 3 Bataillons Thurn). Einige Truppen, darunter 2 Bataillons Lattermann und 1 Bataillon Terzy, lagerten in und bei Acqui. Auch fiel es dem Feldherrn hart, die Früchte seines ersten Debuts aufzugeben und sich mit dem unglücklichen Ergebnisse desselben zu bescheiden. Voltri blieb, obwohl Beaulieu's Entschlüsse in dieser Beziehung am 13. wiederholt geschwankt, bis zum 16. April besetzt und der größte Theil der Division Sebottendorf dort und auf der Bocchetta aufgestellt. Der Rest der Armee, 8 Bataillons und 12 Schwadronen, stand noch auf dem Marsche zwischen Alessandria und Pavia. Zeitgewinn war also das Hauptерforderniß der Lage und die Behauptung Dego's die unumgängliche Bedingung des Planes. Aber die moralische Gebrochenheit Argenteau's und der Zustand seiner ganzen Division schien der Ausführung nur eine wenig sichere Unterlage zu verbürgen. Beaulieu wußte zu gut, daß nur Jener wirklich besiegt ist, der sich selbst für besiegt hält und an seine Niederlage glaubt; deshalb strengte er sich vor Allem an, den herabgestimmten Untergeneral an seiner eigenen Zuversicht emporzurichten und dessen durchkältetes Gemüth an dem Feuer seines Herzens zu erwärmen. Il ne faut pas s'abattre, schrieb er ihm am 13. Abends eigenhändig und mit allen Spuren der ihm eigenthümlichen fieberhaften Hast; ni se laisser succomber, ni perdre tout espoir. Il y a encore du remède, mais vous devez soutenir Dego. Ne pensez pas à l'abandonner; les suites seraient terribles. Je vous y envois du secours. Montrez à votre troupe que ce n'est qu'un malheur passager. J'assemble ici tous mes bataillons qui ont assisté à chasser l'ennemi des environs de Voltri. La tête de ces bataillons arrive déjà. Ne vous laissez point abattre; ce serait là votre plus grand ennemi. Mettez-vous au-dessus du malheur; prêtez attention à toute votre troupe; créez de brigadiers. Vous n'avez point des généraux, eh bien, faites un colonel brigadier

*) S. 100, Brief Beaulieu's an Colli.

de trois ou quatre bataillons, un lieutenant colonel de 3 bataillons, et ainsi de suite un major de deux bataillons. Si vous le trouvez convenable, les plus anciens colonels feront service de lieutenants généraux ou de chefs de division. Par ce moyen vous rétablirez l'ordre, mais faites cela au moment même. Choisissez que les brigades soient à portée l'une de l'autre; ayez soin que le lieutenant colonel Brentano soit l'un des commandants de vos avant-postes et envoyez-moi votre ordre de bataille. Comme je viens de vous dire, gardez encore Dego deux ou trois jours. Nous reviendrons de cet étonnement et nous rétablirons l'ordre. Faites distribuer d'abord une petite ration de vin à chacun de soldats par mon ordre. Soulagez-les et dites leur que j'arrive à leur secours avec quantité des bataillons, que je suis content de leur bravour, que c'est un malheur d'avoir été tourné et surpris; mais que j'espère de reparer tout cela. Ecrivez de ma part au général Provera que je lui ordonne d'attaquer l'ennemi en flanc. Je lui écris tout de suite.

Was Beaulieu in der Gluth seiner Begeisterung möglich und leicht glaubte, daran hinderte die Nüchternheit der wirklichen Verhältnisse seinen Untergeneral. Er befahl Brigaden und Armee-Divisionen zu bilden, aber Argenteau besaß nur 1400 Mann, die ihrer nöthigsten Officiere ermangelten; er bewilligte Wein den Truppen, aber es war nicht einmal Brod vorhanden.

Beaulieu hatte außerdem die Aufgabe Argenteau's noch in der Hauptsache erschwert. Die Bewegung der Division Laharpe hatte ebenso Dego als Sassello bedroht. Der eine dieser Punkte sperrte das Hauptthal, der andere eine Menge Nebenthäler, die in den Rücken von Dego oder Acqui münden. Nach der Ansicht Beaulieu's war ein Angriff sowohl auf Dego als auf Sassello in die Vorderreihe der nächsten Wahrscheinlichkeiten getreten. Als nach Absendung jenes Trostbriefes diese Verhältnisse seinem Geiste klarer geworden, gab er deshalb den nachdrücklichen Befehl, die Behauptung dieser beiden Orte gleichmäßig in's Auge zu fassen.

Diese Weisung, welche die Vertheidigung zweier, in entgegengesetzter Richtung liegenden und durch einen beschwerlichen achtstündigen (?) Marsch von einander getrennten Punkte verlangte, trug nicht Geringes bei, Argenteau vollends zu verwirren. Die Truppen desselben hatten am 13. April Abends folgende Aufstellung:

Dego war unter Oberst Neßlinger durch die Ueberreste der Bataillons Stain, Pellegrini, 3 Compagnien Gyulai-Freicorps und durch 2 Bataillons piemontesischer Marine-Infanterie, letztere unter Oberst Cerrini, besetzt — in der Stärke von 16—1800 Mann. Die Trümmer der Bataillons Terzy und Alvintzi standen in Pareto; jene der zwei Bataillons Erzherzog Anton in Mioglia — im Ganzen 1400 Mann. Außerdem lagerte Oberst Lecsenyi mit 4 Bataillons bei Sassello.

Da FML. Argenteau aus Unkenntniß der feindlichen Bewegungen nicht zu unterscheiden im Stande war, ob Dego oder Sassello zunächst bedroht werde, oder welcher dieser Punkte an sich selbst der wichtigere sei, so beschloß er in seiner ursprünglichen Stellung, d. i. ungefähr in der Mitte zwischen denselben, zu bleiben. „Es ist schwer zu errathen," schrieb er am 13. April 9½ Uhr Abends an Beaulieu, „auf welche Seite sich der stark überlegene Feind werfen würde, da Ew. Excellenz selbst nicht entscheiden, gegen welchen dieser zwei Punkte ich mich zuerst und vorzüglich wenden soll. Der eine der zwei Wege, welche durch den Verlust dieser zwei Punkte erschlossen würden, führt längs der Bormida auf gebahnter Straße nach Acqui, der andere über das Gebirge in den Rücken von Acqui. Wenn ich diesen verlasse und auf Dego gehe, so kann der Feind von Giusvalla und Ponteinvrea in's Gebirge vorrücken und von rückwärts nach Spigno, Acqui oder Sassello gehen; marschire ich mit den vorhandenen vier Bataillons, die jetzt 1400 Mann stark sind, gegen Dego oder Sassello, so bin ich außer Stande, die übrigen zu unterstützen. Nach allen Aussagen ist der Feind sehr stark. Landleute sagen, daß er heute Cosseria und Montezemolo angegriffen habe und daß sie dort viel Geschützdonner vernommen hätten. Bei einer Mühle vor Giusvalla sollen nach anderen Nachrichten 4000 Mann stehen. Diese können sich ebenso nach Dego als nach Pareto wenden. Ich bleibe zu Allem bereit und trachte, durch Kundschafter möglichst viel zu erfahren, was er im Sinne habe, um mich danach zu richten."

Die Kräfte also, die Argenteau als Unterstützung für diese beiden Punkte in Reserve hielt, standen von jedem derselben zwar nur auf einen halben Tagmarsch entfernt und waren sicherlich nicht unrichtig postirt, wenn die Voraussetzung richtig gewesen war, daß jene beiden Stellungen selbständig, auch gegen die Ueberlegenheit, so lange Zeit zu behaupten seien, als Argenteau bedurfte, mit seiner kärglichen Unterstützung zu Hilfe zu kommen. Eine solche Voraussetzung bleibt stets durch ein Heer unberechenbarer Umstände bedingt und traf in diesem

besonderen Falle bei keinem jener Punkte zu. Sassello liegt inmitten eines Kesselthales und ist keine vortheilhafte Vertheidigungsstellung; Dego hatte zwar einige Verschanzungen, war jedoch für die beschränkte Truppenzahl viel zu ausgedehnt. Auf beiden Punkten konnte deshalb die Vertheidigung über den Haufen geworfen sein, bevor Argenteau mit schwacher Hilfe erschien. Von dem Grundfehler einer solchen Voraussetzung, der sich in ähnlicher Combination übrigens wie eine unvertilgbare Erbsünde durch die große Mehrzahl der österreichischen Kriege hindurchschleicht, besaß Argenteau nicht einmal eine dunkle Vorstellung.

In dem nämlichen Verhältnisse, in welchem sich Argenteau selbst zu der Vertheidigung von Dego und Sassello befand, stand der Rest der Armee zu der ganzen Division Argenteau, und Alles, was für diese in Bezug auf Dego und Sassello galt, mußte auch für Beaulieu in Bezug auf die ganze Stellung Argenteau's giltig sein. Wie die Vertheidigung jener Punkte zertrümmert sein konnte, bevor aus Pareto Unterstützung kam, so konnte die Division Argenteau neuerdings auseinander gesprengt sein, bevor Beaulieu den Rest seiner Armee bei Acqui gesammelt und mittelst eines zwölfstündigen Marsches herangebracht hatte.

Sicherlich würden sich, auch ohne die Hilfe irgend eines Calculs, die Entschlüsse Argenteau's und Beaulieu's ganz anders gestaltet haben, wenn der Beobachtungs- und Benachrichtigungsdienst mit größerem Eifer und größerer Schnelligkeit das Dunkel aufgehellt hätte, welches über den feindlichen Bewegungen lag, und wenn beide am 14. Morgens, wenigstens von den Ereignissen des Vorabends unterrichtet, daraus erkannt hätten, daß Bonaparte mit seiner Hauptmacht zwischen den verbündeten Armeen stehe und ihre beiden an einander stoßenden Flügel bereits geschlagen habe; daß also schwache Anstrengungen fortan nur zu neuem Unglück führen und dem Fortschreiten des Feindes keinen Damm setzen könnten; daß zu größeren Anstrengungen die zersplitterten Kräfte gesammelt werden müßten und daß dazu eine gewisse Zeit erfordert werde, die sich nicht durch vervielfältigten localen Widerstand, sondern nur durch vorsichtiges Vermeiden jeder größeren Entscheidung finden lasse.

Gegen Abend war ein Bataillon Deutschmeister, das erste von jenen, die Beaulieu gegen Dego in Bewegung gesetzt hatte, nebst zwei Bataillons des Regiments Montferrat in Spigno und im Bereiche der Division Argenteau eingetroffen. Diesen Truppen sandte Argenteau den Befehl, noch in der Nacht aufzubrechen und längstens

3 Uhr Morgens auf den Höhen von Montaldo einzutreffen, mit der Weisung, dem Feinde bei einem Angriffe auf Dego in den Rücken zu fallen.

Etwas später, gegen 11 Uhr Nachts, langte aus Dego, welches für langsame Fußgänger von Pareto bequem in zwei bis drei Stunden zu erreichen ist, die erste Nachricht von dem Angriffe Massena's am Nachmittag des 13. ein. Sie hatte Dego um 5 Uhr verlassen und bedurfte also sechs Stunden zur Durchschreitung eines so unbedeutenden Raumes. Oberst Cerrini bat um Verstärkung, die Argenteau jedoch, aus Besorgniß vor einem Hinterhalte, bei Nacht nicht absenden mochte. „Wenn es Tag wird," berichtete er an Beaulieu, „und die Umstände es zulassen, so werde ich von hier aus ein Bataillon oder mehrere auf das Gebirge gegen Dego nach Umständen zum Soutien führen. Ich weiß aber nicht, was ich von der abgematteten und niedergeschlagenen Truppe zu hoffen habe. Es ist kaum ein Officier in der Compagnie und wenig Unterofficiere. Es steht zu besorgen, daß, wenn die Truppe neuerdings bei Dego geschlagen würde, davon nur wenig nach Acqui zurückkommen würde."

Bald kam von anderer Seite noch mehr Klärung in die Lage dieser Division.

Oberst Vukassovich, welchen die letzte Ordre de bataille von der Division Argenteau getrennt und als eine selbständige Abtheilung in die Bewegung auf Voltri hineingezogen hatte, war noch am 12. April mit drei Bataillons (Carlstädter, Alvintzi und Nadasdy) auf die Apenninenkette bei Pian di Fajallo wieder heraufgestiegen und hatte dort durch Kundschafter erfahren, daß der Feind seit dem frühesten Morgen sich auf den rechten Flügel der Division Argenteau geworfen habe. Dieser begabte Officier hatte daraus gefolgert, daß der linke Flügel der Armee (Division Sebottendorf) desto weniger zu besorgen habe, je größer die Gefahr für die Division Argenteau geworden sei, und daß diese unerwartete Wendung ihm selbst eine gewisse Freiheit des Entschlusses zurückgegeben habe. Aus eigener Initiative war er deshalb gegen den rechten Flügel aufgebrochen und hatte am 13. Abends durch einen Gewaltmarsch Sassello erreicht. Am Abend standen also sieben frische Bataillons in Sassello.

Von dieser Bewegung hatte Argenteau um Mitternacht Kenntniß erhalten. Fortan konnte er innerhalb gewisser Grenzen für Sassello unbesorgt sein. Die Aufgabe war vereinfacht und er fand sich wenig-

stens in Stand gesetzt, Dego, gegen welches der Feind bereits demonstrirt hatte, desto schärfer in's Auge zu fassen. Argenteau beabsichtigte noch mehr. Er wollte am nächsten Morgen selbst nach Dego marschiren und einen Theil der Truppen aus Sassello in die Nähe ziehen. Zu diesem Ende sandte er an Vukassovich folgendes Schreiben, welches wegen der daran geknüpften Consequenzen hier dem Wortlaute nach Platz finden mag:

„Da Sie nun sieben Bataillons beisammen haben und Dego sehr bedroht wird, so wäre es sehr vortheilhaft, wenn Sie, um eine Diversion zu machen, eine Bewegung gegen Ponteinvrea und Giusvalla morgen Früh machen könnten. Ich werde meinerseits auch gegen Dego marschiren, und ich glaube, daß wir den Feind zwingen werden, in die Riviera zurückzugehen. Marschiren Sie also, wenn es möglich ist, mit einem Bataillon Kroaten und einem anderen als Soutien und lassen Sie über Ponteinvrea und Giusvalla einige starke Patrouillen, von 150 Mann jede, bis in das Gebirge dringen. Dadurch wird Dego geholfen und auch mein Posten hier sichergestellt, welchen ich dermals sehr schwach besetzt habe. Ich erwarte, daß Sie diese Bewegung gleich veranlassen und daß wir auf diese Art Dego freimachen werden.

Pareto, 14. April, um Ein Uhr nach Mitternacht."

Um $^3/_4$6 Uhr Morgens hatte dieses Schreiben Sassello erreicht. Es ist wohl richtig, daß darin ein Formfehler unterlaufen war, indem dasselbe, vom 14. April 1 Uhr nach Mitternacht datirt, die Bewegung auf morgen Früh anberaumte; doch wenn ein Zweifel über den Zeitpunkt der Ausführung überhaupt möglich gewesen wäre, der Schluß des Briefes mußte einen solchen bis auf die letzte Spur vertilgen. Wer die Berichte des Obersten Vukassovich aufmerksam liest, wird auch die Ueberzeugung gewinnen, daß dieser Officier selbst darüber keinen Augenblick in Ungewißheit gewesen war. Dennoch war dies Alles im Stande, den Grund zu einem langwierigen Processe zu legen.

Vukassovich war ein Officier von einer seltenen kriegerischen Befähigung und der anerkannte Liebling Beaulieu's. Sohn eines Officiers der Liccaner Grenze und Zögling der Neustädter Militär-Akademie, hatte er im letzten Türkenkriege, obwohl in untergeordnetem Range, eine bedeutende Rolle gespielt. Seine ausgezeichneten Dienste wurden durch die Beförderung zum Major und das Maria-Theresienkreuz

belohnt. 1789 hatte er aus Montenegrinern und Freiwilligen des österreichischen Littorales das Freicorps Gyulai organisirt und 1795 mit einem Carlstädter Bataillon das Kloster La Certosa bei Loano gegen die wüthenden Angriffe des Feindes durch neun Stunden vertheidigt. Klaren, durchdringenden Verstandes und starken Willens, den Bedingungen des Erfolges ebenso gerecht als energisch im Handeln, thatkräftig und umsichtig, schlau und besonnen, entschlossen und tapfer bis zur Tollkühnheit, war er ein geborener Führer von Avantgarden und im ganzen Heere vielleicht am meisten geeignet, den in jedem Armeebefehle ausgedrückten Hauptspruch Beaulieu's nach Wortlaut zu vollführen: „den Feind, wo er sich sehen läßt, anzugreifen, zu schlagen und dann erst zu zählen, wie viele ihrer waren". In den schwierigsten Augenblicken blieb er Herr seiner selbst und seiner Fähigkeiten. Er war ein scharfer Beobachter, der den Dingen ihre Wahrheit ließ und seine Ansicht nach dieser Wahrheit formte. Er besaß tiefe Kenntniß der Triebfedern menschlicher Handlungen und insbesondere tiefe Kenntniß der Natur des österreichischen Soldaten, seiner Fehler und Tugenden. Er hatte erkannt, daß die in der Armee vorhandene Indolenz und Geistesarmuth durch die Organisation verschuldet und daß eine tief eingreifende Heeresreform nothwendig sei, wenn der Sieg zu den kaiserlichen Fahnen auf die Dauer zurückkehren solle; er hatte erkannt, daß der Soldat nur durch Aufhebung der lebenslänglichen Dienstzeit und zweckmäßigere Erziehung mit den Pflichten seines Standes versöhnt werden könne; er war fest überzeugt, daß der Staat von seinem Standpunkte der allergrößte Egoist sein müsse, daß er sich einzig und allein durch das Beförderungssystem Kraft, Talent, Tüchtigkeit aller Art, mit einem Wort den Sieg kaufen könne und daß er sich desselben begebe, wenn er mit den Beneficien Verschwendung treibe, die er durch die Beförderung über das Individuum ausschütte, daß also die Käuflichkeit der Officiersstellen aufzuheben und das ganze Beförderungssystem auf eine vernünftigere und zeitgemäßere Grundlage zu stellen sei. Er war fest überzeugt, daß das Talent aufhöre, sich selbst anzugehören von dem Augenblicke, in welchem der Staat sich dessen zu bedienen beginne, daß dasselbe dann nur zu einer allgemeinen Domäne und der Staat um so viel stärker werde, je mehr Talente er in seine Dienste gezogen habe. All' diese Ideen hat Vukassovich später (1802) in ein vertrauliches Memorandum zusammengefaßt und dem Hofkriegsrathe vorgelegt. Noch heutzutage kann man daraus viel des Nützlichen

lernen.*) Schade, daß dieser ausgezeichnete Officier durch eine so schlimme Kriegsschule hindurchgegangen, wie sie seit 1765 in Europa Mode geworden war, und schade, daß sich die Kriegführung Bonaparte's mit ihrer niederschmetternden Gewalt erst in dem Augenblicke zu entwickeln begann, in welchem Vukassovich bereits zum Handeln berufen war. Seine damals seltene geistige Fernsicht und das Durchdringende seines Blickes, der ihm die Mehrzahl der in der Armee angestellten Persönlichkeiten Angesichts ihrer Aufgaben überaus unbedeutend erscheinen ließ, hatte ihn häufig in die Versuchung gebracht, dieselben nicht eigentlich die eigene Ueberlegenheit empfinden zu lassen, wohl aber in entscheidenden Momenten sich mit seiner individuellen Ueberzeugung in den Vordergrund zu drängen und aus seiner untergeordneten Stellung heraus nach dieser Ueberzeugung das Handeln Anderer, ja das Handeln der ganzen Armee bestimmen, das Glück brüskiren und sich zum allgemeinen Retter machen zu wollen. Nicht immer, wo Gelegenheit sich darbot, hat er es verstanden, so lockender Versuchung zu widerstehen. Er that es selten mit Glück, häufiger mit desto größerem Unglück und statt den möglichen Erfolg sicherzustellen, hat er ihn ruinirt.

Seine Truppen waren von dem anstrengenden Gewaltmarsch noch erschöpft und befanden sich nun in einer Gegend, welche sie nicht kannten und in welcher sie, nach der Weisung Argenteau's, vielleicht demnächst zu kämpfen hatten. Auch wußte er von dem allgemeinen Bilde der Operationslage nicht mehr, als er in Sassello sah und hörte. Er kannte weder den ganzen Umfang der Katastrophe vom 12., noch besaß er eine Ahnung von den Ereignissen am 13; die Gefahr Dego's hielt er deshalb keineswegs für dringend. Da also seine nächsten

*) Eine Thatsache, deren sich diese Schrift als Illustration ihrer Ausführungen bedient, mag hier als ein Beleg Platz finden, zu welcher unglaublichen Geistestödtung das System geführt hatte.

„Wie wenig dem gemeinen Manne das Exercitium erklärt und begreiflich gemacht werde, kann folgendes Beispiel lehren.

Im Türkenkriege nämlich hat man bei Besania-Damm eine Truppenabtheilung auf den halben Mann das Bajonett zu fällen beordert, und da der Mann sonst nichts Anderes damit zu thun gelernt hat, ist auch derselbe wie eine Statue unbeweglich geblieben. Die Türken haben davon profitirt und mit bloßem Messer sich unter die Musketen begeben, sofort die Füße der Soldaten abgehauen, wessentwegen nach der Hand die Truppen lernen mußten, mit dem Bajonett auf das Commandowort: „„Stich““ zu stechen.“

Verhältnisse einen Aufschub der Bewegung auf Dego wünschenswerth machten, so entstand bei ihm das Verlangen, durch diese Ueberzeugung auch Argenteau zu einem Aufschub seines Handelns zu bestimmen.

Das Recht der Initiative jedoch hatten die feindlichen Erfolge den verbündeten Armeen bereits entrissen und in Bonaparte's Hände gelegt. Bukassovich war mit seinen kleinen Rücksichten ohnmächtig, das weiter rollende Rad der Ereignisse aufzuhalten und hatte dadurch nur erreicht, daß es außer Argenteau auch ihn mit zermalmte.

Die selbständige Stellung in der Ordre de bataille bot Bukassovich einen, die formelle Fassung des Befehles einen anderen Vorwand, die auf Giusvalla anbefohlene Bewegung bis zum 15. hinauszuschieben. Die anerkannte Zuneigung des Feldherrn selbst sicherte ihm einen gewissen Rückhalt gegen die möglichen Consequenzen seines ziemlich plump maskirten Ungehorsams. Seine Antwort vom 14. Morgens hielt an der irrthümlichen Fassung der Befehle Argenteau's fest, obwohl dem Schreiber der rein formelle Irrthum offenbar klar gewesen war.

„Ich habe die Gegend, so weit es Aussicht und kurze Zeit erlaubt, in Augenschein genommen und werde dem h. Auftrag gemäß morgen vor Tagesanbruch gegen den Feind vorrücken und so viel als möglich mit meiner Truppe wirksam sein. Wenn es nach meiner unmaßgeblichen Meinung geschehen dürfte und bei Dego inzwischen nichts vorfallen möchte (in welchem Falle vorgerückt werden muß), würde ich bevor meine Patrouillen allenthalben vorschicken und hiezu nicht allein kroatische, sondern Officiere und Freiwillige von anderen Truppen nehmen, damit sie die Gegend kennen lernen, um sich bei einer Hauptvorrückung selbst helfen zu können und nicht erst den Befehl des Commandanten abwarten zu müssen. Den anderen Tag (15.) würde ich möglichst stark vorrücken, den Feind zu Gesicht zu bekommen suchen, meine Dispositionen nach der Localkenntniß einrichten, um nur immer einen guten Ausgang versprechen zu können, was dermalen umsoweniger geschehen kann, als der Feind auf mehrere Stunden entfernt und die Truppen in diesem mühsamen Gebirge bis zu dem Ort, wo man den Feind angreifen will, abgemattet und nicht im Stande sein werden, Jenes zu leisten, was zu wünschen ist. Diesem nach erwarte ich die Gesinnung des löbl. Divisionscommando und wäre der Meinung, daß dieser mein gehorsamer Vorschlag dem h. Armeecommando umsomehr unterlegt werde, als ich der Meinung bin, daß an dem Tage, an welchem ich

den Feind angreife, längs der Front der Armee eine kleine Diversion geschehen müßte, um den Feind zu beschäftigen. Wenn ich das Glück haben soll, ihn zurückzutreiben, so werde ich vielleicht im Stande sein, demselben rechts in die Flanke zu fallen und eine Erleichterung bei Dego zu verschaffen. Ich habe auch meine gestrige Einrückung dem h. Armeecommando berichtet, daß ich erst ein paar Tage in der Gegend ruhen muß und zugleich gebeten, daß den Maulthieren die dreipfündigen Gebirgskanonen ausgetauscht werden. Ich habe sie kaum hieher bringen können. Daher kann ich nicht anders als vor meiner Abrückung die h. Weisung erbitten und diese hier abwarten."

Vukassovich wollte also, wie aus der Unbestimmtheit dieses Schreibens hervorzugehen scheint, überhaupt gar nicht nach Dego; er beabsichtigte nichts Geringeres als einen selbständigen Angriff auf Giusvalla oder Montenotte und wünschte, daß der Rest der Armee diesen Angriff unterstütze. Erst die Rückwirkung dieses Sieges sollte Dego zu gute kommen. Wäre er übrigens willens gewesen, Dego befohlenermaßen zu helfen, so hätte er die Truppen unter Lecsenyi dahin entsenden können, die in der Gegend seit dem 9. standen, darin orientirt und nicht erschöpft waren. Freilich hätte auch Argenteau daran denken können.

FML. Argenteau hatte am Morgen des 14. April seine Absicht wieder aufgegeben, nach Dego zu marschiren oder auch die von Cerrini erbetene Unterstützung dahin zu entsenden. Die Vorstellungen des Obersten Vukassovich, vielleicht die Hoffnung, welche er an den für den 15. beabsichtigten Angriff desselben knüpfen mochte, mögen zu dieser Entschlußänderung beigetragen haben.

Aus dem nächtlichen Berichte Argenteau's hatte Beaulieu inzwischen erkannt, daß dieser General bei Abweisung eines feindlichen Angriffes auf Dego von vorneherein auf die Möglichkeit eines Erfolges verzichtet habe, und daß es deshalb kaum von Nutzen sein könne, ihn gegen sein inneres Widerstreben neuerdings in einen nicht unwahrscheinlichen Kampf hineinzujagen, von dem derselbe überzeugt schien, daß er nur mit einer neuen Niederlage enden könne. So war Beaulieu durch eine ruhigere Berücksichtigung wenigstens dieser Bedingung des Erfolges zu einem Entschlusse gekommen, zu welchem die minder flüchtige Berücksichtigung anderer Bedingungen ihn ohne Zweifel auch hätte führen müssen. Er sandte einen Officier seines Generalstabes nach Pareto, um den Rückzug der Division Argenteau in die Stellung von Melazzo, Cavatore, Cremolino und Masone einzuleiten.

Bevor dieser Officier jedoch Pareto erreicht hatte, traf (am 14.) Nachmittags in Acqui ein Bericht Cerrini's ein, daß der Feind sich am Morgen von der Rocchetta del Cairo auf Cairo zurückgezogen habe. Es war die rückgängige Bewegung der Divisionen Laharpe und Massena, die Bonaparte in der Meinung, bei Millesimo und Cengio von der ganzen Armee Colli's angegriffen zu werden, des Morgens näher an sich gezogen hatte. Beaulieu widerrief sofort den Rückzug Argenteau's und sandte alsbald noch die ausdrückliche Weisung, Dego und Sassello nur dann zu räumen, wenn diese Punkte nicht zu behaupten wären. „Da Sie nun solche Maßregeln ergriffen haben, die zur Vertheidigung beider Orte geeignet scheinen, so zweifle ich sehr, daß Dieselben zum Verlassen dieser beiden Punkte Ursache haben werden. Ich trage daher auch dem Obersten Vukassovich auf, seinen Posten so wie vorher zu behalten und zu behaupten. Sobald ich von FML. Colli und Provera einige Nachricht erhalten haben werde, will ich sehen, was in der Sache zu thun ist. Unterdessen ist der Feind genau zu beobachten, und falls er sich zum Rückzuge anschicken sollte, davon nach Umständen zu benützen."

Einige Stunden später benachrichtigte er noch Argenteau, daß am 15. Morgens zwei Bataillons Thurn in Montaldo, das dritte in Spigno eintreffen und unter die Befehle Argenteau's gestellt würden. „Mehr kann ich vorläufig nicht unternehmen, bis mich nicht sämmtliche Berichte in Kenntniß der Lage setzen und mir das Uebrige zu unternehmen gestatten. Die drei Bataillons Thurn dürfen nur im größten Nothfall verwendet werden, weil ich sonst eine zu kleine Reserve behalte."

Wenn auch diese Befehle in dem Augenblick, in welchem sie gegeben wurden, von den Ereignissen schon überflügelt waren, so sind sie immerhin nicht ohne Interesse für die Kenntniß der Vorstellungen, aus welchen Beaulieu die Lage beurtheilt und gehandelt hatte.

Cerrini hatte von der rückgängigen Bewegung der Franzosen auch nach Pareto berichtet. Mittags traf dies Schreiben an seinem Bestimmungsorte ein und nahm Argenteau vollends jedes Motiv, nach Dego aufzubrechen oder die zugesagte Verstärkung dahin zu entsenden. Kaum war der Bote Cerrini's wieder weggeschickt, als man gegen 2 Uhr Nachmittags aus der Gegend von Dego dumpfen Kanonendonner hörte und das Aufwirbeln mächtiger Rauchmassen wahrnahm. Dego wurde neuerdings angegriffen. Ein Zweifel war nicht möglich.

Argenteau benachrichtigte eiligst das Hauptquartier von dem

Stande der Dinge und meldete seinen Aufbruch zur Unterstützung dieses Punktes. An Vukassovich schrieb er: „Der Feind attaquirt Dego nach allem Anschein. Rücken Sie sogleich vor mit einigen Bataillons, wo ich Sie bestellt habe und wo Sie hätten marschiren sollen. Decken Sie diesen Weg und suchen Sie eine Diversion zu machen." Gleichzeitig erhielten die in Mioglia stehenden zwei Bataillons E. H. Anton Befehl, über Squanetto augenblicklich auf Dego aufzubrechen. In derselben Richtung rückte er selbst mit den Bataillons Alvinzi und Terzy ab.

Seit dem 14. Morgens besaß Bonaparte eine ziemlich umständliche Kenntniß der Stärkeverhältnisse der Kaiserlichen in Dego. Auch wußte er, daß Argenteau zwar mit einigen Truppen in der Nähe stehe, daß aber dieselben nur die bei Montenotte ausgebrannten Schlacken seiner Division seien. Dagegen war ihm unbekannt, was sich an kaiserlichen Truppen noch in weiterem Umkreise befinden möge; doch war er überzeugt, daß beträchtlichere Kräfte, falls sie auch im Anmarsche wären, keineswegs so nahe herangerückt sein könnten, um schon am 14. ins Gefecht einzugreifen, vorausgesetzt, daß der Kampf nicht zu früh am Tage beginne. Aus diesem Grunde ließ er, als die Capitulation Provera's vollzogen war, seine Truppen zuerst abkochen. Die Ungewißheit, die über den Stärkeverhältnissen der Kaiserlichen lag, hatte ihn aber dennoch zu einem Aufschub des gegen Colli beabsichtigten Schlages und zu einer theilweisen Modification der Dispositionen vom 13. bestimmt, insofern er nur die Division Serrurier nach denselben handeln ließ und die Action Augereau's wesentlich beschränkte. Während die französische Armee rastete, gab Bonaparte folgende Dispositionen:

Augereau erhält Befehl, eine seiner Halbbrigaden (die 69. unter Victor) an Massena abzugeben, mit dem Reste dagegen sowie mit der Brigade Joubert, die auf den Höhen von Biestro stehe, die zwei Bataillons Belgiojoso bei Rocca Vignale abzuschneiden und gefangen zu nehmen. C'est une affaire de poste, setzte er hinzu, qui sera utile en ce qu'elle portera l'épouvante à Montezemolo et qu'elle détournera l'attention de l'ennemi sur St. Jean (Murialdo), qu'il serait possible qu'il abandonnât d'ici à trois heures. Je vous instruirai de ce qui se sera fait. Joubert wird beordert, sich unter die Befehle Augereau's zu stellen, Rocca Vignale zu umgehen und Ceva aufzuschrecken; die Brigade Menard wird befehligt,

augenblicklich und in aller Eile nach Cairo an's linke Bormida-Ufer zu marschiren und Laharpe angewiesen, sich mit seiner ganzen Division dem Angriffe Massena's auf Dego anzuschließen und den Ort rechts zu umgehen. Je vous prie, fügt er hinzu, de rester un peu en arrière de vos troupes pour que je puisse vous voir à Cairo d'ici à une demi-heure.

Durch diesen Angriff auf Dego, dessen Gelingen er nicht bezweifelte, hoffte der französische Obergeneral gegen Beaulieu vorläufig genug gethan zu haben, um sich dann ohne besondere Besorgniß sofort gegen Colli wenden zu können. Da indessen doch auch dann ein Theil seiner Kräfte gegen Beaulieu beobachtend aufgestellt, die Entfernung zwischen diesem und dem handelnden Reste seiner Armee täglich größer und der Einklang des gegenseitigen Zusammenhandelns ungewisser werden mußte, so beschloß er, den Rest seiner in der Riviera zurückgebliebenen Cavallerie an sich zu ziehen und den Benachrichtigungsdienst durch deren Hilfe weniger zeitraubend zu machen. Dieselbe wird auf Carcare, die Reserve-Artillerie nach Millesimo in Marsch gesetzt. Je marche avec les troupes de Masséna, Laharpe, Menard, Dommartin et une demi-brigade d'Augereau sur Dego. Man kann die Gesammtstärke dieser auf Dego bewegten Kräfte mindestens auf 18.000 Mann anschlagen.

Gegen Mittag war Alles zum Aufbruch bereit und zog alsbald gegen Rochetta del Cairo. Dort am Plateau des linken Bormida-Ufers wurde Halt gemacht. Jeder Compagnie wurde der Tagesbefehl vorgelesen, welcher unter allerlei rhetorischen Blumen die Truppen von der zu einer unerhörten Waffenthat aufgeblasenen Capitulation Provera's unterrichtete. Mit tausendstimmigem Jubelruf ward diese Kunde aufgenommen. Vive la République! À l'ennemi! À l'ennemi! war die Antwort der begeisterten Soldaten.

Massena formirte alsbald seinen Angriff. Eine Colonne unter Lasalcette zog mit einigem Geschütz auf die Höhen des linken Bormida-Ufers; eine zweite unter dem adjudant-général Monnier, bei welcher Massena blieb, folgte der Hauptstraße.*) Laharpe theilte sich in drei Colonnen, die beiden ersten unter den Brigadegeneralen Causse und

*) Die Hauptstraße, die heutzutage bei Dego am rechten, von da am linken Ufer weiterführt, zog damals bis Dego am linken, von da bis Villa del Piano am rechten Ufer, wo sie das Wasser übersetzte.



Cervoni, die dritte unter adjudant-général Boyer; erstere bestimmt, die Bormida zu durchwaten und den linken Flügel der Kaiserlichen anzugreifen; diese, denselben zu umgehen und abzuschneiden. Menard und Victor blieben in Reserve.

Als Bonaparte die Truppen erreicht hatte, war bereits Alles in Bewegung.

Dego ist ein nicht unbedeutendes Dorf. Auf einem plateauartig auslaufenden Fuße des Bosco della Rama gelegen, der die Bormida in scharfem Winkel ostwärts abdrängt, hat es starke Front, doch wegen der ringsum liegenden bewaldeten Höhen schwache Flanken. Die Front war außerdem durch einige Schanzen verstärkt und von zahlreicher Artillerie vertheidigt. Es ist unmöglich zu sagen, wie die Stellung im Detail besetzt, namentlich was für die Flanken geschehen war, außer daß piemontesische Infanterie auf den Höhen beider Flügel gestanden hat.

Als der Rauch dünner zu werden begann, der Vormittags von dem feindlichen Lager bei Cairo emporgestiegen war, zeigten sich schon die Tirailleure der französischen Colonnenspitzen. In leichtem Geplänkel mit unseren Vortruppen gelangten sie bald unter den Kanonenschuß der Verschanzungen. Mit jedem Augenblick tauchten nun, so weit das Auge sah, neue Colonnen aus dem Boden. Unsere Batterien eröffneten das Feuer und nun erscholl das ganze Gebirge von Kanonendonner, Trommelgewirbel, Musketengeknatter und wildem Geschrei, so daß Niemand zu beurtheilen im Stande war, woher eigentlich der Hauptangriff kam. „Soldaten, haltet Euch!" rufen unsere Truppen einander zu, sich im Angesichte solcher Uebermacht ermuthigend. „Haltet Euch! Succurs ist nahe!" — Während einiger Stunden erhielt sich das Gefecht auch in gutem Fortgange. Da zeigten sich im Gebüsche der linken Thalseite blaue Röcke. „Die Piemontesen sind da!" ging es in freudigem Frohlocken durch die Reihen. Es waren jedoch die Brigaden Laharpe's, die nach Umzingelung der piemontesischen Infanterie nun Dego auch von dieser Seite angegriffen hatten. Das brach den Muth der Vertheidiger. „Man konnte," erzählen die „Briefe aus Italien", deren Schreiber in Dego mitgefochten — „man konnte von ganzen Compagnien nimmer 30 Mann zählen, die nicht verwundet waren. Sie setzten sich in stummer Verzweiflung zu den Blessirten hin und erwarteten ihr Schicksal. In großer Eile plünderte man sie und raffte sie zusammen und trieb sie Cairo zu." Nur einige kleinere Abtheilungen hatten sich über Villa del Piano gerettet.

Als Dego von der zehnfachen Ueberlegenheit des Feindes erdrückt und die Besatzung vernichtet war, erschienen vereinzelt nacheinander die aus Montaldo, Pareto und Mioglia in Marsch gesetzten Truppen und zerschellten vereinzelt nacheinander an der französischen Uebermacht. Zuerst kam ein Bataillon Schroeder, von dem weder Beaulieu noch Argenteau wußte, daß es überhaupt in der Nähe stände; es wurde von der Division Massena umzingelt und gefangen. Dann langten die Truppen aus Montaldo an, ein Bataillon Deutschmeister und zwei Bataillons Montferrat. Sie hielten sich durch eine volle Stunde auf den Höhen nordwärts Dego. Die überflügelnde Bewegung Laharpe's und Massena's nöthigte sie endlich zu einem verlustvollen Rückzuge, auf dem das Regiment Montferrat bis auf den letzten Mann zu Grunde ging oder gefangen wurde. Endlich traf FML. Argenteau mit 600 Mann der Bataillons Alvinzi und Terzy ein. Obwohl die Tornister in Squanetto zurückgelassen worden waren, ist diese Truppe athemlos und ganz erschöpft. Argenteau wirft sich für seine Person mit gezogenem Degen dem von der Höhe herabstürzenden Ueberreste des Bataillons Deutschmeister entgegen, um dasselbe von Neuem in den Kampf zu führen. Die dahinstürmende Truppe reißt ihn zur Seite und ist nicht mehr zum Stehen zu bringen. Verzweiflungsvoll wendet sich Argenteau den Bataillons Alvinzi und Terzy zu; sie durch Beispiel und Zuruf zum Aufmarsch bringend, stellt er sich mit entblößtem Degen an ihre Spitze und rückt klingenden Spiels den Berg herauf und dem Feinde entgegen. Man sieht es der finsteren Entschlossenheit des unglücklichen Generals an, daß er sich, Angesichts solcher Uebermacht, über die Fruchtlosigkeit des Angriffes einer Handvoll erschöpfter Soldaten keiner Täuschung überläßt. Da nichts zu retten war, wollte er wenigstens die Ehre retten. Vor dem verzweiflungsvollen Ungestüm der Unseren wich der Feind neuerdings auf 7—800 Schritte zurück. Dieser Fortschritt hatte jedoch die Schwäche des tollkühnen Häufleins enthüllt. Die feindlichen Flügel begannen von Neuem ihre umfassende Bewegung. Laharpe wirft seine vier leichten Schwadronen in den Rücken derselben, während ein wüthender Anfall ihre Front auseinander sprengt. Nur ein kleiner Theil konnte, um Argenteau geschaart, sich durchschlagen. In diesem Augenblick waren endlich auch die zwei Bataillons E. H. Anton aus Mioglia am Fuße der Höhe angekommen. Sie machten, obwohl von französischer Reiterei bedroht, einige Anstrengungen, den Gipfel zu ge-

winnen, von denen sie alsbald lassen mußten. Auf dem ganzen Wege, der auf den Höhen nach Montaldo führt, wurde bis zum Einbruche der Dunkelheit gekämpft.

Die spärlichen Ueberreste dieser bis auf ein paar hundert Mann aufgeriebenen Division nächtigten in Spigno, um am nächsten Morgen nach Terzo aufzubrechen.

Unwillkürlich muß man fragen, ob das Resultat dieses Gefechtes ein merklich anderes geworden sein könnte, wenn Vukassovich befohlenermaßen am Morgen mit zwei Bataillons nach Ponteinvrea und Giusvalla gezogen wäre. Da Dego auf 8 Marschstunden von Sassello liegt, so würde Vukassovich ersteren Punkt schwerlich vor 3—4 Uhr Nachmittags erreicht haben können. In diesem Falle würde er freilich die flankirende Bewegung der Division Laharpe seinerseits flankirt, dessen Umgehung jedoch kaum verhindert haben, weil zwei durch langen Marsch ermüdete Bataillons Angesichts der gegenüberstehenden Uebermacht zu diesem Ende doch ganz unzureichend scheinen. Nur wenn die Truppen aus Montaldo, Pareto, Mioglia und die zwei Bataillons unter Vukassovich gleichzeitig und vor Ueberwältigung der Stellung selbst bei Dego eingetroffen wären, hätte das Mißgeschick Argenteau's wenigstens eine gewisse Grenze gefunden haben können.

Bonaparte bemüht sich in seinen Berichten an das Directorium den Ereignissen dieses Tages einen großartigen Zuschnitt zu geben. Die österreichisch-sardinische und die französische Armee wären an diesem Tage einander gegenübergestanden; Augereau habe gegen die Piemontesen befehligt und Massena den linken Flügel der Kaiserlichen bei Dego debordirt; während dem habe Provera capitulirt. Man sieht, Bonaparte strebte, verschiedene Gefechte, die in Raum und Zeit weit auseinander lagen, zu einer Handlung zusammen zu schmieden und der Action dieses Tages das Aussehen einer großen Schlacht zu geben.

Bonaparte hielt sich fortan gegen Beaulieu gesichert und ging nun daran, seinen Stoß gegen Colli weiterzuführen, um nun auch dem linken Flügel desselben das Schicksal zu bereiten, welchem der rechte Flügel Beaulieu's erlegen war.

Am Spätabend (14.), als der Kampf in Dego noch in seinen letzten Zuckungen lag, wurde die Division Laharpe nach Cairo, die

Brigade Victor und Dommartin auf Ciapella (Chapelle St. Julie der französischen Disposition zwischen Cairo und Rochetta di Cengio) gezogen. Bonaparte selbst eilte, von der Brigade Menard gefolgt, in sein Hauptquartier Carcare zurück, die Dispositionen für den nun beabsichtigten neuen Hauptschlag zu treffen. Die Division Massena, jetzt etwa noch 9000 Mann stark, hielt er völlig ausreichend, seine gegen Colli eingeleitete Action gegen Beaulieu sicherzustellen. Sie wurde beordert, ihre Truppen in Dego zu concentriren und, ohne sich stark auszusetzen, die Gegend gegen Acqui durch Streifpartien scharf zu beobachten.

Augereau hatte die ihm Mittags gegen Montezemolo anbefohlene Bewegung verschoben, weil er, aus der Heftigkeit des Geschützdonners bei Dego auf große Hartnäckigkeit des Kampfes schließend, sich selbst nicht auch in einen Kampf einzulassen willens war, bevor ersterer nicht seine Entscheidung gefunden hatte. Er wurde nun beauftragt, am nächsten Morgen, den 15., 8 Uhr gegen Montezemolo aufzubrechen und die Brigade Victor wieder an sich zu ziehen. Joubert ward befehligt, eine halbe Stunde früher Rocca Vignale anzugreifen und alsdann zwischen Castelnuovo und Montezemolo vorzurücken. Laharpe und Dommartin wurden angewiesen, um dieselbe Stunde den Marsch auf Montezemolo über Rochetta di Cengio und Salicetto anzutreten.

Da die Divisionen Meynier und Serrurier, im Ganzen bei 20.000 Mann frischer Truppen der Armee Colli's bereits gegenüberstanden, so konnten zu dieser neuen Action neuerdings bei 36.000 Mann vereinigt werden.

Nach Abmarsch dieser Truppen hatte sich Massena in Dego eingerichtet. Seine Parteien streiften, ohne nach Spigno herabzusteigen, bis Montaldo und Mioglia. In Dego war das kaiserliche Geschütz sammt Bespannungen erobert worden. Französische Generale und Officiere jeden Ranges, deren größter Theil nicht beritten war, stritten um die erbeuteten Pferde herum; die Soldaten schlichen in einzelnen Trupps aus ihren Lagern in die herumliegenden Weiler, um nach so langer Entbehrung sich im Vollgenusse des Sieges gütlich zu thun. Keller, Speisekammern und Speicher wurden erbrochen, Schränke zerschlagen, die leeren Taschen mit dem Raube angefüllt und die Nacht bei den schnell aufgerichteten Freiheitsbäumen in Tanz und Schwelgerei verjubelt.

Während die Franzosen bei Dego in Siegestrunkenheit zechten, zog sich ganz unerwartet über ihrem Haupte eine Wetterwolke zusammen.

Am 14. April Nachmittags hatte Oberst Vukassovich von seinen Vortruppen Nachricht erhalten, daß sich aus der Gegend von Dego heftiger Geschützdonner hören lasse. Einige Zeit danach traf Argenteau's Schreiben ein. Vukassovich erkannte, daß die Gefahr Degos nicht länger wegzuklügeln sei und brach mit fünf Bataillons (2 Carlstädter, 1 Alvintzi, 1 Nadasdy, 1 Preyß), im Ganzen 2500—2800 Mann ohne Geschütz, gegen Mioglia auf. Es ist nicht aufzuhellen, wie es gekommen war, daß er diesen Punkt erst in der Nacht erreicht hatte. Eine französische Partei ward dort aufgehoben. Der gefangene Officier berichtete, daß Dego von 20.000 Franzosen besetzt wäre. Einzelne herumirrende Versprengte der Truppen Argenteau's bestätigten den unglücklichen Ausgang des Gefechtes und die Andeutungen der gefangenen Franzosen.

Vukassovich mußte empfinden, daß seine überkluge Säumniß einen Theil des Mißgeschickes verschuldet haben möge und daß ihn vielleicht nicht ohne Grund schwerer Vorwurf treffen könne. Dabei mußte er schließen, daß bei diesem Stande der Dinge weit und breit kaiserliche Truppen nicht stehen dürften, daß also Unterstützung nicht zu hoffen sei. Der Weg von Sassello stand ihm zwar in jedem Falle offen, und da der Feind seine Bewegung nicht ahnte, so konnte er auch in der Richtung auf Ponzone oder Terzo eines Vorsprunges sicher sein. Der isolirte Angriff auf einen augenscheinlich überlegenen Feind war deshalb keineswegs geboten. Es scheint, daß in diesem Kampfe mit dem Zweifel der größte Theil der Nacht in Mioglia verbracht worden sei.

Vukassovich ging jedoch weder auf Terzo noch auf Sassello, sondern über Squanetto zum Angriff auf Dego. Wie bedenklich es auch sein mag, den Spuren der wahren Triebfeder in den Handlungen Anderer hinterher nachzugehen, so dürfte man in diesem besonderen Falle kaum irren, wenn man den eigentlichen Bestimmungsgrund jenes Entschlusses in dem persönlichen Verhältniß des Obersten Vukassovich zu den Ereignissen vom 14. sucht.

Als Vukassovich mit sich ins Reine gekommen war, führte er seinen Entschluß mit großer Willensstärke und Geschicklichkeit aus. Mit Tagesanbruch stand er am 15. unterhalb Piana Botta am Fuße der Anhöhen von Dego. Ein Nebel hatte seinen Marsch verhüllt. Die behenden Kroaten, von Freiwilligen aller Bataillons gefolgt, klommen die Höhe hinan; in gleicher Distanz rückten die drei anderen Bataillons nach. So stieß man auf den Feind, dessen Vortruppe, 4—500 Mann

stark, auf der gegenüberliegenden Höhe lagerte. Unbeschreibliche Verwirrung entstand beim Erscheinen der Unsrigen im Lager der Franzosen. Von dem Erfolg des Abends in Sicherheit gewiegt, hatten sie an die Möglichkeit eines solchen Angriffes nicht gedacht. Allenthalben ward die Lärmtrommel gerührt; Alles jagte und rannte durcheinander. General Lasalcette eilte mit Allem, was in Dego zusammenzuraffen war, zur Unterstützung der Vortruppen. Die übrigen Befehlshaber mühten sich ab, ihre Truppen zu sammeln, während die Chefs de brigade Dupuy und Rondeau den heranstürmenden Grenzern beherzten Widerstand entgegensetzten. Mittlerweile hatte sich der Nebel in rauschenden Schloßregen aufgelöst. Der zertretene aufgewühlte Boden, herumliegende Waffen und Rüstungsstücke, dahingestreckte Leichen kaiserlicher Soldaten und das Gewimmer einzelner, vor Durst und Schmerz verschmachtender Verwundeten, deren der Feind in seinem nächtlichen Siegestaumel vergessen, erzählten den Unsrigen mit beredter Sprache die Ereignisse des Vorabends und stachelten sie, die Niederlage zu rächen. Höhe um Höhe wurde stürmend erklommen, von Höhe zu Höhe der Feind hinabgestoßen. Um 10 Uhr war das Castell in den Händen der Unsrigen und der Feind von der Thalwand des rechten Ufers in die Bormida hinuntergejagt. Viele, die weinberauscht noch in betäubtem Schlafe lagen, ereilte unbewußt das rächende Geschick. Die größte Verwirrung fuhr in die Truppen Massena's. C'est Beaulieu avec toute son armée! flog es wie ein finsterer Sturmvogel von Compagnie zu Compagnie, von Bataillon zu Bataillon. Dieses unheilvolle Wort vernichtete vollends jeden Widerstand. Wie bei allen leicht beweglichen Nationen Siegesbegeisterung ohne Maß und Ziel ist, so wird es auch der Schrecken und das Gefühl der Niederlage. Ein Theil rettete sich in die Verschanzungen; viele Hunderte fielen auf der Flucht, ohne an Gegenwehr zu denken. Mit lautem Ruf verlangen unsere braven Bataillons den Sturm der Schanzen. Freudig kommt ihrem Enthusiasmus Vukassovich entgegen und das Werk ist binnen wenig Minuten vollendet. 19 Geschütze, eine Menge Munitionskarren, Rüstungsstücke, Proviant, Alles, was der Feind Tags zuvor erbeutet, fiel nebst 500 Gefangenen in die Hände der Sieger. „Wie sehr der Feind gelitten," bemerkt Vukassovich in seinem Berichte an Beaulieu, „kann am besten das Volk bestätigen." Nun der Feind zurückgeschlagen war, begannen die Unseren dessen Stärke abzuschätzen. „Es ist unstreitig," bemerkt Vukassovich, „daß er ungleich stärker war als ich.

Dazu hatte er 12 sechspfündige und 6 dreipfündige Geschütze." Gefangene französische Officiere gaben dessen Stärke verschieden auf 12—20.000 Mann an, was offenbar für den Kampf am 14. gelten muß; am 15. Morgens hatte Massena, alle Detachirungen abgerechnet, bei 7000 Mann in Dego beisammen.

Aus Besorgniß vor feindlicher Reiterei hatte Vukassovich seinen Truppen die Verfolgung untersagt. Nun folgte eine Ruhe von einigen Stunden, deren gedrückte Gewitterschwüle Jedermann empfand. Vukassovich besaß ein deutliches Bewußtsein der Gefahr, welche in seiner Vereinzelung lag. Sein unerwarteter Sieg, den nur Ueberfall und Tapferkeit errungen, mußte unfruchtbar bleiben, wenn er nicht rasch und durch ausgiebige Unterstützung sicherzustellen war.

Um sich gegen den Sturm zu rüsten, der ihn noch während seiner Isolirung überraschen konnte, vervielfältigte er in Dego seine Thätigkeit. Sorgfältig untersuchte er die ganze Stellung und besetzte sie mit Einsicht und Verständniß. Das wiedereroberte Geschütz wurde in Position gebracht und dem Mangel an Bedienungsmannschaft durch Infanterie abgeholfen. Nichtsdestoweniger war die eifrigste Thätigkeit und das beste Verständniß außer Stande, die Natur der Verhältnisse zu ändern. Die Stellung von Dego war und blieb für die bemessene Truppenstärke zu ausgedehnt und nach wie vorher jeder Flügelstütze bar.

Man wird fragen, ob denn unter solchen Umständen Vukassovich in Dego überhaupt bleiben mußte und ob es nicht vielmehr vorzuziehen gewesen sei, sich mit der moralischen Wirkung seiner schönen Waffenthat zu begnügen, die wie ein warmer Sonnenstrahl mitten zwischen die trüben Ereignisse der letzten Tage fiel, und mit dem Bewußtsein, den Schlag vom 14. gegen Argenteau mit einem Schlag am 15. gegen Massena prompt heimgezahlt zu haben? War nicht schon in der einfachen Thatsache, daß der Feind am 12. bei Montenotte, am 14. bei Dego weit zahlreichere kaiserliche Truppen mit unzweifelhaftem Erfolge bis zur Vernichtung geschlagen, der bündigste Beweis enthalten, daß derselbe im nächsten Bereiche über die entschiedenste Ueberlegenheit verfügen müsse? Hieß es nicht, offenen Auges in sein Verderben rennen, mit vergleichsweise untergeordneten Kräften fast im Angesichte der feindlichen Hauptmacht vergleichsweise untergeordnete feindliche Kräfte zu schlagen und zu warten, bis der Gegner zu einem neuen vernichtenden Schlage ausgeholt habe? — So mögen sich jetzt,

wo die vollendete Thatsache und die Kenntniß aller bestimmenden Verhältnisse das Urtheil beherrscht, diese Dinge allerdings darstellen; doch im Augenblicke der Handlung, inmitten des Halbdunkels, welches die vorhergegangenen Ereignisse mit ihren Nebenumständen verbarg, war der Aufschwung über die Lage und ein objectives Urtheil nicht so leicht. Der Sieg ist etwas so überaus Herrliches, daß, wer nur ein einziges Mal die berauschenden Gefühle durchempfunden hat, zu welchen er die Brust zu schwellen pflegt, kein Opfer kennt, welches zu groß wäre, um es dem Siege nicht zu bringen. Vukassovich hatte ganz unzweifelhaft gesiegt, entschieden gesiegt, gegen doppelt überlegene Kräfte gesiegt. Die Flucht der Division Massena war eine unleugbare Thatsache, Dego war erobert, zahlreiche Trophäen erbeutet, und dies gegen Truppen, welchen erst vor wenigen Stunden ein Theil der kaiserlichen Armee erlegen war und die vor wenig Tagen einen anderen geschlagen hatten. War es unter solchen Verhältnissen ein Wunder, daß Vukassovich die Ursachen dieser Niederlagen in den Mängeln der Führung suchte und aus diesem Grunde sich selbst eines glücklicheren Erfolges versichert hielt? FML. Argenteau genoß zwar des Rufes einer sehr thätigen, doch auch eines unglücklichen Generals. Die ganze Armee sprach davon, daß im vorjährigen Feldzuge der wichtige Posten S. Giacomo blos durch Schuld Argenteau's verloren worden wäre. Darf man nach der schönen That von Dego und noch unter dem warmen Anhauch eines solchen Sieges staunen, daß Vukassovich sich für einen glücklicheren Führer hielt? — Die Art des französischen Feldherrn war übrigens noch unbekannt. Vukassovich maß diese mit dem Maße, mit welchem er die Kriegführung der Vorgänger Bonaparte's gemessen, und hielt es deshalb keineswegs für zweifellos und ausgemacht, daß dieser augenblicklich herbeieilen werde, die Niederlage des Morgens durch einen neuen Sieg am Abend wieder auszugleichen. Konnte eine freiwillige Räumung von Dego andererseits nicht den Vorwurf begründen, den Kampf mit Leichtsinn begonnen, den Sieg mit Leichtsinn erfochten zu haben, nur um denselben mit Leichtsinn wieder aufzugeben, und war ein solcher Vorwurf nicht hinreichend, Vukassovich in der Meinung eines Feldherrn wie Beaulieu völlig zu Grunde zu richten? Wenn Entschlüsse schwanken und je mehr die wesentlicheren entgegengesetzten Motive einander das Gleichgewicht halten, um so entscheidender wird der Einfluß nebensächlicher Gründe. Das erbeutete Geschütz war ohne Bespannung und konnte nicht fortgeschafft werden. Wer mag Vukassovich zumuthen, so werthvolle Tro-

phäen ohne zwingenden Grund dem Feinde wieder zu überlassen? Der Mensch hofft, so lange ihm die Verzweiflung nicht aufgenöthigt wird. Uebrigens kannte Vukassovich die Ereignisse vor Cosseria nicht. Von Cosseria her konnte vielleicht Unterstützung kommen und Dego war ein für die Verbindung mit der piemontesischen Armee ungemein wichtiger Punkt. Welcher Ruhm alsdann, durch Wiedereroberung Degos die schweren Consequenzen zweier schweren Niederlagen paralysirt und von beiden Armeen unübersehbares Unheil abgewendet zu haben! — Es war nicht unmöglich, daß zwei, vielleicht drei Tage verstrichen, bevor der Feind zu einem neuen Angriffe schritt, und zwei bis drei Tage waren mehr als genügend, daß Beaulieu mit ausgiebiger Hilfe erschien. Vukassovich meldete seinen Erfolg in's Hauptquartier und bat um schleunigste Unterstützung. Obwohl er schließen konnte, daß im weiten Umkreise Sassello vielleicht der nächste Punkt sei, auf welchem kaiserliche Truppen ständen, so gab er doch die Hoffnung nicht auf, einige Reste der Division Argenteau zwischen Spigno und Terzo aufzufinden. Nach allen Richtungen sandte er deshalb berittene Officiere nach Verstärkungen aus und berief aus Sassello das Bataillon Terzy.

In der That waren, wie früher erzählt, drei Bataillons (das Regiment Thurn) gegen Dego im Anmarsch, die am 15. April in Montaldo und in Spigno einzutreffen hatten. Auf diese Truppen war jedoch auf seinem Rückzug inzwischen Argenteau gestoßen und hatte sie, um eine neue Detailniederlage zu vermeiden, umkehren lassen. Diesen Truppen begegnete in Terzo einer jener ausgesendeten Officiere. „Es ist Alles wieder gewonnen!" rief er dem Befehlshaber entgegen. „Lustig auf! Geben Sie mir geschwind ein Bataillon zur Unterstützung. Dego ist wieder unser; die Schanzen, alle Kanonen sind wieder erobert; der Feind ist geschlagen. Wir brauchen nur frische Truppen, weil die Leute schon zwei Nächte in Bewegung waren und zu ermüdet vom Gefechte sind!" Der befehligende Officier bot ihm zwar nicht ein Bataillon, wohl aber die ganze Truppe an. Die Tornister wurden niedergelegt, die Gewehre geladen und die Truppen brachen auf.*)

Herzerschütternde Eindrücke, die Nachwehen des Gefechtes vom 14., empfingen sie auf ihrem Wege. Protzen ohne Geschütz und mit

*) Die „Briefe aus Italien", deren Schreiber Augenzeuge war, erzählen, daß dieser Officier Vukassovich selbst gewesen sei, ein Widerspruch, der nur entstanden sein kann, weil der Schriftsteller Jenen nicht persönlich gekannt haben mochte.



abgehetzten Pferden kamen matten Schrittes daher. In Häuflein von 20 bis 30 Mann und ohne Officiere, die sämmtlich auf der Wahlstatt geblieben, zogen die Trümmer der einzelnen Bataillons an ihnen vorüber; leichter Verwundete hinkten ohne Musketen nach; schwerer Verwundete, die unter ihrem Schmerz zusammenbrechend, bei der Menschlichkeit des Landmannes wenigstens Obdach und wohlfeile Labung gesucht, krochen beim Anmarsch der Unsrigen aus den Hütten des Gebirges heraus, wo der ungastliche Bewohner sie als fremdartige Thiere behandelt hatte, denen Menschlichkeit zu erweisen er sich nicht gebunden hielt.*)

Unter solchen dauernd sich erneuernden Eindrücken waren die Bataillons gegen Mombaldone gekommen. Da sprengten ihnen, auf ungesattelten Pferden, einige Zimmerleute von Spigno her entgegen. Sie erzählten, daß der Feind, während sie die Pferde wässerten, Dego neuerdings angegriffen habe und nach furchtbarem Kampfe der Stellung Herr geworden sei. Die Hilfe kam zu spät, die Truppe wandte sich wieder Terzo zu.

Die Division Massena war um 11 Uhr fast aufgelöst. Panischer Schrecken hatte dieselbe erfaßt und jagte sie in buntem Durcheinander unaufhaltsam gegen Rocchetta del Cairo.

Massena, ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens und nächst Bonaparte vielleicht der tiefste Kenner der Physiologie des Gefechtes und der merkwürdigen Bewegungen, welche darin mit dem Ungestüm von Elementarereignissen das menschliche Gemüth zu erfassen pflegen, hatte erkannt, daß es fruchtloses Beginnen wäre, das Entsetzen der Flüchtlinge im Bereiche Degos eindämmen zu wollen. Er ließ deshalb seine Truppe laufen, bis sie den Athem verlor. Seinen ganzen Generalstab hatte er inzwischen in gestrecktem Galopp auf das Plateau von Rocchetta del Cairo vorangeschickt, um dem brausenden Wildstrom der Flüchtigen dort Einhalt zu thun. Lachend empfingen diese Officiere den erschöpften Haufen; die Masse schwoll um sie herum mehr und mehr an und nach einer Stunde hatte der erfahrene General 3000 bis 4000 Mann beisammen, die nun ihr panisches Entsetzen unter schallendem Gelächter bespöttelten. Die Reihen wurden wieder formirt.

*) Die Genuesen, ja selbst die Franzosen waren menschlicher gegen unsere Verwundeten als die Bewohner Piemonts.

Nun ritt Massena die Fronten ab, einzelnen Abtheilungen derb den Text lesend. Mittlerweile hatte der Regen aufgehört und freundlich glänzte wieder der Himmel. Zu einer Erneuerung des Kampfes am nämlichen Tage blieb noch Zeit genug. Gleichwohl war Massena nicht ohne große Besorgnisse. Er kannte weder die Stärke seines Gegners noch die Seite, von welcher derselbe gekommen war. Um über diese Verhältnisse Licht zu erhalten, rief er einige hundert Freiwillige vor und warf sie in zerstreuten Häuflein in die Umgebungen Degos. Diese stießen dort auf zwei französische Gebirgsgeschütze, die während der Flucht zurückgeblieben waren. Massena präsentirte sie den Truppen als wiedereroberte Trophäen, und der Muth der letzteren begann allmälig zu erwarmen. Nun gab er das Zeichen zur Vorrückung auf dem nämlichen Wege, auf welchem er die Truppen Tags vorher zum Angriff geführt hatte.*)

Bonaparte, der sich am Morgen noch in seinem Hauptquartier Carcare befand, war von dem Angriff auf Dego seit dem Frühesten unterrichtet**) und sandte alsbald der Division Laharpe und der Brigade Victor, die bereits beim Marsch auf Montezemolo im Gebirge staken, den Befehl nach, schleunigst nach Dego umzukehren. Nach 2 Uhr Nachmittags stand Laharpe an der Brücke, die jenseits Rocchetta del Cairo die Bormida überschreitet, wo Bonaparte mit der Brigade Menard bereits wartete. Er formirte sofort zwei Colonnen, eine zur Unterstützung Massena's, die andere unter Causse zur Umgehung des linken Flügels. Wie Tags vorher erfolgte der Angriff in der umfassenden Form auf allen drei Seiten. Massena warf sich alsbald auf die rechte Flanke, Menard griff die Front an, Causse überschritt die Bormida und fiel von der Seite von Montenotte in die linke Flanke. Ein unerhört heftiger Kampf entspann sich beim ersten Zusammenstoß. Das Bataillon Terzy war aus Sassello zu Hilfe gekommen. In der Front wird der Feind geworfen und muß vom Kampfe lassen. „Das Feuer war auf beiden Seiten fürchterlich," schrieb Massena in seinem Gefechtsbericht am 16., „nie war ein Gefecht hartnäckiger gewesen." General Causse fiel tödtlich verwundet und starb auf dem Schlachtfelde; schwer

---

*) Mémoires de Masséna.

**) Er schreibt am 16. April an das Directorium: La générale battit bientôt à l'aile droite, et immédiatement après au quartier général. Man kann sich hiernach einen Begriff machen, wie vortrefflich der Benachrichtigungsdienst innerhalb der französischen Armee eingerichtet gewesen.

verwundet wurden die Chefs de brigade Dupuy und Rondeau. Déjà je faisais former en colonne, schreibt Bonaparte an's Directorium, la 39. demi-brigade commandée par le général de brigade Victor, lorsque l'adjudant-général Lanusse rallie la 8. demi-brigade d'infanterie légère, et se précipite, à sa tête, sur la gauche de l'attaque. Un instant ses troupes chancelèrent, mais il les décida par son intrépidité. Ce brave officier a eu, pendant le combat, une épaulette emportée par une balle. Die Unsrigen hatten ihre Munition verbraucht und noch zwei dem Feinde abgenommene Karren mit Musketenpatronen verschossen. Sie hatten es fast mit einer ganzen Armee zu thun. Vukassovich hatte nicht aufgehört, Hilfe zu hoffen. Diese Hoffnung hatte ihn bewogen, den ungleichen Kampf länger hinzuhalten, als es die Rücksicht für Flanken und Rücken heischte. Die französische Reiterei brach durch seine Schlachtordnung durch und vereitelte die Möglichkeit eines geordneten Rückmarsches. Die sechs Bataillons, die Nachmittags bei Dego kämpften, wurden fast aufgerieben. Nur geringe Ueberreste konnten nach Terzo entkommen.

In dem Gefecht von Montenotte und in den beiden Gefechten von Dego waren im Ganzen 19 verschiedene Bataillons (darunter 7 Compagnien vom Freicorps Gyulai und 4 piemontesische Bataillons) in der Gesammtstärke von 10—11.000 Mann im Feuer gewesen. Diese Truppen waren fast verbraucht. Der wirkliche Verlust der kaiserlichen Truppen, mit Ausnahme der piemontesischen Abtheilungen, die fast bis auf den letzten Mann vernichtet und gefangen worden waren, dürfte sich auf etwas mehr als 6000 Mann belaufen, so daß die übrig gebliebenen Trümmer der Division Argenteau und der Brigade Vukassovich zusammen noch die Ziffer von 1800—2000 Mann erreichen mochten. Bonaparte's Berichte an das Directorium stellen in dieser Beziehung folgende Verhältnisse auf:

	Todte und Verwundete	Gefangene
Montenotte	1500	2500
Erstes Gefecht von Dego und Cosseria	2—2500	7—9000
Zweites Gefecht von Dego	2000	1400
	5500—6000	10—12.900

also zusammen 16—19.000 Mann, d. i. ungefähr doppelt so viel, als überhaupt gefochten hatte, und ungefähr der dritte Theil der thatsächlichen Wahrheit.

Beaulieu besaß also im Ganzen nur noch 19 intacte Bataillons und eine Gesammtmacht von 21.000 Mann.

Die Erzählung dieser Ereignisse wird dem Leser eine gewisse Vorstellung von der Manier Bonaparte's und der Kriegsweise des Revolutionsheeres gegeben haben. Feldherr und Armee haben einander wunderbar ergänzt. Nie hat es ein Heer gegeben, dessen Eigenthümlichkeit besser für die Eigenthümlichkeit seines Feldherrn, und nie einen Feldherrn, der für sein Heer besser gepaßt hätte. Mit Leichtigkeit folgte das schwunghafte Gefühl des Soldaten dem schwunghaften Gedanken seines Führers, und diese Vereinigung schuf eine solche Sicherheit der Handlung, daß ein zweifelhafter Augenblick fast unmöglich schien. Allenthalben leuchtet im Handeln Bonaparte's ein Hauptprincip deutlich hervor — die Ueberzeugung, daß die Ueberleg'enheit der einzige zuverlässige Factor des Sieges sei. Das Streben nach dieser Ueberlegenheit ist allenthalben klar ausgedrückt, nach Ueberlegenheit jeder Art, nach materieller, moralischer und geistiger Ueberlegenheit. Bonaparte ist nicht allein bedacht, dem Gegner stets der Zahl nach überlegene Kräfte entgegenzustellen, sondern demselben auch das Gesetz zu dictiren, ihn geistig und moralisch zu besiegen, bevor sein physischer Arm ihn noch erreicht hatte. Diesem Streben nach Ueberlegenheit bleibt Alles dienstbar und unterthan; es ist sein einziger, entscheidender Grund und der ausschließliche Führer all' seiner Entschlüsse. An diesem Prüfstein erkennt er aus tausend der mannigfaltigsten Bestimmungsgründe augenblicklich und mit mathematischer Zuverlässigkeit das wahre vom falschen Motiv. Jede seiner Dispositionen oder Verfügungen im inneren Dienste ist nur aus diesem obersten Grundsatz dictirt und diesem obersten Zwecke pflichtig. Darum dieser harmonische Zusammenklang in allen seinen dienstlichen Ergüssen, die sämmtlich darauf zielen, die kriegerische Moral seines Heeres mit Tact und Verständniß zu heben; darum diese rücksichtslose Jagd nach Tüchtigkeit und Talent, auch für alle Stellungen unter ihm. Darum ist seine Logik überall so einfach, darum sein Handeln überall so logisch und im Erfolge, wenigstens der Idee nach, so wenig zweifelhaft.

Die Action des kaiserlichen Heeres siechte unheilbar an der ursprünglichen Uebereilung, womit der kaiserliche Feldherr den Gegner gewaltsam aus seiner Ruhe aufgestört hatte. Das dem Beginne angeheftete Grundübel lähmte die Kraft einer jeden darauf folgenden Handlung, und jede Handlung verschlimmerte das Uebel des ersten

Beginnes. In reißender Eile waren einander die Schläge gefolgt. Niemals war dem Feldherrn die Lage noch klar geworden, nie hatte er seine Mittel zurechtgelegt, als die Situation schon gewechselt, einer anderen Platz gemacht und jene weit überholt hatte, die als Grundlage der gefaßten Entschlüsse noch fest in den Vorstellungen des kaiserlichen Feldherrn stand. Von einer Führung von Oben konnte deshalb seit dem 11. April nicht die Rede sein. Das Handeln der Kaiserlichen war eigentlich ein passives Dulden, dessen stille Resignation zu unwillkürlicher Bewunderung zwingt. Wenn von einer Leitung überhaupt gesprochen werden kann, so bestand eine solche von unten nach aufwärts und nicht umgekehrt. Bonaparte verweilte inmitten seiner handelnden Truppen; jede ihrer Handlungen wurde von seinem Kopfe erdacht, von seinem Auge bewacht, von seinem Geiste getragen, von seinem Feuer beflügelt. In jedem gegebenen Augenblicke kannte er das Maß ihrer moralischen Spannung und physischen Leistungsfähigkeit, und in jedem Augenblicke ihre nächsten Beziehungen zu der Armee seines Gegners. Die geistige Fühlung, welche er mit bewunderungswürdiger Kunst mit jeder seiner Abtheilungen und mit dem Feinde zu bewahren bemüht gewesen war, hatte die Armee in seiner Hand zu einem Instrumente gemacht, mit welchem er mit derselben Einfachheit, Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit agirte, als wenn er mit seinem Degen agiren und ihm eine Anschauung der Dinge gegeben, als wenn er wie ein Adler über dem Kriegstheater schweben würde. Er beherrschte geistig seine Lage, Beaulieu wurde von der Lage beherrscht. Dieser erscheint wie ein gelähmter Erblindeter im Kampfe mit einem überaus gewandten Fechter, der sich des vollen Gebrauches aller Sinne und Gliedmaßen erfreut.

Indeß darf nicht vergessen werden, daß mit Bonaparte in der Art Krieg zu führen eine Epoche aufgegangen war, von welcher kaum Jemand im französischen Heere, geschweige in den übrigen Armeen Europas irgend etwas verstand; es darf nicht vergessen werden, daß dem 72jährigen kaiserlichen Obergeneral in kraftstrotzender Jugendlichkeit der erste Feldherr des Jahrhunderts, und dem alten, geistesarmen, schwerfälligen kaiserlichen Heere eine junge, geistes- und herzensfrische Armee entgegenstand. Frei von Manier und dem Doctrinarismus der alten Kriegsschule, hatte Bonaparte schon frühzeitig erkannt, daß wer mit Erfolg handeln solle, zuerst die Bedingungen des Erfolges kennen müsse. Als ihm Anlehnung an ein Beispiel zum Bedürfniß

geworden, trieb ihn sein Seelenstolz zur Wahl der Höchsten in seinem Fache. Das Studium der Feldzüge Alexander's, Hannibal's, Cäsar's, Turenne's, Prinz Eugen's hatte ihm die Geheimnisse der Kunst geoffenbart. Unter der zufälligen Form, in welche die Eigenthümlichkeit der Zeit den Krieg jener Epochen gekleidet, fand sein Adlerblick die großen Principien des großen Krieges heraus und erkannte, daß sie ewig und unveränderlich sind. Derselbe Instinct, der die Masse des Revolutionsheeres siegesdurstig vorwärts trieb, war in einem seiner jungen Feldherren zum klaren Bewußtsein gekommen. Mit einem Schlage mußte nun in seinen Händen der Krieg den großartigsten Charakter erhalten. Kaum Jemand unter den Generalen jener Zeit ahnte die überaus gefährliche Form, welche kraft der im Kriegswesen vollzogenen Revolution der Krieg Frankreichs anzunehmen fähig war. Bonaparte ahnte sie und darin lag für ihn ein ungeheurer Vortheil. Er kannte die hergebrachte Manier der kaiserlichen Generale, diese kannten die seinige nicht. Wenige dachten daran, daß man nicht Alles decken könne, ohne Alles auf's Spiel zu setzen; daß Terraingewinn oder Terrainverlust nichts bedeute, so lange die Kraft vorhanden ist, das Terrain wieder zu erobern; daß Ueberlegenheit die zuverlässigste Gewähr des Sieges, und Zeit und Schnelligkeit das Mittel sei, eine solche Ueberlegenheit für eine gewisse Zeitdauer selbst untergeordneten Kräften zu verschaffen, und endlich daß die eifrige und gewandte Benützung dieser Ueberlegenheit innerhalb dieser Zeit eine so große Masse kriegerischen Uebergewichtes anzuhäufen vermöge, daß die ursprünglichen Kraftunterschiede vor demselben verschwinden. Allenthalben sieht man, daß Bonaparte schlagen will, wo die kaiserlichen Generale blos drohen wollen. Er manövrirt nicht, um seine Gegner zum Rückzug zu zwingen; er manövrirt, um sie zu vernichten. Diesen gilt Bodengewinn überall als positiver Gewinn, sobald der Feind den Boden räumte. Bonaparte hält nichts gewonnen und nichts verloren, so lange die Kraft des Gegners nicht zertrümmert ist. Er blickt mehr auf die Kraft und Energie der Handlung; sie mehr auf den Boden und verwickelte Manöver. Sie lieben die Combination, er die Einfachheit; sie die Methode, er die Schnelligkeit; sie den Raum, er die Zeit. Sie wollen nur siegen, um den Feind zurückzuwerfen; er will siegen, um ihn zu vernichten. Sie wollen vom Siege nur naschen, er will sich vollends daran sättigen. Ihnen genügen halbe Siege, ärmliche Erfolge; er dürstet nach Trophäen und vollständigem Triumph. La guerre est une affaire du

tact, hatte Bonaparte gesagt. Wo die Disposition die nothwendige Grundlage des Erfolges war, suchten die kaiserlichen Generale seine Hauptbedingung in Ausdauer und Tapferkeit, und wo es Anstrengung, Ausdauer und Tapferkeit sein sollte, suchten sie dieselbe allzu häufig in der Disposition. Wo es schief herging und Strenge und höchste Energie nothwendig war, beschränkten sich die kaiserlichen Generale, ihren Truppen anzuempfehlen, „sich auf das Aeußerste, und wenn es geschehen muß, bis auf den letzten Mann zu vertheidigen"; der französische Obergeneral stellte vor's Kriegsgericht, strafte, cassirte, entzog Fahnen und Standarten, griff energisch drein und rüttelte durch Lob und Tadel, Lohn und Strafe und durch alle Mittel den Willen der Menschen bis in seine Tiefen auf, um seinen eigenen starken Willen mit ungeschwächter Kraft allenthalben zum Durchbruch zu bringen.*)

Während am 15. Nachmittags Vukassovich mit Bonaparte's Hauptmacht noch im Kampfe lag, hatte sein Siegesbericht vom Morgen Acqui erreicht. Dieser unerwartete Erfolg, welcher sich immerhin als eine überaus schöne Waffenthat unter die Niederlagen der letzten Tage einschob, hatte die seit dem 14. niedergeworfenen Hoffnungen des kaiserlichen Feldherrn wieder belebt und ihn zu dem Entschlusse gebracht, mit allen Truppen, die im nächsten Bereiche standen, zur schleunigen Unterstützung des tapferen Obersten aufzubrechen. Die Zahl dieser Truppen dürfte, da Voltri an diesem Tage noch besetzt geblieben war,

*) Die Kleinlichkeit, methodische Zurückhaltung und pedantische Befangenheit der Strategie des 18. Jahrhunderts finden sich in den „Reflexions militaires" von Santa Cruz zusammengefaßt und im kursächsischen Reglement von 1752 codificirt. Hier heißt es unter Anderem: „Eine Bataille ist die wichtigste und gefährlichste Kriegsoperation. In einem offenen Lande ohne Festung kann der Verlust derselben so decisiv sein, daß sie selten zu wagen und niemals zu rathen ist. Die größten Generale stehen billig an, sie ohne dringendste Ursache zu geben. Alle nur ersinnlichen Anstalten können den Gewinnst nicht versichern. Es ist demnach aus dem Gewinnst oder Verlust einer Bataille von den Verdiensten eines Generals kein sicheres Urtheil zu fällen. Es ist bewiesen, daß mehr Kräfte des Verstandes, mehr Standhaftigkeit, Erfahrung und Geschicklichkeit erfordert werden, eine decisive Action ohne Verlust zu vermeiden als zu suchen. Das Meisterstück eines großen Generals ist, den Endzweck einer Campagne durch scharfsinnige und sichere Manöver ohne Gefahr zu erhalten."

sechs bis acht Bataillons kaum überschritten haben. Die FML. Colli und Provera, deren Unfälle das kaiserliche Hauptquartier noch nicht kannte, wurden gleichzeitig befehligt, Vukassovich nachdrücklichst zu unterstützen. „Ich selbst eile nach Dego," schrieb er an diese, „und es wird von diesem Augenblicke abhängen, eine glückliche Campagne zu machen." Sollte Cosseria mittlerweile erlegen sein, so sei es zurück zu erobern; sollte die Zurückeroberung unmöglich werden und der Feind im Thale der Bormida weiter vordringen, so werde ihm Beaulieu in der Stellung von Terzo entgegentreten, während Colli, mit Provera vereinigt, sich gegen Cortemiglia zurückzuziehen und die Straße von Nizza della paglia zu decken habe; sollte endlich der Feind die Stellung Terzo über Roccaverano und Monastero flankiren, so haben ihn jene Generale im Rücken anzugreifen. Diese Disposition war, wie man sieht, in ihrer Grundidee der einst von Beaulieu verworfene Defensivplan Colli's.

Dieses Schreiben wurde jedoch auf dem Wege zu Provera von französischen Streifpartien aufgefangen und augenblicklich nach Carcare getragen, wo es sich Abends in den Händen Bonaparte's fand. So erhielt der französische Obergeneral einen Einblick in die Pläne seiner Gegner und konnte augenblicklich alle Anstalten zu deren Empfang treffen.

„Je suis instruit, schrieb er an Massena, que Beaulieu en personne doit venir vous attaquer, demain avant le jour. Faites placer les pièces qui restent en position; arrangez vos troupes pour faire une vigoureuse résistance; avancez vos tirailleurs afin de pouvoir être prévenu de la marche de l'ennemi. Le général Laharpe ira placer son quartier général à Rocchetta. Le général Victor ira se placer avec sa demi-brigade sur la hauteur de Mori (ohne Zweifel Pori) et par longueur de Montenotte inférieur. Aux premiers coups de fusil que tireront vos avant-postes, vous ferez tirer trois coups de canon l'un sur l'autre. Ce sera pour le général Laharpe le signal de battre la générale et de vous soutenir, et pour le général Victor de marcher et de tourner l'ennemi. Si, heureusement pour nous, Beaulieu vient, j'espère qu'il ira habiter la chambre d'O'Hara.*) Faites descendre tous les caissons, et laissez de munitions autour des pièces.

---

*) Jener britische General, den Bonaparte bei Toulon gefangen genommen hatte.

Am 16. April Morgens war Beaulieu mit seinen Truppen bereits an der Schiffbrücke von Terzo. „Hier sterben wir," sprach er, indem er die Treffen seiner rastenden Truppen herunterritt; „hier sterben wir oder siegen." Bald langten, blaß und hager und mit allen Spuren von Scham und Verzweiflung in den Mienen, einzelne Versprengte der Truppen des Obersten Vukassovich an der Brücke an und brachten die Kunde von der neuen Katastrophe. In Schaaren strömte hinter ihnen Landvolk aus dem Gebirge herab, Heerden vor sich hertreibend und mit dem Besten seiner Habe beladen. Da kam ein Weib daher, zwei Kinder in den Armen, unter lautem Wehklagen noch einmal nach der Rauchsäule blickend, die von der Brandstatt ihrer heimatlichen Hütte emporwirbelte, und rief die Flüche des Himmels auf die Franken herab, die in wahnsinnigem Uebermuth die Feier ihres Sieges mit dem langjährigen Elend des Volkes zahlten. Dort trieb ein jammerndes Mädchen einige Ziegen vor sich her, die geretteten Ueberreste ihres einzigen Erbes. Hier wankte ein müder Kroate daher, eine erbeutete Trommel auf dem Rücken, das Gewehr übergeschwenkt, den Stab eines französischen Regimentstambours in der Rechten, eine Brieftasche voll Assignaten in der Linken und zugleich einen verwundeten Franzosen stützend, der sich unsicheren Schrittes mühselig nebenher schleppte. Straks zogen sie der nächsten Marketenderbude zu, nach einer Stärkung lechzend und einer Stärkung bedürftig; aber selbst für die ganze Masse der papierenen Schätze weigerte der wälsche Garkoch, ihnen auch nur eine Schale warmer Brühe zu reichen. Jede Minute zeigte andere Scenen, jede erschütternd, ja herzzerreißend und jede geeignet, die Freiheit selbst einer insbesondere starken Seele in Fesseln zu schlagen. Mit beklommenem Herzen ritt der Feldherr nach Acqui wieder zurück. Der Marsch auf Dego wurde aufgegeben. Die Falle, die ihm Bonaparte inzwischen dort gelegt hatte, war unnütz geworden.

Dies neue Mißgeschick, dem sogar Vukassovich und so plötzlich nach einem glänzenden Siege erlegen, hatte den Feldherrn überzeugt, daß auf einen nachhaltigen Umschwung des Glückes durch localen Widerstand fortan nicht mehr zu rechnen sei. Mit zerrissenem Herzen machte er sich daran, dem Hofkriegsrath von den Ereignissen der letzten vier Tage Rechenschaft abzulegen. „Die Armee ist in der übelsten Lage," fügte er hinzu; „ein großer Theil der Ober- und Unterofficiere ist geblieben oder in Gefangenschaft gerathen. Ich beschäftige mich gegen-

wärtig, die Ueberreste der Armee bei Acqui zu sammeln." Während er diese Zeilen schrieb, traf ein Brief Colli's ein, welcher dem unglücklichen Feldherrn erst den ganzen Umfang seines Unglückes enthüllte und dessen moralische Kraft der schwersten Probe unterzog. Beaulieu erkannte, daß das ganze Gebäude seiner stolzen Siegeshoffnungen rettungslos zusammengebrochen war und daß er unter den ersten Regungen des wiedereröffneten Feldzuges und im Zeitraum weniger Tage größere Schläge erlitten habe, als seine Vorgänger während der Dauer dreier Feldzüge. Nun erst entschloß er sich, Voltri zu räumen und seine Truppen bei Acqui zu vereinigen. Die Vorpostenkette der neuen Stellung lief von der Bocchetta über Villaealda nach Rossiglione, Ponzone, Molare, Cremolino, Cartosio und Melazzo. „Sobald ich meine Truppen werde gesammelt haben," schrieb er an den Hofkriegsrath, „will ich eine Stellung nehmen, die zur Sicherheit des Restes der Armee und Vertheidigung der Lombardei die fürträglichste sein wird. Ich stelle es aber dem hohen Ermessen anheim, was sich von einer Armee hoffen läßt, die sich kaum auf 16.000 Mann beläuft. Ich habe hier noch zu bemerken, daß FML. Argenteau dem Obersten Vukassovich am 14. einen Befehl schickte, daß er am folgenden Tage angreifen würde und dieser den Angriff unterstützen solle. Da aber dieser Angriff wider Wissen des Letzteren schon am 14. geschah, so kann Oberst Vukassovich wegen dieser Nichtunterstützung keineswegs beschuldigt werden."

Des ganzen großen Heeres einzelner Ursachen, deren Zusammenfluß so unerhörtes Unglück geboren, war sich der kaiserliche Feldherr nur zu geringem Bruchtheile bewußt geworden. Die Hauptgründe blieben ihm, wie allen Zeitgenossen, noch Geheimniß. Wo seit fünf Tagen die verbündeten Heere an den Feind geriethen, dort waren sie auf eine entschiedene, drei- bis zehnfache Ueberlegenheit gestoßen und allenthalben hatten sich die daraus entstandenen Theilentscheidungen unter dem gewandten Gebrauche dieser Ueberlegenheit zu wahren Katastrophen gesteigert. Jedermann suchte die Ursachen der Niederlagen in anderer Richtung. Bei Colli herrschte die Ueberzeugung vor, daß der Gegner in der Zahl überlegen sei. On a mal jugé la force de l'ennemi à Turin, schrieb er an Beaulieu; elle devait être bien considérable, nous ayant forcés sur tous les points. Beaulieu suchte sie in der ungelenken Taktik des kaiserlichen Heeres, in dem Mangel an leichten, für das Tirailleur- und Localgefecht eingeübten Truppen,

er suchte sie in dem ihrer gewohnten Gefechtsweise ungünstigen Gebirgsboden und in der Unmöglichkeit der Verwendung von Reiterei und schwerem Reservegeschütz. Seine ganze Hoffnung setzte er deshalb auf ein freieres Schlachtfeld außerhalb des Gebirges. In der Ebene glaubte er die schweren Verluste an Fußvolk durch Reiterei und Geschütz noch ausgleichen und in der Ebene die rangirte österreichische Schlachtordnung der feindlichen Gefechtsart mit einigem Vortheil entgegenstellen zu können. Er schrieb deshalb am 17. April an Colli, daß er durch Umstände gedrängt werde, die kaiserliche Armee zwischen Alessandria und Tortona in einer Stellung zu vereinigen, welche eine vortheilhaftere Verwendung der Artillerie und Reiterei gestatte.

Aus den Berichten Colli's hatte Beaulieu aber auch erkannt, daß ihn nun die ganze feindliche Hauptmacht von demselben trenne. Strebten die verbündeten Heere nicht augenblicklich und ohne Rücksicht auf nebensächliche Gründe auf Wiedervereinigung, so mußten die Consequenzen ihrer Trennung täglich verhängnißvoller werden. Der Gegner brauchte nur nach der einen oder der anderen Seite ernstlich zu drücken, um eines neuen Sieges gewiß zu sein, oder die Trennung zu verewigen, wenn kein Widerstand geschah. Wandte Bonaparte sich auf Acqui, so mußte Beaulieu offenbar unterliegen oder über den Po und Ticino gehen; denn zu siegreichem Widerstande waren seine Kräfte viel zu schwach. Wandte sich Bonaparte gegen Colli, so war aus demselben Grunde eine Niederlage der Piemontesen oder ein Separatfrieden gewiß. Die Lage war überaus schlimm und in jedem Falle stand, wurde die Vereinigung der Verbündeten nicht rasch bewirkt, die Bundesgenossenschaft Piemonts auf dem Spiele.

War noch vor Eröffnung der Feindseligkeiten jedes der verbündeten Heere fast nur halb so stark als die Armee Bonaparte's, so konnte jetzt, nach einer Reihe so trauriger Katastrophen, nicht mehr die Rede sein, diese Vereinigung über Dego und Millesimo zu erzwingen; sie konnte nur auf einer der rückwärtigen Linien bewirkt werden, entweder über Nizza della paglia oder über Asti, oder endlich am linken Po-Ufer über Turin. Den ersteren dieser Linien stand der Feind jedoch bedeutend näher als jedes der verbündeten Heere; zur Vereinigung bei Turin fehlte es dagegen an Uebergängen über den Po; erst bei Pavia war dieser Strom überbrückt. Beaulieu besaß kein Brückenmaterial.

Einzelne solcher Vorstellungen gährten seit dem 16. April fort-

während im Kopfe des kaiserlichen Feldherrn, ohne sich rasch zu einem gesunden Entschluß abklären zu können. Er hatte das Bewußtsein, daß, bevor der Feind die vereinzelten Erfolge seiner Detailsiege zu einem großen Resultate zu verknüpfen im Stande sei, zur Wiedervereinigung der verbündeten Armeen etwas geschehen müsse; doch in der Ausführung kam ihm abermals die rechte Weise aus den Augen. Er beabsichtigte zwischen Tortona und Alessandria stehen zu bleiben und die Armee Colli's nach Umständen entweder über Nizza della paglia oder Asti heranzuziehen. Aus begreiflichen Gründen scheute er sich selbst, die Linie Alessandria-Pavia und die Deckung der Lombardei aufzugeben, um behufs Deckung von Turin zu Colli zu marschiren, gerade wie sich Colli in ausschließlicher Würdigung seiner eigenen nächsten Verhältnisse trotz der dringenden Bitten des kaiserlichen Feldherrn am 13. und 14. gescheut hatte, die Verbindung mit Turin zu entblößen, um Argenteau und Provera zu degagiren. So rächte sich nun Colli's erster Fehler an ihm selbst durch den gleichen Fehler Beaulieu's.

Am 17. gab dieser Letztere Colli den Rath, die festen Punkte Cuneo und Ceva ihren eigenen Kräften zu überlassen, die piemontesische Armee in ein Corps zu concentriren und nach einer Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere zu streben. Ne connaissant point les moyens militaires actuels de S. M. Sarde, je ne saurai rien vous dire sur la défense du Piémont; cependant je vous engage à faire représenter, à la Cour de Turin la nécessité, de réunir le plus des forces que possible dans un point. C'est, selon moi, le seul parti à prendre. Cela mettra peut-être une certaine étendue du pays à la merci des réquisitions et du pillage de l'ennemi, mais il vaut mieux perdre le bras que le corps. — — Mettez-vous en masse; je ferai la même chose et on tâchera encore à penser aux moyens de réparer au moins en partie cette affaire, pourvu seulement que S. M. Sarde prenne des résolutions sérieuses et fortes de défense. L'Empereur m'enverra du secours; ils arriveront tard, mais j'ai encore des bataillons qui ne sont pas encore arrivés, et les complètements de mes bataillons sont en route, pourvu que Ceva tienne quelque tems.

Während Beaulieu nach Klarheit rang, hatte Bonaparte seine Handlung weiter vorwärts getrieben. Am 16. April Mittags hatte er geschlossen, daß Beaulieu, der sich nicht schnell genug rührte, sich wahrscheinlich gar nicht mehr rühren würde, und daß somit das in

seine Hände gespielte Schreiben vom 15. bloße Kriegslist gewesen sei, und wandte sich, die Division Laharpe in Dego lassend, mit seiner Hauptmacht Colli zu. Am Abend des 16. hatte diese Bewegung begonnen und in den folgenden Tagen fand eine Reihe von Kämpfen statt, die zwar den Namen der Schlacht von Mondovi tragen, im Grunde aber nur Abzugsgefechte sind. Jeder dieser Zusammenstöße drängte die Piemontesen mehr und mehr gegen Turin. Der erste geschah bei Ceva am 17. April und warf sie hinter die Corsaglia.

Unter diesen Verhältnissen war das Schreiben Beaulieu's vom 17. in Colli's Hände gelangt. Die Absicht des Rückzuges auf Tortona hatte ihn in größte Bestürzung versetzt. Er protestirte mit Nachdruck dagegen. So weit auch Acqui und Mondovi auseinander lägen, so halte die bei Acqui stehende kaiserliche Armee den Feind doch von einer völligen Umgehung der linken Flanke des piemontesischen Heeres ab; sobald aber die erstere Acqui räumen würde, müßte auch dieses auf das linke Ufer der Stura zurückgehen und der Feind würde Herr von Mondovi und der Operationen auf Turin.

Durch die ersten Siege der Franken aufgeschreckt, hatte der König von Sardinien am 18. April den Generallieutenant Grafen Latour in das Hauptquartier Beaulieu's gesendet, um in Erfahrung zu bringen, über welche Mittel der kaiserliche Feldherr noch verfüge und welche Pläne er zu verfolgen gedenke, um den Feind über das Gebirge zurückzujagen oder wenigstens weiterem Ungemach Einhalt zu thun.

Beaulieu hatte augenblicklich erkannt, daß der Zweck dieser Mission dem Turiner Hof in Wahrheit nur Stoff zu der Erwägung zu liefern habe, ob für Sardinien unter den gegebenen Verhältnissen ein treues Ausharren bei der Coalition oder ob ein Abfall vortheilhafter sei. Als diese überaus wichtige Frage so vor seinen Augen lag, ließ er seine Idee des Rückzuges auf Tortona fahren und beschloß, mit seiner ganzen Macht am rechten Po-Ufer zur Unterstützung Colli's zu marschiren. Diese Operation war aber mit großen Gefahren verknüpft. In der rechten Flanke blieb der Po, der keine Brücken hatte, in der linken der Feind. Ein Flankenangriff unter den ungünstigsten Verhältnissen war deshalb im höchsten Grade wahrscheinlich. Auch würde die Straße von Pavia entblößt und dem Feinde der Weg in die Lombardei geöffnet. Beaulieu verlangte deshalb als unumgängliche Grundbedingung dieses Planes, daß der König von Sardinien den Strom bei Valenza schleunigst überbrücken lasse und zur Sperrung der Straße von Pavia

in die Besetzung der festen Plätze Alessandria und Tortona durch kaiserliche Truppen willige.

Graf Latour fand den Plan den Verhältnissen angemessen und reiste mit der Ueberzeugung nach Turin, daß der Wille des kaiserlichen Feldherrn redlich und seine Forderung gerecht sei.

Die Dispositionen, die Colli am 19. April erhielt, zielten auf die Einleitung jenes Planes. Nach diesen sollte Colli die piemontesische Armee zwischen Mondovi und Murazzano sammeln, während das kaiserliche Heer zwischen dem Belbo und der Bormida vorrücken würde.

Theils die Concentration des letzteren, theils die etwas verspätete Räumung des reichgefüllten Magazins von Acqui, am meisten jedoch der mit größter Lässigkeit betriebene Brückenbau der Piemontesen hielten den Feldherrn noch während einiger Tage an diesen Punkt gefesselt. Die Lage Colli's ängstigte ihn jedoch ununterbrochen. Am 21. schrieb er demselben, schleunigst nach Acqui zu berichten, wenn er angegriffen werden sollte, damit Maßregeln getroffen werden könnten, den feindlichen Angriff zu verhindern oder durch eine Diversion zu erschweren. Er übersah dabei freilich, daß die Entfernung bis Mondovi in geradester Richtung über acht deutsche Meilen betrage, daß diese Entfernung auf dem großen Umwege über Asti zurückzulegen und Benachrichtigung kaum vor 24 Stunden zu erwarten sei, daß somit der feindliche Angriff bereits lange zu irgend einem Resultat geführt haben müsse, bevor dessen Beginn in Acqui bekannt sein konnte.

So standen die Dinge in der That. Die Schläge Bonaparte's folgten einander in reißender Eile. Am 20. hatte er die Stellung Colli's an der Corsaglia angegriffen. Empfindlich zurückgewiesen, erneuerte er am 22. den Angriff. Colli wich demselben zwar aus, wurde jedoch unterwegs erfaßt und mit großem Verlust bis Fossano geworfen.

Während Beaulieu die Nachricht Colli's von dem feindlichen Angriffe abwartete, traf am 24. ein Schreiben desselben ein, „daß der König von Sardinien im französischen Lager einen Waffenstillstand angesucht habe; dessenungeachtet baue er, Colli, noch fest darauf, daß der kaiserliche Obergeneral bald in der Lage sein werde, die Dinge zum Besseren zu kehren und einen Umschlag in der zu einem Separatfrieden neigenden Stimmung des Turiner Hofes hervorzubringen."

Diese Nachricht jagte, obwohl die Brücke von Valenza kaum erst

begonnen und die Bewilligung zur Besetzung von Alessandria und Tortona noch nicht gegeben war, den kaiserlichen Feldherrn auf. Ein Separatfrieden Piemonts mußte die Streitkräfte des Kaisers und der Coalition in Italien fast um die Hälfte schwächen und sie auf diesem Kriegsschauplatze auf lange hinaus lähmen. Mit diesem einzigen Schritte würde der Feind den Krieg nicht nur in die Lombardei spielen, sondern diese schöne Provinz gegen das kaum 20.000 Mann zählende kaiserliche Heer mit wenig Mühe und Gefahr erobern. Beaulieu erkannte, wie viel auf dem Spiele stand und brach, alle Rücksichten bei Seite setzend, noch am nämlichen Vormittage gegen Nizza della paglia auf. J'ai demandé à la Cour de Turin, de me faire un pont de bateaux à Valenza, schrieb er, von seinem Aufbruche Colli benachrichtigend am 24. nach Fossano. On y travaille. dit-on; mais je ne donne pas de repos que le pont soit fait; car comment peut-on exiger de moi que j'avance vers Turin, si je n'ai pas un pont sur le Pô qu'à Pavie. Je peux avoir du courage, mais je ne peux pas être un témeraire à exposer l'armée qui m'est confiée, d'autant plus que j'ai tout à craindre.

Das Volk von Piemont war des Krieges müde. Länger als drei Jahre war dies kleine Land sein Tummelplatz gewesen und es hatte alle Schrecken desselben durchgekostet. Seine Olivenwälder, seine Weingärten waren verwüstet, seine Kastanien- und Maulbeerbäume in den winterlichen Bivouaks verbrannt; Städte und Dörfer, häufig Stätten erbitterter Kämpfe, lagen in Schutt und Asche; seine Söhne waren verstümmelt oder eingescharrt, seine Töchter geschändet, die Schränke geleert und der tägliche Brodbissen karg. Der menschliche Egoismus sträubt sich allemal selbst gegen unvermeidliches Ungemach und verirrt sich gar häufig zu der Feigheit, ein unbekanntes Unglück vorzuziehen, blos damit das bekannte ende. Die bürgerlichen Interessen sind in jedem Staate eine zwar stille, doch unwiderstehliche Macht, die gegen die erste Gewalt von Thatsachen allerdings nichts auszurichten vermag, aber Alles hinterher. Heiß sehnte der Bürger und Pächter die Kriegsplage fort, heiß rief er nach Frieden, nach Frieden um jeden Preis, nach Frieden selbst durch eine Niederlage, da derselbe durch den Sieg unerreichbar schien. Der Friede schien das Ende aller Leiden, und

gleichgiltig war Alles, was jenseits des Friedens lag oder aus demselben folgen mochte.

Seit dem 14. April herrschte in Turin ein starres Entsetzen. Fast jeder Tag hatte vom Heere widrige Botschaft gebracht, nicht nur von neuem Ungemach, sondern von Niederlagen, wovon eine vernichtender als die andere war. Noch war man kaum im Stande, die Tragweite des ersten Schlages zu ermessen, als schon die Kunde von einem zweiten kam, gewaltiger als jener und schwereres Unheil verheißend als die Niederlage zuvor. So war in dumpfer Betäubung eine angstvolle Woche verstrichen. Der Damm des Apennins war im ersten Beginne des Feldzuges durchbrochen und der Wildstrom des republikanischen Heeres ergoß sich, jeden Widerstand niederwerfend, der Hauptstadt zu über die fruchtbaren Ebenen Piemonts. Die Festungen Ceva und Coni waren zwar verproviantirt und längeren Widerstandes fähig; aber die im Felde stehende piemontesische Armee war übel zugerichtet und hatte der Hoffnung auf den Sieg entsagt. Die Hauptstadt besaß in diesen Truppen nicht länger einen lebendigen Wall gegen die fränkischen Schaaren, sie mußte vielmehr mit allem Ernste daran denken, die eigenen Truppen durch ihre Wälle zu beschützen. Für den König Victor Amadeus III. war der Augenblick folgenreicher Entschlüsse gekommen. Die Nachrichten, die Graf Latour am 20. aus dem kaiserlichen Hauptquartier gebracht, lauteten wenig tröstlich. Die vom kaiserlichen Feldherrn verlangte Oeffnung der Thore von Alessandria und Tortona frischte das erbliche Mißtrauen dieses Hofes gegen Oesterreich auf, und wenn der König auch den Bau der Brücke von Valenza befahl, so vermochte er seinen Widerwillen gegen die andere Forderung doch keineswegs zu überwinden.

Bei dieser Rathlosigkeit war die Nachricht von dem halben Siege Colli's vom 20. nach Turin gekommen. Alle, die des Krieges müde, sich in den Hoffnungen getäuscht gefunden hatten, die sie an das Bündniß mit Oesterreich geknüpft, benützten das Schwanken des Königs, zu eiligem Friedensschluß zu rathen. Marquis Sylva, ein geborener Spanier und abenteuernder Condottiere, der unter einer Menge Fahnen gedient und für die entgegengesetzten Principien gestritten, stand unter den Wortführern des Friedens obenan. Jetzt oder nie, sprach er, sei es an der Zeit, den unheilvollen Krieg zum Abschluß zu bringen. Das piemontesische Heer sei vortrefflich in seinem lebendigen und todten Material, aber es werde von Officieren befehligt, die sich mehr durch

das Alter ihres Stammbaumes als durch Tüchtigkeit und Kenntniß ihres Metiers auszeichneten. Wenn dieses Heer gleichwohl noch nicht völlig besiegt worden sei, so habe es wenig Aussicht, gegen einen Feind die Oberhand zu behaupten, dem das kaiserliche Heer in fünf Tagen dreimal unterlegen sei. Zwei Provinzen wären im Dienste der Coalition bereits verloren, und welche Entschädigung böte die Coalition? — Eine Wiedereroberung, zu welcher deren Kraft augenscheinlich ohnmächtig sei. Wozu also einer ruinirenden politischen Verbindung anhängen, bei deren Siege nichts zu gewinnen, bei deren Niederlage aber Vieles zu verlieren sei?

So bestürmt, rief der König am 21. April Abends einen großen Rath zusammen. Alle Prinzen des königlichen Hauses, alle Staatsminister, der kaiserliche Gesandte in Turin, Marquis Gherardini, und der britische Gesandte in Genua, Drake, wohnten demselben bei. Die Niedergeschlagenheit war groß. Die Vertreter der beiden Hauptmächte der Coalition strengten Alles an, die entmuthigten Gemüther aufzurichten. Der König möge des Namens eingedenk sein, den er trage, und jener Seelenstärke, die seine Vorfahren, Carl Emanuel I. und Victor Amadeus II., so groß gemacht. Jetzt sei der Augenblick gekommen, dem Unglück in's Auge zu blicken, wie seine großen Ahnen; oder den Nacken unter das Joch einer übermüthigen und anarchischen Regierung zu beugen, mit welcher der isolirte monarchische Staat nicht unterhandeln könne, ohne sich selbst aufzugeben. Wie ernst die Dinge immerhin auch ständen, so sei das Aeußerste keineswegs schon da. Hilfe an Geld werde sehr bald aus England, Hilfe an Menschen aus Deutschland kommen. Mehrmals seien in der Vergangenheit Piemonts die Sachen schon weit schlimmer gestanden. Im ersten Decennium dieses Jahrhunderts wäre das ganze Land von Franzosen erobert und das piemontesische Heer vernichtet gewesen; mit einer Handvoll Streiter hätte sich Victor Amadeus II. in die Felsenthäler von Luzerna unter die Waldenser geflüchtet; ein französisches Heer hätte die Hauptstadt Turin belagert, ein anderes wäre in der Lombardei und in den Engpässen Tirols gestanden und rettungslos schien Italien verloren. Mitten aus dem Schooß so vielen Unglücks sei gleichwohl plötzlich der Sieg hervorgegangen, herrlicher als seit Jahrhunderten gesehen worden war. Eine einzige große Schlacht habe nicht allein das hartbedrängte Turin entsetzt, sondern Piemont, die Lombardei, ganz Italien wieder befreit; sie habe den Feind nicht nur zurück-

gewiesen, sondern mit diesem Einen Schlage zwei seiner Heere vernichtet und die Kraft Frankreichs auf diesem Kriegsschauplatz nachhaltig gebrochen. Jener Fürst, der seinen Namen durch so viel seelenstarke Unverzagtheit unsterblich gemacht, sei der Großvater des Königs, Frankreich damals der kriegerischeste und geordnetste Staat der Welt, und der Beherrscher Frankreichs der größte und glücklichste König gewesen. Nur im Vertrauen auf die treue Ausdauer Piemonts hätten die Alliirten den Krieg auf dem italienischen Kriegsschauplatze begonnen und mit seinem Beginne das Schicksal Italiens auf die treue Ausdauer Piemonts gestellt. Fiele der König im gegenwärtigen Augenblicke von der Coalition ab, so würde Piemont keineswegs von dem Ungemach des Waffenlärms und der Last unendlicher Opfer erlöst werden; der Krieg würde mit einem einzigen Sprunge den Mincio und Tirol erreichen, und die Halbinsel widerstandslos der Raubsucht und Piemont der Gnade Frankreichs überliefern. Die Coalition würde alle militärischen Nachtheile der ursprünglichen Bundesgenossenschaft Sardiniens tragen müssen und zugleich ihrer Vortheile beraubt sein. Für all' dies unübersehbare Unglück würde Piemont dem italienischen Volke und der Coalition verantwortlich bleiben. Vous avez contracté une dette immense envers l'Italie et l'Europe, et le bruit soudain qui s'élève ne l'emportera point dans votre esprit sur les vrais intérêts de votre royaume.

Der fromme Prinz von Piemont unterstützte diese Ansichten durch Gründe von einem anderen Gesichtspunkt. In seinen Augen war es ein Verbrechen, jene zu Freunden zu haben, die sich selbst zu Feinden Gottes erklärt, und zu Feinden jene, die für Gott und Kirche stritten. Er befürchtete, daß die Seuche der Gottlosigkeit und Unbotmäßigkeit, welche unter den fränkischen Fahnen daherziehe, die noch unverdorbenen Völker Piemonts anfresse, und hieß einen Friedensschluß mit den gottvergessenen Republikanern ein Verbrechen gegen das Gewissen und einen dem Himmel zugefügten Schimpf.

Diese verschiedenen Gründe hatten ihren Eindruck nicht verfehlt. Der König schwur hoch und theuer, in seiner Treue gegen die Coalition bis an's Ende auszuharren, Turin auf's äußerste zu vertheidigen, ja, wenn es so weit kommen sollte, sich aus seinem Königreiche selbst zu verbannen.

Während in der Hauptstadt also berathschlagt ward, hatte Colli die Schlappe vom 22. April erlitten, und Mondovi war in Feindeshand gefallen. Theils diese Hiobspost, vor Allem Einflüsse, die sich

mittlerweile aus anderen Kreisen und auf Nebenwegen geltend zu machen wußten, hatten jedoch die Entschlossenheit des Königs schneller wieder erschüttert als der Hall seiner Schwüre verklungen war.

Diese Einflüsse kamen merkwürdigerweise von einer Seite, von welcher man solche am wenigsten erwartet hätte.

Bis 1796 war der katholische Clerus die Hauptstütze der Kriegspartei gewesen. Er hatte den erlöschenden Patriotismus an der Gluth religiöser Begeisterung warm zu erhalten und die ersterbende Opferwilligkeit des Volkes wieder zu beleben gewußt. Galt es doch den Kampf gegen ein Volk, das aller göttlichen Gesetze lästerte, die ewigen, in's menschliche Herz eingegrabenen Instincte nach höherer Anlehnung leugnete, Gott aus seinen Himmeln wegdecretirte, seine Altäre niederriß, seine Diener tödtete und gegen seine Kirche rebellirte. Die neuen Schläge jedoch, die jetzt in betäubender Folge auf die verbündeten Heere niedergefallen, hatten die Geistlichkeit in ärgeren Schrecken versetzt als selbst den Hof von Turin. Das kaiserliche Heer war zurückgeworfen, das piemontesische fast vernichtet, beide von einander getrennt; die Hauptstadt entblößt und auf Widerstand nicht gefaßt. Der Clerus sah das Land in der Alternative, von den gottlosen Republikanern völlig erobert und als erobertes Land nach republikanischem Rechte behandelt zu werden, oder so schleunig als möglich Frieden zu schließen, bevor die gänzliche Eroberung noch geschehen war. Allerdings würde der König den Frieden mit schweren Opfern, gewiß mit Verzichtleistung auf große Gebietstheile bezahlen müssen; doch wäre es nicht besser, den gottesleugnerischen Franken heute einen Theil zu opfern, statt morgen das Ganze einzubüßen?

Cardinal Costa, Erzbischof von Turin, durch die Rathschläge des verschmitzten, kaltherzigen und von Haß gegen Oesterreich erfüllten Advocaten Prina getrieben, hatte sich zum Dolmetsch dieser Ansichten gemacht, mit einer Casuistik, die man ohne Erstaunen nicht hören kann.

Wer die Bundesgenossenschaft Oesterreichs vertheidige, sagte der Prälat, vertheidige die Bundesgenossenschaft mit einem versteckten Feinde, weil Oesterreich eigennützig, falsch und hoffärtig sei. Habe man in Wien, während Frankreich im verflossenen Herbste günstigen Frieden bot, nicht eine Verstärkung von 40.000 Mann versprochen? Was sei nun aus dieser Zusage geworden, seitdem die Friedensverhandlung abgebrochen ist? Sei es nicht natürlich, daß Oesterreich, so lange Piemont

sich in einer neuen Krise befinde, neuerdings durch Versprechen locke, um sie neuerdings zu brechen, wenn die Krise vorübergegangen, und sei England nicht zu jeder Zeit perfid gewesen? Habe der kaiserliche Feldherr die Armee Piemonts unterstützt, als sie bei Millesimo, Ceva und Mondovi angegriffen wurde, und verlange er jetzt nicht sogar zwei Festungen als Preis seiner Hilfe? Den Krieg fortsetzen, heiße Piemont ruiniren, nur um die Provinzen eines selbstsüchtigen Alliirten zu vertheidigen. Das ferne Oesterreich könne den Krieg ohne Zweifel fortsetzen, Piemont jedoch müsse seines eigenen Wohles eingedenk bleiben. Da es unmöglich scheine, mit den Franzosen als Feinden fertig zu werden, so sei es vorzugswerther, sie zu Freunden zu machen. Nothwendigkeit löse alle Verträge, und Treubruch höre auf Schande zu sein, wenn Treue unmöglich geworden. Welche Entschädigung wolle die Coalition für den Verlust von Nizza und Savoyen bieten, als die Hoffnung auf deren Wiedereroberung? Eine solche Hoffnung sei aber jetzt barer Wahnwitz. Frankreich dagegen biete die herrlichen Ebenen der Lombardei, und Frankreich habe den Sieg. Man pflege zu sagen, die französische Regierung verdiene weder Treue noch Glauben, doch möge man bedenken, daß Frankreich während des Krieges mehr als im Frieden zu fürchten sei; denn der Krieg rechtfertige auch Betrug und mache zur legitimen Waffe, was der Friede als Schurkerei und Infamie ächte. Schon zeigten sich im Lande Spuren fränkischer Umtriebe und die Rebellion beginne ihr Haupt zu erheben. Wenn die verbündeten Armeen nicht im Stande gewesen seien, dem vereinzelten französischen Heere Widerstand zu leisten, würden sie wohl an Widerstand denken können gegen Rebellion und das republikanische Heer zugleich? — Immer müsse der Kluge seine Pläne dem Wechsel des Glückes unterordnen. Nachdem dieses nun Ereignisse herbeigeführt, die nicht blos außerordentlich, sondern geradezu wunderbar seien, müsse auch der König zu beispiellosen Entschlüssen greifen.

Es gibt in Europa keinen Hof, der in seiner Politik so häufig gewechselt, so häufig Verträge gebrochen, so häufig die Bande nächster Blutsverwandtschaft verleugnet, heute so häufig Desjenigen Feind geworden, dessen Freund er noch gestern gewesen, als der Hof von Turin. Eine dauernde Oscillation zwischen den großen Staaten, unter die Piemont eingekeilt war, bald hierhin zu Oesterreich, bald dorthin zu Frankreich, eine merkwürdige Verkettung von Demuth und Hoffart, Spröde und Fügsamkeit hatte die kleinen Grafen von Maurienne im

Laufe der Zeiten zu Königen von Ländergebieten gemacht, deren Umfang die Größe ihres Stammlandes zehnfach überschritt. Nicht die Alliancen mit Frankreich, die Alliancen mit dem Kaiser waren so gewinnreich gewesen. Die Fürsten Piemonts hatten sich mit Oesterreich verbündet, nur um sich zu vergrößern, und mit Frankreich, um das Erworbene zu erhalten. Je ärger die Bedrängniß des Kaisers und je nothwendiger ihm fremde Hilfe war, um so williger war auch Piemont zu einem Treubruch gegen Frankreich, weil der Preis des Treubruches um so viel höher gestiegen war. Jetzt aber hatte weder der Kaiser noch eine andere der Coalitionsmächte außer Geld, Truppen und der Gemeinschaftlichkeit des Interesses eine Gebietserweiterung anzutragen. Der kaiserliche Feldheer hatte als Preis seiner unmittelbaren Hilfeleistung sogar die Besetzung zweier Festungen verlangt. Auf allen Kriegsschauplätzen standen die kaiserlichen Waffen im Nachtheile, und der König hatte sich mit dieser, durch die Operationslage übrigens völlig gerechtfertigten Forderung Beaulieu's niemals befreunden können, ja er hatte ihr die mißtrauischeste Deutung gegeben. Die Beweisgründe des Prälaten hatten in seinem Gemüthe gerade jene Saiten vibriren gemacht, deren Ton im Hause Savoyen jederzeit Gehör zu finden pflegte.

So sind die Schwüre des Abends am Morgen gebrochen worden. Die Ritter Revel und Tonso wurden nach Genua gesendet, um dem französischen Minister Faypoult den Frieden anzutragen, während FML. Colli den Auftrag erhielt, mit dem französischen Obergeneral über einen Waffenstillstand zu verhandeln.

Es wäre Irrthum, anzunehmen, daß Piemont zu diesem Entschlusse gekommen sei, blos weil seine Staatsmänner von der unwiderstehlichen Siegeskraft der französischen Waffen überzeugt und an dem Siege der Coalition verzweifelnd, die Greuel eines unglücklichen Krieges von dem Lande abzuwenden beabsichtigten. Sie hatten sich zum Frieden nur entschlossen, weil sie im Gegentheil fest an den endlichen Sieg der Coalition glaubten. Die republikanische Wirthschaft in Paris däuchte ihnen zu toll, um lange dauern zu können. Die Kriegserfolge Bonaparte's hielten sie für halsbrecherische Streiche eines jungen und verwegenen Hitzkopfes, der keine regelrechte Methode habe, und der mit derselben Plötzlichkeit, mit welcher er triumphirt hatte, an der eigenen Tollkühnheit zu Grunde gehen müsse. Würde die Coalition endlich siegen, so würde auch Piemont am Siege Theil zu nehmen haben. Im Dienste der Coalition hatte es zwei seiner Provinzen verloren, und

im Interesse der Coalition würden die Alpenthore Italiens ihrem alten Hüter wieder überliefert werden müssen. Wenn es für diese Meinung noch eines Beweises bedürfte, so ist es die Ablehnung der Lombardei, die bei definitivem Friedensschluß dem König angeboten worden war und die derselbe nur ausgeschlagen hatte, um des Wohlwollens der Coalitionsstaaten sicherer zu bleiben.

So häufig sich die Generale jener Zeit über die Natur des kriegerischen Uebergewichtes der französischen Waffen täuschten, so häufig haben die Staatsmänner jener Zeit die principielle Bedeutung des Krieges gegen Frankreich verkannt. Die schlauen Politiker Turins waren nicht schlau genug gewesen, Eines zu erkennen, wovon alles Uebrige abhängig war. Der Krieg Frankreichs war nicht, wie bis dahin, blos ein Krieg des französischen Cabinets und eine gleichgiltige Handlung für das französische Volk, an welchem es nicht weiter betheiligt war als durch sein Leiden; es war ein Principienkampf und der Krieg eines Volkes gegen die monarchischen Cabinette Europas. Der Convent hatte den König von Frankreich einen Tyrannen genannt und ihn als Tyrannen auf's Schaffot geschickt; der Convent hatte alle Fürsten Europas Tyrannen geheißen und ihnen als solchen den Vernichtungskampf erklärt. War es wahrscheinlich, daß die sieghafte Republik einem dieser Fürsten die Hand in aufrichtigem Friedensschlusse drücken könne, während sie gegen alle anderen in Haß getauchte Waffen schwang? Sollte die Revolution, die in Frankreich alle Rechte niederriß und Gleichberechtigung predigte, in Wahrheit aber, weil die Masse stärker als jeder Einzelne ist, das Recht des Stärkeren meinte, an einer Monarchie achtungsvoll vorübergehen, die in ihrer Macht die Bürgschaft ihrer Existenz nicht besaß? — Il y a toujours un esprit de guerre entre de vieilles monarchies et une république tout nouvelle, hat Napoleon gesagt. Was aber mußte das Schicksal Piemonts werden, wenn die Coalition gegen die Voraussicht des Hofes von Turin dennoch unterlag? Der Separatfrieden konnte in diesem Falle nur der Anfang vom Ende Piemonts sein. Statt in treuem Ausharren bei Fortsetzung des Krieges vielleicht unter einem großen Schlage zu erliegen, würde der König alsdann gewiß eine ganze Scala von Demüthigungen durchzukosten haben; er würde nach und nach von der Rolle eines besiegten Fürsten zu der Rolle eines bloßen Vasallen und eines französischen Departementschefs heruntergedrückt werden, dem von seiner souveränen Herrlichkeit nichts übrig geblieben war als der hohle Titel und vielleicht das Gnadenbrod. Das

Königthum würde in Piemont langsam erdrosselt werden und absterben unter wiederholten Schlägen, gegen die es sich selbst entwaffnet hätte; es würde sterben unter längerer Todesqual und schmerzlicheren Zuckungen, aber sterben müßte es gewiß. Gerade der Waffenstillstand mit Piemont hatte, wie sich zeigen wird, die Niederlage der Coalition besiegelt und zu einem unabwendbaren Schicksal gemacht. „Damals und nicht später," schrieb ein piemontesischer Geschichtsschreiber, „stürzte das Königreich Sardinien zusammen; damals und nicht später war die Monarchie Piemont untergegangen."

Mit schmerzlicher Ueberraschung hatte Colli am 23. April von diesem Entschlusse des Hofes Kenntniß erhalten und mußte schweigend sich dazu verstehen, den französischen Obergeneral von der Absendung piemontesischer Bevollmächtigten zur Friedensunterhandlung zu unterrichten und den Waffenstillstand anzutragen.

Niemals vielleicht war ein solcher Antrag einer siegenden Armee gelegener gekommen, und niemals vielleicht waren neben den Motiven des Vorrückens die Motive des Rückzuges, der Sieg neben der Niederlage näher gelegen. Die französische Armee war durch ihre reißenden Siege in die allerschlimmste Lage gerathen. Die Truppen waren ohne Schuhe, die Wege grundlos; seit zwölf Tagen fiel unaufhörlicher Regen; Ungewitter entluden sich unerschöpflich über dem Kriegsschauplatze; Nachts rasten Orkane und auf den Gipfeln des Apennins lag frischer Schnee. Mit jedem Tage, der die französische Armee von ihren Magazinen in der Riviera entfernte, wurde die Verpflegung schwieriger, und der Train, der die Nachfuhr vermitteln sollte, unzulänglicher. Was Requisition in dem ausgesogenen Lande gab, war kaum genug, die ausgehungerten Avantgarden zu sättigen, und was aus Magazinen kam, ungenügend oder verdorben. Die Organe der Heeresverwaltung, habgierig und unter früheren Befehlshabern gewöhnt, ihr Amt auszubeuten, hatten ihrer Habsucht neuerdings die Zügel schießen lassen. Seit acht Tagen hatte der Soldat regelmäßiger Verpflegung entbehrt. Die Anleihe von drei Millionen, die Bonaparte seit Ende März bei den Kaufherren Genuas betrieben, war nicht zu Stande gekommen; seine Cassen waren erschöpft. Assignaten wurden von den Truppen wie von dem Krämer zurückgewiesen, von dem der Soldat Brod und Wein zu kaufen wünschte. Viele Truppenkörper hatten sich verschossen, die Division Laharpe war bereits ohne Munition und der Nachschub unterlag größter Unregelmäßigkeit. Aus übelverstandener

Schonung hatte weder Colli noch Beaulieu ihre Reiterei im Gebirge gebraucht; in der Ebene aber mußten die abgemagerten Skelette der französischen Reiterei in größten Nachtheil kommen. Cuneo war eine bedeutende Festung mit bedeutender Besatzung; Ceva war es ebenfalls. Vergeblich hatten seit dem 16. die Franzosen letzteres bestürmt. Beide Festungen lagen nahe in Flanke und Rücken und mußten belagert oder eingeschlossen werden. Zur Belagerung gebrach es an Geschütz und Berennung verminderte die im offenen Felde thätige Kraft. Die Hauptstadt Turin, damals eine starke und seit Anfang des Krieges nennenswerth erweiterte Festung, lag in der Front, und die unter solchen Umständen überhaupt fragliche Belagerung konnte dem kaiserlichen Hofe Zeit verschaffen, eine neue Armee auf die Beine zu bringen und Italien den Händen Frankreichs wieder entreißen, als es dasselbe bereits festzuhalten schien. Der Raum, über welchen sich die Belagerungsarmee bei der Nähe Colli's und Beaulieu's hätte ausdehnen dürfen, würde nur klein und zu ihrer Erhaltung unzureichend gewesen sein, und der kaiserliche Feldherr, in seinen Verbindungen durch Alessandria und Tortona gedeckt, dabei die Freiheit besessen haben, die schwierigen Verbindungen des Feindes mit der Riviera zu stören oder zu unterbrechen.

Die Gewalt dieser mißlichen Verhältnisse hatte im Verlauf der vorhergegangenen Feldzüge jeden der französischen Feldherren, der über den Apeninnenkamm herabgestiegen war, mit unwiderstehlicher Macht in die Riviera wieder zurückgeschleudert. Sie konnte ihre lähmende Wirksamkeit selbst einem so hilfsmittelreichen Feldherrn gegenüber wie Bonaparte so lange nicht verlieren, so lange seine Armee nicht mit großen Geldmitteln, reichen Magazinen, guter Reiterei, mit entsprechendem Belagerungsgeschütz und vor Allem mit einem sehr starken Transportwagenzuge ausgerüstet war. Bonaparte aber besaß weder Geld noch gefüllte Magazine, noch irgend eine der anderen materiellen Bedingungen in ausreichender Menge und ihr Mangel begann auf seinen Flug bereits mit täglich wachsendem Druck zu wirken. Dazu kam eine Reihe mißlicher Verhältnisse, die Bonaparte durch die eigene herzlose Verwegenheit zum Theile selbst geschaffen hatte.

Der französische Soldat hatte sich nach den ersten Gefechten allen Ausschweifungen eines übermüthigen Siegers überlassen, ohne darin gestört worden zu sein; und wenn auch Bonaparte bei Uebernahme des Oberbefehls die Zuchtlosigkeit der republikanischen Soldateska mit Ernst

niederzuwettern Miene gemacht, so hatte er sich eigentlich doch nur auf Eindämmung ihrer gegenrevolutionären Tendenzen und auf Einschüchterung offenbar meuterischen Geistes beschränkt. Der unbändige Sinn des republikanischen Soldaten, in seiner Aeußerung nach Innen niedergehalten, hatte nun durch so viele Siege ein Außenfeld erhalten und mit seiner ganzen Furchtbarkeit dem eroberten Lande sich zugewendet.

Man kann nicht sagen, daß das französische Volk oder der französische Soldat von Haus aus hart und grausam sei; aber die leichte Erregbarkeit seiner Leidenschaften hat das französische Volk nicht selten zu dem grausamsten Volke und den französischen Soldaten zu dem hartherzigsten Soldaten gemacht, deren die Geschichte gedenkt. Die Greuel der Albigenserkriege; Scenen, wie die Hinrichtung Armagnac's, des letzten Herzogs von Nemours; Schrecken, wie die der Bartholomäusnacht, der Jacquerien, der Verwüstung der Pfalz; Verbrechen, wie die des Wohlfahrtsausschusses, dem endlich das Messer der Guillotine zu langsam fiel und der seine Opfer in Massen niederkartätschen ließ, kommen außer in den Geschichten Chinas und Afrikas oder in der Geschichte Dschezzar's nirgend in solcher Größe und solcher Menge vor. Die Energie des Gedankens grenzt bisweilen an Tollheit, die Grausamkeit der Ausführung an Berserkerwuth. Der grauenvolle Wahnsinn, der am 9. Thermidor im Inneren Frankreichs ein Ende genommen, schien sich seitdem in die republikanischen Feldlager und vor Allem in die Feldlager Bonaparte's geflüchtet zu haben. Die Louvois und Melac, die Marat und Barère schienen die Muskete ergriffen zu haben. Bonaparte's Gegner hatten ausgesprengt, daß sein Heer in dem Abhube gemeiner Gefängnisse, in den Zellen des Bagno von Toulon zusammengelesen worden sei. Wenn sich für diese Behauptung der Beleg nicht nachweisen läßt, so bleibt darum nicht weniger wahr, daß die Wildheit und Grausamkeit entsprungener Verbrecher kaum entsetzlicher sein könnte, als es die Weise war, in welcher der sieghafte republikanische Soldat in Piemont hauste.

Der Ursachen dieser nicht zu sättigenden Wuth sind mancherlei gewesen.

Die blutigen Scenen, die der republikanische Soldat am Grèveplatz, in Nantes, in der Vendée, in Lyon, in Marseille, in ganz Frankreich mit seinem Bajonett bewacht, hatten sein Gemüth an die Greuel gewöhnt, sein Herz verhärtet und fühllos für fremdes Leid gemacht.

Aus dem Zuschauer furchtbarer Schauspiele war ein furchtbarer Acteur geworden, als er an den Grenzen Frankreichs dem Feinde entgegentrat. Unter den Wällen von Toulon und in den Schreckenstagen, die der Eroberung nachgefolgt, war kalte Grausamkeit und Erbarmungslosigkeit so sehr in seinen Geschmack eingebürgert worden, daß man glauben mußte, in diesen Menschen fließe kein Blut und Stein schlage kalt an den Stein. Mehr als zweihundert Deputirte der exaltirtesten politischen Vereine waren dort aus den Städten des Südens nach und nach in das Lager gekommen und hatten das Heer mit ihrem Delirium angesteckt. Jedermann, der sich von dem Gedanken an Raub und Mord mit Abscheu abgewendet haben würde, so lange der innere Richter Raub und Mord als Unthaten brandmarkte, sah darin viel eher ein Verdienst, als dieser innere Richter schwieg, und politischer Fanatismus einredete, daß Raub die Mittel der Gegner Frankreichs mindere, und Mord ihre Reihen lichte.

Von vorneherein sah der französische Soldat mit einem ganz eigenthümlichen Gefühle nicht nur auf den Soldaten des Coalitionsheeres, sondern überhaupt auf den Bewohner Piemonts herab, mit Gefühlen, die ebenso mit Haß als Verachtung versetzt waren. Obwohl der bewaffnete Republikaner als Soldat von den Errungenschaften der Revolution wenig mehr besaß als das Recht, durch sein Verdienst General zu werden und seinen Officier statt: mon général, citoyen général zu tituliren, betrachtete er andere Staatsangehörige keineswegs blos als politische oder auch nur als ebenbürtige Gegner, die ihn ehrlich bekriegten, blos um sich ehrlich zu vertheidigen oder ehrlich obzusiegen; er betrachtete sie als seine Todfeinde, die sich zusammt der Emigration zum Untergange seiner Freiheiten verschworen hatten und auf nichts Geringeres sannen, als die aus seiner Mitte aufgeschossenen Officiere aus ihren Stellen zu verjagen und seinen Nacken von Neuem unter das abgeworfene vornehme Joch zu schmieden. Den glühenden Haß, womit die Diatriben der Revolutionsapostel ihn gegen die bevorrechteten Stände erfüllt, hatte er auf die Heere und die Völker der Coalition übertragen. Die ihm eigenthümliche dünkelhafte Selbstüberhebung hatte ihm den Gedanken unerträglich gemacht, daß Leute, die er tief unter sich erblickte, die er rechtlose Knechte nannte und in seiner Achtung Sclaven gleichhielt, daß Leute, die er noch in dem mittelalterlichen Glauben an Gott und Himmel befangen und von Mönchen genarrt meinte, sich vermaßen, die Soldaten der Freiheit, die Apostel des Fort-

schrittes, der Aufklärung und Civilisation unterjochen zu wollen. Dennoch war die Tapferkeit derjenigen, die er in seinem Dünkel so tief verachtete, im Stande gewesen, ihn während eines dreijährigen Krieges in der Sackgasse der Riviera niederzuhalten und zu einem dreijährigen Elende zu verurtheilen. So oft ihn Langeweile geplagt, so oft er auf einsamem Felsgrat Schildwacht gestanden, so oft ihm der Kiesel die blanke Sohle geritzt, so oft er am Hungertuche genagt, mit einem Wort, so oft er des Daseins Last empfunden und sich nach des Daseins Lust gesehnt, so oft hatte er sich auch zugeschworen, daß er für das Elend der Gegenwart von der Zukunft wucherischen Entgelt verlangen würde.

Dieser Tag war nun herangekommen. Sein junger Feldherr hatte von ihm Ausdauer in Anstrengung und Tapferkeit im Kampfe verlangt und ihm dafür die fruchtbarsten Ebenen der Welt zu erschließen versprochen. Der Soldat war rastlos von Schlachtfeld zu Schlachtfeld geeilt und hatte wacker auf dem Schlachtfelde gekämpft; achtmal hatte er in acht Tagen sich geschlagen und achtmal hatte er gesiegt. Die Apenninen waren überstiegen, das gelobte, heißersehnte Land, die versprochenen fruchtbarsten Ebenen der Welt lagen vor seinen Augen ausgebreitet da, mit ihren reichen Städten, mit ihren schlanken Mädchen und duftenden Speisekammern. Nun war es am Feldherrn, das verpfändete Wort mit der nämlichen Treue einzulösen, mit welcher es der Soldat eingelöst hatte.

Doch mitten in der Action und fast täglich im Kampfe hatte Bonaparte trotz seiner staunenswürdigen Thätigkeit nicht Muße und Mittel, dem Soldaten zu gewähren, wonach derselbe lechzte, ja er hatte nicht genug, dessen tägliches Lebensbedürfniß kümmerlich zu befriedigen. Die Magazine lieferten unzureichend und unregelmäßig, die Requisition bereicherte zwar einzelne Vampyre, aber sie gab dem Heere kärglichen Ertrag. Je n'ai que de pygmées, schrieb Bonaparte von seinem Commissariat an's Directorium, qui me font mourir de faim dans l'abondance; car je suis dans le pays le plus riche du monde. Weil er selbst außer Stande war, dem Soldaten das Versprochene zu geben, so mochte er diesem auch nicht wehren, sich dasselbe selbst zu nehmen, und sah deshalb über die Weise hinweg, womit es geschah. Der Soldat aber, durch Sieg erhitzt und von Hunger getrieben, that dies mit entsetzlicher Energie. Man wird auf der Scala der Gewaltthätigkeit und des Verbrechens, vom Raube bis zum Mord und thierischen Vandalismus, keine Schattirung finden, mit welcher der repu-

blikanische Soldat die Ehre seiner Nation in jenen Tagen nicht besudelt hätte. Raub, Plünderung, Verstümmelung, Schändung, Mordbrennerei, das ganze Wörterbuch des Greuels, waren die alltäglichsten Dinge, die man bei jeder Vorhut, bei jeder Seiten- und Nachhut und in jedem Lager sehen konnte, und nicht immer erregten sie den Abscheu ihrer Officiere. Den Weg, den das republikanische Heer genommen, bezeichnete Verwüstung alles Todten und Lebendigen, Brandstätten, Leichen von Menschen und Vieh. Die besten Zeiten Melac's schienen hereingebrochen und das Schicksal der Pfalz das Schicksal Piemonts zu werden. Das zur Verzweiflung getriebene Landvolk hatte an einigen Orten zu den Waffen gegriffen und die Frevler erschlagen; an anderen hatte es die Republik ausgerufen und dadurch Erbarmen und Abwendung des Greuels zu finden gehofft.

Diese Verwilderung des Soldatengemüthes hatte jedoch rasch auf die kriegerische Eigenschaft zurückgewirkt. Nach jedem Siege ward diese Zuchtlosigkeit unbändiger. Weder Befehl noch Beispiel schien endlich die Herrschaft über die verwilderten Herzen behaupten zu können. Der Soldat hörte nicht mehr auf die Stimme selbst der höchsten seiner Officiere; ja er vergriff sich thätlich und mit der Waffe an denselben. Er hatte aufgehört Soldat zu sein und angefangen Räuber zu werden. Die edleren Naturen, zumal unter den höheren Officieren, angeekelt von der mordbrennerischen Kriegsweise Bonaparte's und von ihrer zügellosen Soldateska mit Mißhandlung bedroht, begehrten ihre Entlassung. Die Chefs de brigade Chambarlhac und Maugras erklärten dem Obergeneral, qu'il leur était impossible de vivre au milieu d'une soldatesque indisciplinée, qui menaçait à chaque instant d'un mauvais parti les officiers qui voulaient comprimer les désordres. Serrurier klagte, daß der Soldat blos auf's Plündern sänne und keineswegs auf's Kämpfen, und daß er es offen sage, sich künftig ebenso schlecht schlagen zu wollen, als er schlecht gezahlt werde. Der edelherzige Laharpe jammerte, que le soldat se livrait plus que jamais au vol et au brigandage; que les paysans avaient été assassinés par les soldats et les soldats par les paysans; que rien ne pouvait peindre les horreurs qui se commettaient; que les camps étaient presque déserts; que le soldat courrait dans les campagnes, ressemblant plutôt à une bête féroce qu'à un homme; qu'en vaine on les chassait d'un côté, ils couraient assassiner d'un autre; que les officiers étaient au désespoir. Il voudrait mieux rassembler les

habitans, les fusiller, et achever les dévastations après; car ce sera la même chose, ils mourront de faim. Il n'est donc plus de Providence, puisque la foudre vengeresse n'écrase pas tous les scélérats qui sont à la tête de l'administration, et qui ont réduit les braves gens de l'armée d'Italie à la cruelle alternative de mourir de faim ou de s'ériger en brigands! Quant à moi, ne pouvant me plier à voir de pareilles choses, et encore moins à les tolérer, il ne me reste qu'un parti, celui de me retirer. En conséquence, je vous prie d'accepter ma démission, préférant labourer la terre pour vivre, à me trouver à la tête de gens qui sont pires que n'étaient autrefois les Vandales.

Dieser greuelvolle Hang seiner Armee war Bonaparte nicht entgangen; aber er hatte keineswegs die Absicht, dem Soldaten, dem er für Tapferkeit und Ausdauer so Vieles verheißen, diese ausdauernde Tapferkeit nun mit größerer Strenge zu bezahlen und denselben für die Anstrengungen der nächsten Tage herabzustimmen. Er hatte im Gegentheil in der Hoffnung, daß die größere Freiheit, die er nach dem ersten Siege dem Soldaten gönnte, dessen Lüsternheit nach neuen Siegen wecken werde, nichts gethan, daß derselbe an dem Erfolge seiner Tapferkeit nach Herzenslust sich sättigte. Bonaparte hat überhaupt für das Wehgeschrei der Völker weniger Herz gehabt, als für die Lust und Laune seiner Soldaten, die er häufig nicht anders befriedigen konnte, als wenn jene jammerten. Le coeur d'un homme d'état doit être dans sa tête, war sein Grundsatz gewesen. Jetzt aber hatte die Verurtheilung seiner Generale gezeigt, daß er auf diesem Wege innehalten müsse. Die daraus entstandene Demoralisation hatte einen Grad erreicht, welcher der Autorität seiner Divisionsgenerale spottete, Alles aus Rand und Band zu treiben drohte und den Werth seiner Siege zu schädigen begann. Ein Theil des Directoriums war dem jungen Obergeneral offenkundig wenig zugethan; der Aufschrei des so entsetzlich mißhandelten Landes und aller besseren seiner eigenen Officiere konnte gegen ihn zur furchtbaren Anklage werden und die damals allgemein gangbare Ansicht geradezu bestätigen, daß die Siege Bonaparte's nur die Convulsionen eines Tollhäuslers seien, dem es in Wahrheit an der Fähigkeit des talentlosesten Feldherrn gebreche, Zucht und Subordination, die Grundlagen eines jeden Heerwesens, mit kräftiger Hand aufrecht zu erhalten.

Als er dies erkannt, traf er, obwohl der Entschluß nicht leicht ge-

worden scheint, mit einer Kenntniß des menschlichen Herzens, mit einer Kraft und Sicherheit seine Anstalten, die man bewundern muß. Zu diesem Ende erließ er am 22. April aus seinem Hauptquartier Lesegno einen Tagesbefehl, worin er seiner Armee zuerst für die ausdauernde Tapferkeit dankte, mit welcher sie in wenig Tagen so viele Siege errungen, dann aber ihre Sucht zur Plünderung (pillage) verdammte, auquel se livrent des hommes pervers, qui n'arrivent à leurs corps qu' après la bataille pour se livrer aux excès les plus dèshonorants pour la France et le nom français. Demgemäß ordne er an, daß der Chef des Generalstabes ihm innerhalb 24 Stunden einen Bericht über die moralische Aufführung der adjudants généraux und aller anderen Generalstabsofficiere unterbreite; daß jeder Divisionsgeneral einen gleichen Bericht über alle höheren Officiere seiner Division und der Chef des Verpflegswesens (commissaire ordonnateur en chef) über die Kriegscommissäre erstatte; daß die Chefs de brigade und die Chefs de bataillon sich bei ihren Brigadegeneralen zu versammeln haben, um einen gleichen Bericht über die Officiere jeder Halbbrigade zu verfassen; daß dieser Bericht jedem Divisionsgeneral vorzulegen und letzterer bevollmächtigt sei, jene Officiere und Soldaten erschießen zu lassen, die durch ihr Beispiel zur Plünderung aufgereizt, die Kriegszucht untergraben, Unordnung in die Armee gebracht und deren Ruhm compromittirt haben. Jeder Officier und Unterofficier, der seiner Fahne nicht gefolgt und sich ohne rechtsgiltigen Grund vom Gefechte entfernt, werde seine Charge verlieren und sein Namen seinem Departement zugesendet werden, damit er in der Meinung seiner Mitbürger als Feigling gebrandmarkt bleibe. Jeder Soldat, der überwiesen sei, dem Gefechte sich entzogen zu haben, werde seinen Altersrang verlieren und in die rückwärtigen Reihen seiner Compagnie gestellt, jeder Carabinier oder Grenadier aus seiner Compagnie gestrichen werden. Jeder Soldat, der überwiesen werde, sich dem Gefechte zweimal entzogen zu haben, werde vor der Front seines Bataillons cassirt werden. Man werde ihm die Uniform vom Leibe reißen, ihn über den Var zurücksenden und bei Abräumung der Straßen beschäftigen.

Unter solchen Verhältnissen war der Waffenstillstandsantrag am 23. April in's französische Lager gelangt. Wenn auch Bonaparte bei aller Mangelhaftigkeit seiner Existenzmittel die Operationen lediglich im Hinblick auf die Schwachmüthigkeit des Turiner Hofes vorwärts getrieben hatte, so konnte er doch nicht angenehmer überrascht werden.

Er fand darin seine Voraussicht erfüllt. Dennoch hütete er sich seiner Befriedigung Ausdruck zu geben. Er kannte von der Geschichte Piemonts gerade genug, um zu wissen, daß der Hof von Turin der treuloseste der europäischen Höfe sei. Die Alliance Piemonts hatte Frankreich seit den ältesten Zeiten weniger genützt, als dessen Treulosigkeit geschadet. So oft das Waffenglück Frankreichs im Zenith stand, so oft war die Bundestreue Piemonts im Nadir gestanden und so oft hatte auch der Wechsel der piemontesischen Politik zu einem Wechsel des französischen Waffenglückes geführt. Bonaparte wußte übrigens, daß Clerus und Adel, die am Hofe von Turin herrschten, das republikanische Franzosenthum bitter anfeindeten und daß Frankreich mit diesen Mächten nicht transigiren könne.*) Ihm dünkte deshalb die Friedensneigung des Hofes durchaus keine genügende Sicherstellung, daß Piemont eines Tages den Frieden nicht mit der nämlichen Eilfertigkeit breche, mit welcher es denselben zu schließen bereit war. Si on avance et qu'on éprouve une défaite que n'aura-t-on pas à redouter de leur (prêtres et nobles) haine et de leur vengence? Die Verbindungen durch die Riviera, unter deren Ungunst die französische Armee empfindlich litt, waren von den Kanonen Nelson's stündlich bedroht und durch die innere Gährung Genuas dauernd gefährdet. Wie groß auch in dieser Republik die Zahl der französischen Partisane war, so hatten sie trotz der französischen Siege den Sturz der alten Regierung doch nicht herbeizuführen vermocht. Die Oligarchie besaß im Gegentheil Macht genug, Bonaparte Mißtrauen einzuflößen, die Demagogie dagegen keinesfalls Macht genug, sein Vertrauen zu verdienen. Die Parteigänger Frankreichs declamirten zwar unaufhörlich gegen Staat und Verfassung, aber sie handelten nach dem Gesetze des Staates; sie faßten eine Menge Beschlüsse, aber sie hatten nicht das Herz zur Ausführung derselben. Die alte Regierung der alten Republik regierte nach wie vor ungestört fort; sie befehligte die Truppen; sie konnte nöthigenfalls 8—10.000 Gebirgsbauern aus den benachbarten Thälern zu Hilfe rufen, die Factionen erdrücken, die französischen Verbindungen zerstören und, wenn späterhin in der Lombardei dem republikanischen Heere jemals ein ernstlicher Unfall widerführe, innerhalb der starken Wälle ihrer Hauptstadt des französischen Grimmes spotten.

---

*) Mém. de Napoléon. Montholon. T. III.

So lange eine übelwollende Oligarchie und ein treuloser König auf den Verbindungen des Heeres standen, hatte Bonaparte keine Lust, sich über den Ticino gegen den Mincio zu wagen, und beschloß deshalb, den Waffenstillstand an Bedingungen zu knüpfen, die ihm den ganzen Vortheil der Situation belassen und dem König jeden Spielraum zu Verrath und Treulosigkeit benehmen mußten. Ein schlauer Italiener pactirte mit einem anderen und sein Vertrauen in die Treue desselben war so groß, daß er sich ihrer nicht eher versichert hielt, als bis derselbe, an Händen und Füßen gefesselt, einer feindseligen Regung unfähig geworden war.*)

Die Antwort Bonaparte's verwies die Friedensunterhandlung an das Directorium, den Waffenstillstand knüpfte sie jedoch an schwere Bedingungen. La position militaire et morale des deux armées rend impossible toute suspension d'armes pure et simple. Quoique je sois, en particulier, convaincu que le Gouvernement accordera des conditions de paix raisonnables à votre roi, je ne puis, sur de présomptions vagues arrêter ma marche. Il est cependant un moyen à parvenir à votre but — —: c'est de mettre en mon pouvoir deux de trois forteresses de Coni, d'Alexandrie et de Tortone, à votre choix. Nous pourrons alors attendre, sans hostilités, les négociations qui pourront s'entamer.

Diese Bedingungen des Waffenstillstandes waren ganz danach, den Staatsmännern Turins einen Vorgeschmack von den Bedingungen des definitiven Friedens zu geben. Nur um dem Blutvergießen ein Ziel zu stecken, wurde dem Könige zugemuthet, dem republikanischen Heere den Weg nach Turin und der Lombardei zu öffnen. Ein solcher Waffenstillstand mußte den König in üblere Lage bringen, als es selbst der Krieg vermocht hätte. Der König würde kein Recht haben, gegen die härtesten Friedensbedingungen sich zu sträuben, weil er durch den Waffenstillstand sich jedes Mittels begeben hätte, dagegen sich zu wehren. Der Feind würde zwei Festungen erobern ohne Belagerung, und zugleich die fruchtbarsten Distriete gewinnen ohne Schlacht. Beaulieu hatte zwei Festungen verlangt, um Piemont zu helfen; zwei Festungen verlangte Bonaparte, um dasselbe zu entwaffnen. Beaulieu

*) Er selbst charakterisirt die Italiener in einem Schreiben an Murat am 11. März 1803: Le caractère dominant des Italiens est l'intrigue et la fausseté. Corresp. de Nap. T. 8.

hatte jene Forderung gestellt, nicht als Pfand der königlichen Treue, sondern im wohlverstandenen Interesse der Coalition, welches auch das Interesse des Königs war. Bonaparte forderte als Feind und unter dem eingestandenen Titel eines Pfandes, auf daß Piemont ohne Widerspruch jeden Frieden nehme, welchen Frankreich dictire. Die Natur des Staates, in dessen Namen der kaiserliche Feldherr handelte, war der Natur des piemontesischen Staates gleichgeartet; die Natur des französischen Staates vernichtete den piemontesischen Staat.

In der That hatte der Hof von Turin aus den französischen Waffenstillstandsbedingungen erkannt, daß das ritterliche Geschlecht der Feldherren des monarchischen Frankreichs einer neuen unritterlichen Generation Platz gemacht habe, die mit der in ihre Hände gelegten Gewalt auf viel gefährlichere Art verfahre, als jemals gesehen worden war. Bestürzung bemächtigte sich der friedensseligsten Rathgeber und neue Rathlosigkeit des Königs. So verliefen einige Tage.

Aus der Friedensneigung des Hofes frischen Muth schöpfend, strengte Bonaparte mittlerweile alle Kräfte an, die Bedingungen der materiellen Existenz seines Heeres zu verbessern und der eingerissenen Unbotmäßigkeit zu steuern.

Trotz des praktischen Geschickes, mit welchem der Tagesbefehl vom 22. redigirt war, hatte derselbe in der Wirklichkeit zur raschen Wiederherstellung der gelockerten Kriegszucht nicht ausgereicht. Wer durfte sich wundern, daß Leute, welche Waffen, aber kein Brod besaßen, nicht Hungers sterben mochten, oder die Waffen nicht auch einmal zu eigener Lust und Nothdurft brauchen sollten, nachdem sie diese im Interesse einer undankbaren Regierung lange genug gebraucht hatten. Seit Langem hatte der Officier der republikanischen Armee nur 8 Francs Monatsgehalt bezogen, und man kann sich von diesen Zuständen den richtigsten Begriff machen, wenn man in den Memoiren Napoleons liest, daß bei Beginn des Feldzuges mittelst Tagesbefehl eine Gratification von 3 Louisdor unter die Divisionsgenerale vertheilt worden sei. Was frommte dem Soldaten, daß die Verwaltung zu Anfang des Monats Sold gezahlt hatte, wenn sie nur Assignaten geben konnte und der Soldat sich des werthlosen Papiers ohne Balgerei nicht zu entäußern vermochte. Der Tagesbefehl Bonaparte's hatte nicht allein die Zuchtlosigkeit nicht beschworen, sondern, so scheint es, unter einzelnen Abtheilungen sogar die bösen Geister der Meuterei gegen den Feldherrn selbst entfesselt. Bis zum 24. April war Bona-

parte ohne Bedeckung unter seine Truppen geritten. Seit diesem Tage ließ er sich durch eine Reiterabtheilung begleiten, so oft er zwischen seine Heersäulen trat. Bonaparte sah, daß die Strenge an sich zur Wiederbegründung von Zucht und Ordnung ungenügend bleiben müsse, so lange die ursprüngliche Quelle des Uebels nicht zugestopft sei. Bis dahin hatte er seinen Soldaten nichts geben können, denn er hatte nichts. Die 200.000 Francs, die er an Brandschatzung im Lande erhoben, waren kaum zur Entlohnung der Tapfersten und zur Bestreitung des Auskundschaftungsdienstes genügend gewesen. Am 23. April jedoch war Mondovi, die Hauptstadt einer reichen Provinz, in seine Hände gefallen. Tags darauf erging ein Tagesbefehl, der zwar die Ordonnanz vom 22. aufrecht hielt und den Chef vom Generalstab mit strenger Durchführung derselben betraute, zugleich jedoch dem Heere die Mittel und Wege verkündigte, mittelst welcher dem rechtmäßigen Anspruche desselben unverzüglich abgeholfen werden solle. Bonaparte erklärte, daß er, um den halben Heeressold in klingender Münze zu bestreiten, das eroberte Land mit schwerer Brandschatzung zu belegen beabsichtige. Les officiers et les soldats gagneront également à cette disposition: l'armée pourra voler à des nouvelles victoires et remplir l'attente de la patrie; si l'on continue à piller, tout est perdu, même la gloire et l'honneur. Der seit dem 9. April rückständige Sold werde mit 4 Sous für den Tag, dem Officier mit 16 Livres für jeden der Monate Floréal und Germinal*) gezahlt werden u. s. w.

Bonaparte war jedoch durch die trotzige Unbändigkeit seiner Truppen zu sehr erschreckt worden, um bei diesen Maßregeln stehen zu bleiben. Soldaten, die sich des Mordes, des Kirchenraubes oder muthwilliger Brandlegung schuldig gemacht, wurden ohne Gnade erschossen. Einem dieser Missethäter wurde folgendes Schreiben untergeschoben und als dessen Abschied von seinen Kameraden im Heere verbreitet: Voyez-vous, mes camerades, à quel sort je suis réduit! Et toi, commandant du détachement, si tu m'eusses défendu d'aller à la maraude, je ne serais pas exposé à la mort que je vais subir. Latouche, les larmes aux yeux, ne regrette en quittant la vie, que de ne pas mourir en défendant sa patrie, et ne se console que dans l'espoir, que sa mort servira d'exemple à ses défenseurs. Dieser Brief ist eine von den Taschenspielerkünsten, die Bonaparte so vor-

*) 23. März bis 20. Mai.

trefflich zurechtzulegen verstand und deren er sich sein Lebelang mitunter in großartigem Style zu bedienen liebte. Der ganze Ton des Schreibens harmonirt besser mit der Stimmung, unter welcher Bonaparte stand, als mit der Stimmung eines von Todesqualen geängstigten Verurtheilten, und ist nur ein einzelner Beleg für die schöpferische Fruchtbarkeit, mit welcher er jede Zufälligkeit als Mittel seiner Zwecke auszubeuten wußte.

Das waren für Bonaparte überhaupt schwere Tage gewesen, Tage voll unendlicher Arbeit und unaufhörlicher Sorge. Notre peu de charrois, schrieb er am 24. an's Directorium, des mauvais chevaux, des administrations avides nous mettent dans un dénûment absolu du tout. Ma vie est ici inconcevable; j'arrive fatigué, il faut veiller toute la nuit pour administrer et me porter partout pour rétablir l'ordre. Les soldats sans pain se portent à des excès qui font rougir d'être homme. La prise de Ceva et de Mondovi peut donner des moyens et je vais faire des exemples terribles. Je ramènerai l'ordre, ou je cesserai de commander à ces brigands.

Jene Maßregeln schienen im republikanischen Heere wirklich besseren Eindruck hervorgebracht zu haben, und Bonaparte athmete am 26. einigermaßen auf. Tout va bien, schrieb er an's Directorium. Le pillage est moins fort. Cette première soif d'une armée manquant de tout s'étanche. Les malheureux sont excusables; après avoir soupiré trois ans du sommet des Alpes, ils arrivent à la terre promise, et ils en veulent goûter. J'en ai fait fusiller trois et mettre six à la pioche au délà du Var. — — On fusille demain des soldats et un caporal qui ont volé des vases dans une église. Dans trois jours, la discipline sera sévèrement établie, et l'Italie étonnée admirera la sagesse de notre armée autant qu'elle admire son courage. Cela me coûte infiniment de peine et me fait passer de très-mauvais moments; il a été commis des horreurs qui me font frémir. — — Ce beau pays, garanti du pillage, nous offrira des ressources considérables; la seule province de Mondovi nous donnera un million de contributions.

Das war Alles ohne Zweifel richtig; doch nur in der Voraussetzung, daß es zu einem Waffenstillstande mit Piemont kam. Wenn aber Bonaparte seine Bedingungen zu sehr angespannt hätte, wenn deren Härte den König überzeugen sollte, daß Piemont durch Fortsetzung des Krieges kaum mehr verlieren könne, als es durch den

Frieden verlieren müßte, was würde wohl dann die Lage des französischen Heeres werden? Wie lange konnte Bonaparte, sobald seine Bewegung unter den Wällen Turins zum Stillstand gekommen, mit jener Million ausreichen, die er sich von der Provinz Mondovi versprach? — Nach der Hand hat er selbst die Antwort gegeben, indem er eingestand, daß, wenn der Hof von Turin höchstens noch 14 Tage seinen Antrag zurückgehalten hätte, die französische Armee unfehlbar in die Riviera zurückgegangen wäre, um in den Schätzen Genuas Mittel zur Fortführung des Krieges zu suchen. Der ganze Krieg und die ganze Laufbahn Bonaparte's hätte vielleicht eine andere Gestalt erhalten. So aber hatte er an der Friedenswilligkeit des Hofes erkannt, daß die Standhaftigkeit des Königs bereits so sehr erschüttert sei, um mittelst einer letzten Anstrengung vollends gebrochen zu werden.

In dieser Hoffnung hatte er seine Operationen kräftig vorwärts getrieben. Augereau stand am 23. April in Dogliani und Narzole, Serrurier und Massena jenseits Carrù, Laharpe, aus Dego herbeigerufen, in Mombarcaro. Am 24. wurden diese Truppen gegen Niella, Fossano und Cherasco geschoben und am 25. Colli aus letzterem Orte vertrieben. Das republikanische Heer stand an jenem Tage nur noch drei Tagemärsche von Turin.

Der Druck dieses reißenden Vorwärtsschreitens schien aber, da sich bis zum 26. aus Turin keine Antwort hören ließ, zu dem beabsichtigten Zwecke nicht stark genug. Die Möglichkeiten eines regelmäßigen Krieges konnten den Hof ebenso leicht zu äußerster Friedfertigkeit als zu äußerstem Widerstande treiben. Durch die Waffenstillstandsbedingungen erschreckt, konnte der König sich mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, sein Land vorübergehend an Frankreich zu verlieren, um dasselbe hinterher von der Coalition zu erhalten. Bonaparte beschloß deshalb, zu einem wirksameren Zwangsmittel zu greifen, als ein solches in dem legitimen Krieg selbst enthalten war.

Unter den italienischen Monarchien jener Zeit war die piemontesische unstreitig die solideste. Nie hatte es hier im königlichen Hause Hader gegeben, noch Zwiespalt im Volke, noch zwischen Volk und Staat. Allerdings war die königliche Gewalt durch keinerlei Capitulation eingeschränkt, aber sie hatte sich eine freiwillige Beschränkung durch die milde und patriarchalische Weise auferlegt, in welcher sie von Alters her geübt worden war. Weil es im Volke an Stoff zu Unzufriedenheit gebrach, so hatten auch einzelne ehrgeizige Adelige niemals

eine Handhabe gefunden zu Störrigkeit und Aufruhr. Alles trug in diesem Staate deshalb das Gepräge merkwürdiger Stabilität, die Gesetze, die Namen der Aemter und Würden, das Ansehen der Obrigkeiten, die gesellschaftliche Gliederung, die Sitten und Gewohnheiten und die öffentliche Meinung. Piemont war das einzige Land Italiens, welches eine feudale Aristokratie noch besaß, und das einzige Land, in welchem, obzwar angehaucht von dem milderen Geiste einer fortgeschrittenen Zeit, der ganze mittelalterliche Staat noch in Kraft und zu Recht bestand.

Die Bildung schafft Anspruch, und aus dem Mißverhältniß zwischen berechtigtem Anspruch und den Mitteln zu seiner berechtigten Befriedigung ist unvermerkt allenthalben das Heer jener Schäden hervorgegangen, an welchen die Einrichtungen einiger Staaten kränkeln. Nur aus diesem Grunde sind die Uebergänge alter in Staaten neueren Baues häufig von schrecklichen Krämpfen begleitet, und nur darin ist die Hauptquelle der entsetzlichen socialen Revolutionen enthalten. Wo sich deshalb irgend ein Staat entschließt, ein größeres Durchschnittsmaß von Volksbildung anzustreben, da muß er folgerichtig sich auch entschließen, dem daraus hervorwachsenden größeren Anspruche gerecht zu werden, weil sonst die größere Intelligenz statt zu größerem Segen, demselben nur zu größerem Fluche wird.

Dieser arge Jammer der neueren Staaten, die ungleiche Vertheilung der Bildung und des Anspruches auf die verschiedenen Volksclassen hatte sich in Piemont noch nicht bemerkbar gemacht, und den Bürger, der mit geistigem Rüstzeug um's tägliche Brod arbeitete, nicht zu weit von dem Landmanne entfernt, der dasselbe mit seinem Schweiß dem Boden entnahm. Das Gesetz, welches für die geistige Mündigkeit des Bauers völlig angemessen war, war für die geistige Mündigkeit des Bürgers noch nicht unangemessen geworden. Der Adel war der Repräsentant der höheren Bildung, er genoß dafür auch eine bevorrechtete Stellung, die aus diesem Grunde mit dem ganzen Bau des Staates und seiner Staatsgesellschaft noch im Einklange stand. Von einem verborgenen Widerstreit der Stände gegeneinander konnte deshalb nicht die Rede sein.

Bonaparte's Adlerblick hatte bald erschaut, daß in Piemont der Stoff einer Revolution nicht vorhanden sei. Vous ne devez pas compter, schrieb er am 28. April an's Directorium, sur une révolution en Piémont; cela viendra avec le temps, mais il s'en faut

que l'esprit de ces peuples soit mûr à cet effet. Nichtsdestoweniger aber war er gewillt, die Entschlüsse des Turiner Hofes unter der Furcht vor Revolutionirung des Landes zu schnellerer Reife zu bringen.

Er ließ zu diesem Ende am 26. April in Cherasco eine Proclamation drucken, welche die Plünderungssucht des Heeres neuerdings verdammte, die erfochtenen Siege pries, die errungenen Trophäen herunterzählte, dem Soldaten jedoch in Erinnerung rief, daß dieser, ungeachtet so vieler Triumphe, eigentlich noch nichts vollbracht habe, so lange Turin und Mailand nicht in seinen Händen und so lange die Asche der Besieger Tarquin's von den Mördern Basseville's (eines französischen Agenten in Rom, der bei einem Volksauflauf 1793 ermordet worden war) getreten werde. Sie schloß mit einer bemerkenswerthen Apostrophe an die Völker Italiens: Peuples d'Italie, l'armée française vient pour rompre vos chaînes; le peuple français est l'ami de tous les peuples: venez avec confiance au devant d'elle; vos propriétés, votre religion et vos usages seront respectés. Nous faisons la guerre en ennemis généreux, et nous n'en voulons qu'aux tyrans qui vous asservissent.

Die Solidarität, die in Piemont zwischen Fürst und Volk noch fest bestand, sollte zerrissen, das Volk von seinem Fürsten, der Fürst von seinem Volke getrennt und nicht als Repräsentant eines Staatswesens, sondern als eine davon getrennte selbständige Macht bekämpft werden. Der König sollte daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß die Coalition ihm zwar früher oder später sein Land zurückerobern, daß aber Frankreich sein Volk verderben könne, und daß der wiederhergestellte Fürst wohl seinen alten Thron, doch nicht mehr sein altes Volk wiederfinden würde. Der König sollte empfinden lernen, daß es für ihn überhaupt keine Rettung gäbe, außer in der französischen Gnade, und daß Frankreich für ihn keine Gnade habe, außer in schleuniger Unterwürfigkeit.

Einige der einflußreichsten Hofleute und Minister, darunter Hauteville, Caretto und Solar, waren in der Provinz Mondovi begütert. Bonaparte beschloß die Privatinteressen dieser Staatsmänner in Mitleidenschaft zu ziehen und sich aus ihnen in der unmittelbaren Nähe des Königs Wortführer der Friedfertigkeit zu machen. Er veröffentlichte gleichsam als praktische Illustration seiner Proclamation folgendes Decret: Au nom de la République française le général

en chef de l'armée d'Italie, et le Commissaire du Directoire exécutif près la même armée, considérant, que la France. dans la guerre injuste que les Puissances coalisées lui ont déclarée, est fondée à regarder comme prenant part à cette infâme coalition ceux qui sont au service des rois qu'elle est obligée de combattre, arrêtent: que les biens situés dans la province de Mondovi, appartenants à des personnes qui se trouvent employées auprès de la cour du Roi de Sardaigne, seront séquestrés au profit de la République française. Inhibitions et défenses sont faites à tous fermiers, débiteurs, agents des provinces, de se dessaisir des sommes par eux dues, à peine d'en répondre de nullité de tout payement etc. Der Municipalität von Frabosa, die ihm, durch die Expressungen der Republikaner geängstigt, eine Adresse entgegengesendet, antwortete er: La République fait la guerre aux rois, mais elle protège les peuples.

Das war noch nicht Alles.

Im Nachtrabe des republikanischen Heeres befanden sich einige piemontesische Emigranten. Es waren durchgehends unbedeutende Menschen. Mit sich zerfallen, mit ihren Hoffnungen zerfallen, mit Gesetz und Gesellschaft zerfallen, jedes berechtigten Anspruches an's Leben bar, waren sie dem republikanischen Heereszuge nachgefolgt, um unter dem Fittig Frankreichs ihr Vaterland mit den Segnungen der Revolution zu beglücken und ihren unfläthigen Ehrgeiz durch einen Umsturz der Dinge zu befriedigen.

Leute solchen Schlages wurden von Bonaparte tief verachtet. Nichtsdestoweniger hatte er ihrer Wühlerei kein Hinderniß bereitet. Jedes Dorf und Städtchen, das die französische Armee betreten hatte, ward von ihnen durch Proclamationen zum Aufruhr aufgefordert und mit Feuer und Schwert bedroht, wer den Anschluß weigern sollte. Eingeschüchtert, hatte sich manches kleinere Gemeinwesen für die neue Ordnung der Dinge erklärt, in der Hoffnung, daß der wilde Apostel der Freiheit, der grimmige republikanische Soldat, seine Häuser hinfort nicht mehr plündern, seine Saaten nicht mehr verwüsten oder seinen Viehstand decimiren würde.

In der That waren diese Umtriebe nicht ohne gewisse Rückwirkung geblieben und hatten der Friedenspartei des Turiner Hofes einen ihrer gewichtigsten Beweisgründe geliefert. Sogar Beaulieu, vor wenig Tagen noch mit geringer Berechtigung auf einen Umschwung

des Kriegsglückes hoffend, jetzt mit ebenso geringer Berechtigung von der Revolution ein Aeußerstes befürchtend, schrieb an den Hofkriegsrath, daß der Feind allerwärts Freiheitsbäume errichte und die Gemeinden durch Drohungen und Proclamationen zum Aufstande gegen die königliche Autorität auffordere. Das Land befände sich deshalb in äußerster Gefahr; die Anzahl der Mißvergnügten sei groß, und jene der französischen Partisane würde beträchtlich werden.

Obgleich die Proclamation vom 26. solchen Umtrieben gewissermaßen die Sanction ertheilt hatte, so wünschte Bonaparte in dem Maße, als er sich Turin näherte, dieselben doch nach einem größeren Styl angelegt zu sehen. Noch am 26. gab er einem seiner Generalstabsofficiere Befehl, in den Städten Alba und Asti den Aufruhr anzuzetteln. Il serait important et bien utile qu'ils (les habitants d'Asti) vinssent au devant de nous et qu'ils fissent un mouvement révolutionnaire; mais il ne faut pas que nous paraissions ostensiblement.

Zu gleicher Zeit ließ er die piemontesische Emigration nach allen Richtungen los. Baratta ging mit der Avantgarde des Generals Fiorella auf Morozzo; Bonafous, mit Abdrücken der Proclamation vom 26. ausgerüstet, nach Alba, wo nun eine Tollhauswirthschaft ihren Anfang nahm. Bonafous erklärte Namens der französischen Regierung, daß diese nichts Geringeres als die Entfernung des Königs und die Umwandlung Piemonts in eine Schwesterrepublik im Schilde führe, und daß nur unverweiltes Aufhissen der republikanischen Flagge die schöne Stadt vor dem Grimme der Franzosen retten könne. Solche Declamationen brachten die eingeschüchterten Bewohner Albas mit leichter Mühe dazu, die königlichen Beamten davonzujagen, die königlichen Wappenschilde zu zerschlagen, die Tricolore aufzupflanzen, die Carmagnole anzustimmen und mit den Soldaten Augereau's um die Freiheitsbäume zu tanzen. Ranza, ein schwachköpfiger Schwärmer, ebenso fähig, das Königthum der Freiheit wegen durch Aufruhr, als die Freiheit durch Anarchie zu Grunde zu richten, wurde die Hauptstütze dieser Bewegung. Mit ihm verbündet, machte sich Bonafous bald an sein eigentliches Werk. Er legte Beschlag auf alle Güter der Krone, auf alle Güter des Mauritius- und Lazarus-Ordens, auf die Güter der Kirche und des Adels. Adressen an den republikanischen Obergeneral, Proclamationen an den Klerus Piemonts und an den Klerus der Lombardei, Proclamationen an die neapolitanischen Truppen im Heere

Beaulieu's und an die piemontesischen Soldaten folgten einander in rascher Folge. Bonaparte blies in die Flamme dieses erkünstelten Aufruhrs und machte Turin erzittern.

Die Wirksamkeit dieses Revolutionsapparates hat sich schnell sichtbar gemacht. Schon am 27. April erschienen die Unterhändler Latour und Costa bei den republikanischen Vorposten, um auf Grundlage der Bedingungen Bonaparte's über den Waffenstillstand weiter zu verhandeln.

Beaulieu hatte mittlerweile 7 Bataillons und 6 Schwadronen unter Lipthay zur Beobachtung Degos an der Brücke von Terzo und 8 Bataillons und 6 Schwadronen unter Rosselmini zur Beobachtung der Bocchetta bei Novi zurückgelassen. Mit dem schwachen Reste seines Heeres hatte er am 26. Nizza della paglia erreicht. Da die Brücke von Valenza noch unvollendet und bezüglich der Eröffnung von Alessandria und Tortona noch keine Antwort gekommen war, so konnte von einer größeren Annäherung der kaiserlichen Armee keine Rede sein.

Die merkwürdig schnelle Wirksamkeit der Revolutionspolitik hatte den republikanischen Feldherrn übermüthiger gemacht und sein Waffenstillstand war, wie die Sibyllinischen Bücher, beim zweiten Angebot theurer geworden. Die Bedingungen waren: Die französische Armee bleibt im Besitz des eroberten Landes von Demonte der Stura entlang bis Alessandria, d. i. im Besitz der größeren Hälfte des Königreichs; Coni, Alessandria und Tortona werden mit allen ihren Vorräthen überliefert; die französische Armee wird zu ihrem Angriff auf die Lombardei die Brücke von Valenza benützen; der König hat das kaiserliche Hilfscorps als Geisel zurückzubehalten; die berannte Festung Ceva wird entweder überliefert oder deren Belagerung fortgesetzt; die Feindseligkeiten werden erst nach Erfüllung dieser Bedingungen eingestellt; der Waffenstillstand selbst wird schließlich den Abschluß der in Paris einzuleitenden Friedensverhandlungen um fünf Tage zu überdauern haben.

Bonaparte hatte, wie man sieht, seine ursprünglichen Bedingungen beträchtlich erweitert, und insbesondere eine hinzugefügt, welche der König nicht erfüllen konnte, ohne sich auf immer mit der Coalition zu überwerfen. Die Form des französischen Machtgebotes ließ jedoch, weil der Umfang des verlorenen Gebietes mit jeder Stunde wuchs, zu weiterer Verhandlung keine Muße. Wenn auch der König von Piemont das Recht nicht besaß, für kaiserliche Truppen zu unterzeichnen oder

gar dieselben zurückzubehalten, so besaß FML. Colli dennoch Grund, dem Hofe zu mißtrauen, und hatte deshalb das kaiserliche Hilfscorps noch am 27. zu Beaulieu in Marsch gesetzt. Diese Maßregel hatte die Erfüllung jener Bedingung unmöglich gemacht. Theils die Furcht vor dem Grolle des Siegers, theils die Besorgniß vor seiner Revolutionspolitik hatte dem Hofe den Gedanken eingeflößt, dem republikanischen Feldherrn nun abzuschmeicheln, was abzuzwingen unmöglich schien.

Die Eindrücke, welche die sardinischen Unterhändler aus dem unbärtigen, dem Aeußeren nach kaum den Kinderschuhen entwachsenen fränkischen Hauptquartier mitgenommen, schienen in der That die Hoffnung zu rechtfertigen, daß bei diesen aus allen Winkeln Frankreichs zusammengeschneiten Abenteurern der Zauber angenehmer Manieren und die süße Gewalt artiger Ueberredungskünste hochangesehener, durch Rang, Geburt, Bildung und Reichthum hervorragender Männer nicht ohne Wirkung bleiben würde.

Den Haß im Herzen, das duftende Schmeichelwort auf den Lippen, strömte nun der Adel Piemonts in dem republikanischen Hauptquartier Cherasco zusammen, den aus der Dunkelheit einer unbekannten Insel plötzlich aufgeschossenen jungen Sieger mit dem Zaubernetze der Wohldienerei zu umfangen. Da kamen die Grana, die Solar, die Monasterol, die Sylva, die d'Albarey, da kamen die Minister, Prälaten und Hofleute, der pfiffige St. Marsan, der erst jüngst vom kaiserlichen Hoflager heimgekehrt, da kam der greise Latour, um den republikanischen General von dem Sequestrationsdecret und der Revolutionspolitik zurückzubringen und zu einer Milderung der Waffenstillstandsbedingungen zu vermögen.

Wirklich war Bonaparte für den Weihrauch, der ihm aus solchen Händen und in solcher Fülle gestreut wurde, nicht unempfindlich geblieben. Niemandem, der ihn jemals im Verkehr mit einer wirklichen Aristokratie beobachtet, ist auch die Bemerkung entgangen, daß er in diesem Punkte überhaupt sein Lebelang schwach geblieben war. Thatsache ist, daß er sich nun weit gefügiger zeigte, als von seinem Naturell eigentlich zu erwarten stand. Vor Allem verzichtete er in dem definitiven Waffenstillstandsvertrage auf die Besetzung des linken Stura-Ufers. Weiter versprach er, die Artillerie der Plätze Coni und Alessandria zurückzustellen und alle darin vorgefundenen Lebensmittel- und Proviantvorräthe zu bezahlen. Des kaiserlichen Hilfscorps wurde gar nicht erwähnt. Auch forderte er die Minister vertraulich auf, dem

König die Versicherung zu geben, daß Piemont von der Revolution fortan nichts zu besorgen habe. Das gegenwärtige Mißgeschick würde zur Quelle künftigen Glückes werden. Er selbst würde Wühlereien republikanischer Eiferer nicht dulden, und wenn es Franzosen gäbe, die den Aufruhr schüren sollten, dieselben bestrafen.

Diese Politik der Veräucherung ward von den schlauen Piemontesen bis zum definitiven Friedensschlusse fortgesetzt. Der König ging sogar so weit, Bonafous, den das ob seinem Wahnsinn empörte Landvolk gebunden nach Turin überliefert hatte, aus freien Stücken dem Obergeneral herauszugeben und der französischen Reiterei ansehnliche Mengen Pferde zu überlassen. Von daher soll es auch kommen, daß Bonaparte während seines ganzen Lebens den Piemontesen eine gewisse Zärtlichkeit bewahrt hat.

Nachts am 28. April wurde der Waffenstillstand unterzeichnet und mit diesem Tage das Schicksal Piemonts und der Lombardei entschieden. Es war ohne Zweifel eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens, die erste Grundlage seines kriegerischen Ruhmes und die Bedingung aller seiner späteren Thaten. Noch während der Verhandlungen hatte Bonaparte an das Directorium geschrieben: Le roi de Sardaigne sera donc obligé de faire une paix telle que vous voudrez la lui prescrire, puisque, indépendemment du pays compris entre Coni, Cherasco, Alba et Alexandrie, nous avons la ville et les forteresses de Tortone et d'Alexandrie. — — Je regarde cet évènement comme un des plus heureux qu'il soit possible de se figurer; tous les généraux et le commissaire du gouvernement le voient comme moi.

Am 29. April schrieb er an's Directorium: Je ne puis pas mettre en doute que vous n'approuviez ma conduite, puisque c'est une aile d'une armée qui accorde une suspension d'armes pour me donner le temps de battre l'autre; c'est un roi qui se met absolument à ma discrétion, en me donnant trois de ses plus fortes places et la moitié la plus riche de ses États. Vous pouvez dicter en maîtres la paix au roi de Sardaigne.

Woran die republikanischen Feldherren, die auf diesem Kriegsschauplatze befehligt, seit drei Jahren vergebens gerüttelt, das hatte Bonaparte in vierzehn Tagen vollbracht. Der Wall des Apennins war durchbrochen, Piemont niedergeworfen und der Gnade Frankreichs überliefert. Der Schlag, der diesen Staat jetzt von der Coalition hinweg-

geschleudert, hatte dies große Bündniß im Süden Europas nicht weniger erschüttert, als der Abfall Preußens dasselbe das Jahr vorher am Rhein geschwächt hatte. Das kaiserliche Heer, durch die Abtrünnigkeit Piemonts auf weniger als 20.000 Mann heruntergebracht, war zu einer erfolgreichen Vertheidigung der Lombardei nicht befähigt und völlig außer Stande, an eine Vertheidigung Mittelitaliens zu denken. Der Waffenstillstand hatte dem fränkischen Uebermuthe die Thore der Halbinsel geöffnet. Es war unausbleiblich, daß nun von dem Gebäude der Coalition, wie von einem zerrütteten Bauwerk, das der Blitz getroffen, allmälig Stein um Stein herunterbröckeln würde, der nur durch den Mörtel eines mittelbaren Interesses daran geheftet war.

Dies glänzende Resultat haben allerdings die kriegerischen Entscheidungen eingeleitet und begründet; aber sie schienen unvermögend zur Vollendung desselben, die das Werk jener Politik ist, mit welcher Bonaparte der Krisis wie ein kundiger Arzt den Ausschlag zu geben verstand. Sein kriegerisches Princip der Ueberlegenheit hat er auch in seine Politik hinübergetragen und der Vervollständigung des beabsichtigten Zwanges mit schöpferischem Geschick jedes Verhältniß dienstbar gemacht. Man wird unstreitig den Scharfsinn bewundern, mit welchem er das Größte wie das Kleinste seinem Zwecke tributpflichtig gemacht, aber nicht minder auch den jedes Sittlichkeitsgesetzes spottenden Mißbrauch der Gewalt. Sein Decret vom 26. April ist deshalb merkwürdig, weil es den ersten Schritt auf jener Bahn absoluter Rechtsverachtung bezeichnet, die folgerichtig und unvermeidlich ihn endlich an Bord des „Bellerophon“ bringen mußte, am 14. Juli 1815 die Gastfreundschaft Englands zu erbitten. Die Logik jenes merkwürdigen Documents ist genau die Logik des Wohlfahrtsausschusses, der im Dienste einseitiger Interessen das Recht dem nächsten Vorwand opferte und dabei gleichgiltig that, ob unter der Häßlichkeit des Mantels das häßliche Verbrechen noch häßlicher ward. Jetzt handelte es sich freilich nur um das Recht einiger Hofleute einer kleinen Provinz eines kleinen Staates; wo aber ein allgemeines Sittlichkeitsprincip mit solchem Cynismus niedergerissen wird, da haben die Consequenzen kein Ende mehr. Bald wurden große Rechte ganzer Provinzen und die Rechte ganzer Nationen in Frage gestellt. Wenn Bonaparte sich berechtigt hielt, die Diener eines Fürsten, der für seine Entschlüsse lediglich dem eigenen Gewissen verantwortlich war, mit der Verantwortung für diese Entschlüsse zu beladen, so hätte er mit ungleich größerer Berechtigung

die Armee Colli's als das Werkzeug zur Verantwortung ziehen können, das jene Entschlüsse vollzog. Diese Armee war kein abstractes Geschöpf, kein in den Fabriken Englands angefertigtes und aus dem Ausland hereingebrachtes Instrument. Sie stammte aus dem Lande, sie wurzelte im Lande. Die Söhne des Bürgers und Bauers bildeten sie, die Söhne des Adels befehligten sie. Sie wurde vom Lande ernährt und gezahlt. Aus demselben Grunde und mit größerem Rechte hätte Bonaparte den „bösen Krieg" der Landsknechte aus seiner Grabstätte wachrufen, jeden Einzelnen dieser Soldaten ächten und für den Krieg, zu welchem ihn sein König bewaffnet hatte, verantwortlich machen können.

Dies Hinübersetzen über Völkerrecht und geheiligte Gebräuche theilte Bonaparte mit der ganzen zeitgenössischen Generation Frankreichs. Es war der allerschlimmste Theil der Erbschaft, die er von der Revolution überkommen. Man wird bei ihm viel eher jede andere politische Tugend finden, als politisches Sittlichkeitsgefühl und Achtung vor der Majestät des Rechtes. Man wird leichter beweisen können, daß er uneigennütziger als d'Aguesseau und Washington, milder als Sully, freisinniger als Robespierre, gerechter als Heinrich IV., großmüthiger als Ludwig XIV. gewesen sei; aber man wird nicht beweisen können, daß er fremde Rechte ein einziges Mal geachtet hätte, wenn Rechtsverletzung seinem Interesse förderlich und mit Straflosigkeit möglich gewesen war. Niemals hatte seine starre Willenskraft vor irgend einem Rechtstitel sich achtend verbeugt. Jedes Recht, das zwischen ihm und seinem Ziele lag, ward ohne Zaudern niedergeworfen, und nie hatte sich sein Streben nach Ueberlegenheit der Mittel an deren Ungesetzlichkeit gekehrt. Die absolute Rechtsverachtung hatte sein Handeln allerdings freier, selbständiger, hilfsmittelreicher gemacht; sie war eine der Hauptursachen seiner unerhörten Erfolge, aber auch seines Verderbens gewesen.

In dem Stoffe, dessen Gährung die französische Revolution erzeugt, lagen fast ein Jahrhundert hindurch größte politische Knechtschaft und größte geistige Zügellosigkeit, alle Auswüchse des mittelalterlichen Staates und alle Auswüchse neuer Lehren unvermittelt und unversöhnt nebeneinander. Für den Mißbrauch von Gesetz und Recht fand sich das Volk geistig entschädigt durch die Freiheit, alle bestehenden Staatseinrichtungen der Verachtung und Lächerlichkeit preiszugeben, in anarchischen Theorien sich zu ergehen und außerhalb seiner selbst jede staat-

liche und kirchliche Autorität zu leugnen. Nicht allein, daß Staat und Volk zwei getrennt nebeneinander bestehende, ja einander feindselige Begriffe waren, es waren es auch Volk und Gesetz.

So war die Revolution hereingebrochen. Ein neuer Staat stand plötzlich fertig da; aber das Volk war politisch verdorben und ungeeignet, diesen neuen Staat zu tragen. Das Vacuum, welches durch Vernichtung eines tausendjährigen Königthums so rasch entstanden, konnte durch die neuen Formen weder rasch noch vollständig ausgefüllt werden. Die neuen Machthaber, vor Kurzem noch Rechtsanwälte, sah nun das Volk als Anwälte schreienden Unrechts, um die Herrschaft gegeneinander wüthen, einander auf's Blutgerüst schicken, und es gehorsamte ihrer Autorität nicht aus Achtung, Liebe und Ueberlegung, sondern aus Nothwendigkeit und Furcht. Der neue Staat konnte aus diesem Grunde nirgends Wurzel fassen und festen Anhalt finden. Jener Theil des Volkes, welcher die Revolution *führte*, hatte im Ueberschießen des Zieles Steuer und Compaß verloren, und jener, welcher *geführt wurde*, besaß in seinen politischen Tugenden weder Anker noch Ankergrund. Der neue Staat war für ein neues Volk fertig, aber das Volk war es nicht für den neuen Staat; es hatte alle Laster des alten und alle Laster des neuen Volkes, ohne zugleich auch dessen Tugenden zu haben.

Patriotismus auf der einen, Rechtssinn auf der anderen Seite sind die Haupttugenden eines jeden Volkes; sie genügen, demselben Glück und Zukunft nach Innen und Außen zu gewährleisten. Fast niemals bestehen diese blutsverwandten Tugenden eine ohne die andere. In Frankreich jedoch fand diese Verschwisterung nicht statt. Die Revolution hatte nur die Vaterlandsliebe zur Entwickelung gebracht, aber die Zwillingsschwester in der Geburt erdrosselt. Vor der Revolution hatte das französische Volk gesehen, daß die Gewalt herrsche blos durch die Gewalt; während der Revolution ebenfalls. Damals hatte die Gewalt das Recht unterdrückt; jetzt hatte sie es zertreten. Immer hatte die Macht vor Recht gegolten. So war es gekommen, daß in den Augen des französischen Volkes unter allen Beweisgründen nur der einzige Beweisgrund der Uebergewalt auf Beachtung hoffen konnte. Die Vergewaltigung war seine Lieblingspolitik geworden. Niemand in Europa hat der Lehre vom Rechte des Stärkeren eine größere praktische Bethätigung gegeben, und Niemand hat so sehr vergessen, daß dieses furchtbare Recht nur so lange Giltigkeit besitze, als die Ueber-

gewalt dauert. Die Ausschweifungen der Revolution haben ihren Gesetzen und Staatseinrichtungen die heiligende Weihe der Zeit nicht gebracht. Eine lange Reihe finsterer Verbrechen, die sie um der Freiheit willen begehen zu müssen vorgab, hat eine lange Reihe von Nachtheilen erzeugt, die endlich Niemandem verderblicher geworden sind, als der Freiheit selbst. Leute, die sich die Vorkämpfer der Volksrechte, der Humanität und Freiheit nannten, waren tiefer im Blute gewatet als seit Merovig die tyrannischeste Regierung Frankreichs und hatten in zwölf Monden mehr Verbrechen begangen als alle drei Dynastien in zwölf Jahrhunderten. Was Wunder, daß endlich, des Spieles mit Phrasen von Freiheit und den Schrecken wahnwitziger Tyrannei müde, ein Umschwung der öffentlichen Meinung entstand, und daß die Freiheit selbst als ein großer Wahn betrachtet ward; was Wunder, daß dieselben Menschen, die vor wenig Jahren den harmlosesten aller Sterblichen auf's Blutgerüst geschickt, blos weil er ihr König gewesen war, sich nun willig einem glücklichen Soldaten in die Arme warfen und ohne Widerstreben sich einem Joche fügten, dessen Härte die schlimmste Zeit der alten Könige übertraf.

Diese Haltlosigkeit der inneren Zustände trat zum ersten Male in ihrer ganzen Jämmerlichkeit an's Licht, als Bonaparte noch in Italien weilte. Trotz aller Siege der französischen Waffen war die Directorial-Regierung im Innern ohne jedweden Halt. Die Jacobiner auf der einen, die Königlichen auf der anderen Seite arbeiteten emsig am Sturze derselben. Von Außen angefeindet und bekriegt und im Inneren verachtet, waren die Heere ihre einzige Stütze gewesen. Moreau war der Republik im Herzen gram, Pichegru stand mit der verbannten Familie in Unterhandlung, und große Bruchtheile des Heeres wandten sich mit ihrem Sehnen und Hoffen den Prinzen zu. Nur die Armee Bonaparte's hielt zu dem Directorium. Allen Scharfsichtigeren war es klar, daß an dem Winke Bonaparte's die Verfassung Frankreichs und die Republik hange. Durch einfachen Tagesbefehl an sein Heer hatte Bonaparte am 14. Juli 1797 den Wink gegeben, daß Republik und Directorium noch fortzubestehen hätten, und sie blieben stehen.

Als sich ihm damals die Lücke geoffenbart, die zwischen Volk und Regierung bestand, hatte er darin keineswegs die nothwendige Wirkung eines ewigen Gesetzes der moralischen Welt erkannt. Er sah nur, daß er mit seiner Armee in dieser Lücke stand und daß die Directorialregierung im Herzen des Volkes keine Wurzeln hatte und von seiner

Gnade abhängig war. Weil er augenblicklich die Regierung hielt, so glaubte er diese immerdar halten, und weil der Sieg sein Heer dem Volke theuer gemacht, durch Siege in's Herz des Volkes selbst gelangen zu können.

Der Beginn schien dies waghalsige Unternehmen in der That mit überraschendem Erfolge krönen zu wollen. Allenthalben ward ihm eine Fügsamkeit und Gelehrigkeit entgegengebracht, wie sie kein Kind seinem Vater entgegenbringen kann. Wenigen Sterblichen war von ihrem Geschicke jemals eine so dankenswerthe Rolle übertragen, und wenigen Sterblichen wurde ihre Erfüllung so leicht gemacht. Es war in seine Hand gelegt, die in Verwirrung gebrachten Principien des öffentlichen Rechtes und der politischen Sittlichkeit wieder in die Glorie ihres Thrones einzusetzen, die formlose politische Moral wie weiches Wachs in jene Form zu drücken, welche der Natur aller Verhältnisse am genauesten entsprach, und abzuwarten, bis sie innerhalb dieser Form einige Festigkeit wieder erlangt habe. Hätte in Bonaparte nur ein einziger Tropfen germanischen Blutes pulsirt, wäre er selbst jedes politischen Sittlichkeitsgefühles nicht so völlig bar gewesen, oder hätte er mit demselben Eifer die Gesetze der moralischen Welt studirt, welchen er den Gesetzen des Krieges zugewendet hatte — er hätte sicherlich erkannt, daß, je mehr Bildung ein Gemeingut geworden, die Usurpation umsoweniger gelingen könne, und er hätte sicherlich an ein unmögliches Unternehmen die Hand nicht angelegt. Sein stolzer Geist flog jedoch leichtfertig über die moralischen Bedingungen seines ungeheuren Werkes hinüber und er hatte es verfehlt, als er danach zu ringen begann. Der Ruhm eines Monk oder Washington hatte ihm nicht genügt; der Ruhm Cäsar's und Cromwell's behagte besser seinem welschen Blute. Er schlug den Weg Cäsar's ein; zwar mit dem Glücke Cäsar's, aber auch mit seinem Ende.

Am 18. Brumaire hatte er in Frankreich zwei Parteien gefunden: die monarchische und die republikanische. Er hatte die Wahl gehabt, eine dieser Parteien zu stärken, ihr das moralische, geistige und materielle Uebergewicht zu sichern, entweder das alte Recht des alten Herrscherhauses wieder zu Ehren zu bringen oder das neue Recht der Republik fest zu begründen und zum allein giltigen zu machen. Je fester er die eine dieser Parteien organisiert, in der öffentlichen Achtung gehoben, je mehr er die andere in dieser Achtung vernichtet und aus dem Herzen des Volkes gerissen hätte, um so fester und dauerhafter

hätte die durch ihn wieder hergestellte Ordnung werden müssen. Seine Mission war, Frankreich zu versöhnen entweder mit der Republik oder mit der Monarchie. Nur die Wahl war ihm anheimgestellt. Er aber hat seine Aufgabe ganz anders aufgefaßt. Die entgegengebrachte Willigkeit und Bildungsfähigkeit, die im Grunde nur der Abscheu vor den Verbrechen der Revolution, die instinctive Angst vor den Gefahren der Steuerungslosigkeit, vor der Unstätigkeit aller Rechtszustände gewesen war, schien ihm nur der willfährige Stoff für den Boden einer neuen Dynastie, und der Glanz ihrer neu begründeten Rechte genügend, das Vacuum auszufüllen, das in der öffentlichen Moral bestand. So schuf er auf den Trümmern der alten Monarchie und auf den Trümmern der neuen Republik den Napoleonischen Staat, einen politischen Bastard, einen Minotaurus, der sowohl der Wesenheit der alten Monarchie als der Wesenheit der Republik entbehrte, aber die Formen beider besaß, und dessen wahrer Namen soldatische Despotie hieß. Zwischen den zwei Principien, die in Frankreich so schrecklich miteinander gerungen und nun in zeitlicher Erschöpfung müde nebeneinander lagen, hatte er so ein drittes geschaffen, und zwischen den Feldlagern der beiden Parteien das Feldlager einer neuen dritten aufgeschlagen, das sich nur durch Ueberläufer derselben zu bevölkern vermochte. Mattherzige Republikaner und mattherzige Monarchisten, ehrgeizige Mantelwender, denen jedes Princip gleichgiltig und deren wahre Fahne ihr Vortheil war, die flüchtige und unstete Hefe beider Parteien lief unter seiner Fahne zusammen. So war Napoleon der Verderber der Republik und der Monarchie geworden. Die beiden anderen Parteien wurden geschwächt; doch die neuerstandene dritte konnte keine besondere Kraft erlangen, weil sie kein reines Princip vertrat und der Freiheit weder huldigte noch die Revolution verwarf.

Die folgende Politik Napoleons war nach Innen und Außen nur die Folgerichtigkeit seines ersten unverbesserlichen Fehltritts. Die Partei, die er die seine nennen konnte, war es nur durch Abtrünnigkeit geworden und doppelten Verrath; der neue Kaiserthron hatte keine Wurzeln im Volke und keine Grundlage in der Geschichte. Napoleon konnte sich deshalb auf diesem Thron nur durch Gewalt erhalten und durch Unterdrückung der beiden anderen Parteien. Je weiter er auf diesem Wege vorwärts schritt, um so maßloser wurden alle Consequenzen, bis endlich sein Staat dem Reiche Peters des Großen ähnlicher als dem Staate Ludwigs XIV. geworden war.

Es wäre Irrthum, anzunehmen, daß Napoleon die Unhaltbarkeit seines Kaiserthrones nicht kannte. Noch als er in den Tuilerien festzusitzen schien und als das bebende Europa angstvoll jedem seiner Winke lauschte, hatte er zu seinen Hofleuten gesagt: Moi aussi je suis forcément et naturellement pour un gouvernement fixe et modéré; und als er sah, daß ringsum sich Erstaunen auf den Gesichtern malte, fuhr er fort: Vous ne le croyez pas, pourquoi? Est-ce parceque ma marche ne semble point d'accord avec ma parole? Mais que vous connaîtriez peu les choses et les hommes! La nécessité du moment n'est-elle dans rien à vos yeux? — Je n'aurais qu'à relâcher les rênes, et vous verriez un beau tapage, ni vous ni moi ne coucherions peut-être après-demain aux Tuileries.*) Doch auf eine Armee gestützt, die ihn zu vergöttern schien, mit so viel Genie ausgerüstet und von so viel Glück verfolgt, hielt er sich im Stande, über die moralische Natur der Verhältnisse endlich doch obzusiegen, wie er über die Heere Europas gesiegt hatte. Weil, außer dem Rechte der Gewalt, jedes moralische Recht gegen ihn gewesen war, mußte er dieses durch jenes bekämpfen, wo er demselben begegnete. Rechtsverachtung war das Princip seiner Politik, und der Götzendienst der Zweckmäßigkeit der Leitstern seiner Handlungen geworden. Der Napoleonische Staat entstand durch Rechtsverletzung und Krieg, er behauptete sich durch Rechtsverletzung und Krieg, er wurde groß durch Rechtsverletzung und Krieg, und fiel, als sich der Sieg endlich zum Rächer des gehöhnten Rechtes machte.

Niemals kann eine gesunde Politik etwas Anderes sein als die Ausgleichung zwischen dem strengen Rechte, dem starren Princip und der Nothwendigkeit oder dem lebendigen Interesse der Staaten. Stützt sie sich zu sehr auf das bloße Recht, so kommt sie in Widerstreit mit der Nothwendigkeit; stützt sie sich zu sehr auf diese, so kommt sie in Widerstreit mit dem Rechte. Im ersten Falle bleibt sie hinter dem Gange der Zeit zurück, verletzt in Entwickelung begriffene Interessen und erzeugt die Revolution von Unten; im letzteren verletzt sie Rechte, ohne sie versöhnen zu können und wird zu einer Revolution von Oben. Es ist Sache des Staatsmannes, mit dem Tacte seines Urtheils die Linie herauszufühlen, bis zu welcher er nachzugeben oder zu widerstreben, das Recht festzuhalten oder der Nothwendigkeit sich zu unter-

*) Mémorial de St. Hélène.

werfen hat. Diesen Tact hat Napoleon I. nicht besessen. Weil sein Zweck der Natur aller Verhältnisse zuwider war, wurde er in Verfolgung desselben zu einer unabsehbaren Reihe falscher und widernatürlicher Nothwendigkeiten geführt. Statt Recht und Gesetzlichkeit wieder in Achtung zu bringen, die zerrütteten politischen Tugenden Frankreichs wieder aufzurichten, mancherlei von der Umwälzung beleidigte Rechte und Interessen zu versöhnen, die ungesunden Auswüchse der Revolution zu entfernen, ihre Gewinne sicherzustellen und dieselbe auf diese Art abzuschließen, hat er das Unmögliche unternommen, die tausendjährige Vergangenheit der alten Dynastie in Vergessenheit zu begraben und den Glanz der alten Geschichte Frankreichs durch den Glanz der seinigen zu überstrahlen. Er hat Frankreich mit Ruhm gefüttert, als es des Rechts und der Tugend bedürftig gewesen war; er hat ihm Steine gereicht, als es nach Brod geseufzt hatte. Mit jedem Jahre, mit jedem Kriegserfolge hat er seinem Zweckmäßigkeitsprincip und seiner Rechtsverachtung größere Maße gegeben, bis er endlich in den Decreten, die das Continentalsystem begründeten, die Königsfamilie von Neapel entthronten, den Papst in das Gefängniß von Fontainebleau warfen, darin den Gipfelpunkt erreicht hatte.

Aber diese Vergewaltigung des Rechtes, dieses consequente Verleugnen aller Sittlichkeitsgesetze fiel endlich wie ein furchtbarer Fluch auf ihn selbst und auf das Volk zurück, dessen Kraft er zu solchem Niedertreten fremden Rechtes mißbraucht hatte.

Im Rausche unerhörter Kriegserfolge hat er an dem Unterliegenden das fürchterliche Recht des Siegers geübt. Er hat Rechte genommen, ohne Rechte zu geben, beleidigt ohne zu versöhnen, gedemüthigt ohne zu entwaffnen, geschlagen ohne zu vernichten. Der Fluch seines ersten Fehltrittes trieb ihn wie sein Verhängniß auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts. Eine überaus fruchtbare Saat von Haß, Groll und Rachedurst haben über ganz Europa seine Siege ausgesäet. So hatte er im Zenith seines Glückes durch seine äußere Politik den Grund seines Verderbens gelegt. So lange sein Glück hielt, wucherte dieser Samen im Stillen fort, aber er schoß augenblicklich zu üppigem Gedeihen auf, als es ihm den Rücken gekehrt.

Die dauernde Verhöhnung jedes geschriebenen und ungeschriebenen Rechtes, die das französische Volk durch seinen Beherrscher allenthalben und mit so vielem Erfolge geschehen sah, hatte jedoch dessen Entsittlichung besiegelt und dasselbe zu der Ansicht gebracht, daß das Recht

nichts als eine Fiction sei, deren Dauer blos durch die Macht Desjenigen gewährleistet werde, dem die Handhabung desselben zeitweilig überlassen sei. Seit 1789 hatte kein Gesetz und keine Staatsform die Sanction der Verjährung erhalten; eine Aenderung war der anderen auf dem Fuße nachgefolgt und keine hatte sich in die Sitten einzubürgern vermocht. Man hatte den Adel abgeschafft und wieder eingeführt; man hatte die Orden zerbrochen und wieder geschaffen; man hatte einen Thron zertrümmert und einen anderen wieder aufgebaut; man hatte Gott aus seinem Himmel decretirt und durch Decrete in seine Glorie wieder eingesetzt. Neben dem gelichteten alten Adel war ein neuer aufgeschossen, neben den alten großen Parteien eine neue entstanden. Die sittlichen Grundsätze, auf denen die ganze Gesellschaft beruht, waren unter entgegengesetztem Wechsel tausendfältig aus den Angeln, und das öffentliche Recht und die öffentliche Moral in schlimmere Verwirrung gekommen als in den schlimmsten Zeiten der Republik. Was ist die Wahrheit? — es wußten es schließlich die Wenigsten. Die äußere Politik, welche Napoleon in den Dienst der inneren Politik genommen, hatte ganz Europa zum Feinde seines Thrones gemacht, aber die innere Politik demselben dennoch keine Wurzeln gegeben. Er hatte Europa zu Haß und Verzweiflung getrieben, um die Liebe Frankreichs zu gewinnen und dessen Hoffnung zu sein; aber nur die Feindschaft Europas ist ihm schließlich geblieben, ohne daß in ihrem Gefolge die Liebe Frankreichs gekommen war. Die Kluft, die zwischen dem Volke und dem Convente oder Directorium bestanden hatte, war durch den Kaiserthron nicht ausgefüllt worden, und 1814 war das Kaiserthum in Frankreich Eines, während das Volk das Andere geblieben war.

Als Napoleon nach einer Epoche ohne Gleichen, deren äußerer Glanz die glänzendsten Fürsten des alten Königshauses in Schatten gestellt, bei hereinbrechendem Ungemach endlich fand, daß dasselbe Volk, das er zuerst die große Nation genannt, das er mit kriegerischer Größe überbürdet und mit dem Raube der Völker reich gemacht, ja daß sogar die Armee, mit welcher hundert Schlachtfelder und hundert Triumphe ihn verbrüdert, mit seinem Kaiserthron keineswegs verwachsen sei: da hatte er erst mit deutlichem Bewußtsein erkannt, daß seine Epoche in der Geschichte Frankreichs nur die Episode des genialen corsischen Abenteurers bleiben; daß das französische Volk über einem Decennium voll Ruhm und Herrlichkeit einer tausendjährigen Ver-

gangenheit unmöglich vergessen könne; daß er in Glanz und Größe vergeblich ein Surrogat für das Recht gesucht, und daß er im Ringen nach Einbürgerung seiner Dynastie die erste französische Revolution, statt sie versöhnend abzuschließen, zu der schrecklichen Mutter einer schrecklichen Anzahl anderer Umwälzungen gemacht habe, an deren Ende vielleicht nur die gleichgiltige Stumpfheit moralischer Ermüdung und physische Erschöpfung in Frankreich vollenden könne, was sein stolzer Feuergeist vernachlässigt hatte. In Erkenntniß dieser Wahrheit beabsichtigte er während eines Augenblickes, die Bourbonen selbst herzustellen und rief, als ihm auch hierin das „Zu spät!" klar geworden war, schmerzergriffen aus: „O, wenn ich nur mein eigener Enkel wäre!"

Er ging nach Elba und St. Helena und sein Kriegsruhm blieb sein Eigen. Die Nation aber blieb ohne die bürgerliche Tugend zurück, die nothwendig ist, ein Staatswesen auf die Dauer zu tragen. Alle Institutionen Frankreichs haben seitdem den unwandelbaren Charakter der Unstetigkeit angenommen. Das öffentliche Recht ist von Oben eben so oft verletzt worden, als es von Unten verletzt worden war. Die drei Parteien Frankreichs haben sich unter dem wechselnden Hauche der Zeit in jedem Decennium anders gruppirt, ja aus ihren zerbröckelnden Trümmern eine vierte erzeugt. Regierende und Regierte sind unter dem Fluche der Napoleonischen Epoche geblieben. Weil im Volke wenig Rechtsgefühl vorhanden, so ist keine Staatsform, keine Regierung Frankreichs der Ausfluß oder die Personification irgend eines Rechtsprincips, das Product irgend einer Rechtsbeständigkeit, und keine Staatsform oder Regierung wurzelt im allgemeinen Rechtsbewußtsein, sondern nur in vorübergehender Sympathie, vorübergehender Schwäche der anderen zwei oder drei Parteien, und wird augenblicklich hinweggefegt, sobald diese Sympathien enden, oder sobald für die Regierung ein Moment der Schwäche kommt. Wie ein häufiger Wechsel von Gesetz und System die Revolution in den Massen blos aus dem Grunde großsäugt, weil er die Achtung vor der Autorität des Gesetzes und des Gesetzgebers untergräbt, so hindert jede neue Revolution das Erstarken erwachenden Rechtsbewußtseins, weil sie dessen Keime wieder aus dem Herzen des Volkes reißt. Unter solcher Wechselwirkung ist Frankreich allmälig auf den Punkt gekommen, daß es einem überaus großen Bruchtheil des Volkes völlig gleichgiltig ist, ob Cäsar oder Pompejus herrsche, vorausgesetzt, daß ihm die Sympathie des Augenblickes gehört. Das mit dem

Nationalbewußtsein bereits verflochtene Streben nach den „natürlichen Grenzen" ist in letzter Instanz nur ein vereinzeltes Symptom der Krankheit, an welcher die bürgerliche Tugend Frankreichs siecht; und wenn der gegenwärtige Kaiser im Interesse der Einbürgerung seiner Dynastie so Vieles im Style seines Oheims versucht, jenem Streben Ausdruck zu schaffen, so kann er deshalb seinen Lebenszweck ebenso-wenig erreichen, als man einem Schwindsüchtigen Genesung geben kann, wenn man ihn vom Husten befreit.*)

*) Der Essaye ist der Abdruck aus der Oesterr. Revue, 1863.

Georg von Frundsberg.

Frundsberg*) ist einer aus der nicht unbedeutenden Zahl berühmter deutscher Männer, die sich mehr über den Undank ihrer Zeitgenossen, als über den Undank der Nachwelt zu beklagen haben. Allerdings steht, so weit die deutsche Zunge reicht, seinem Andenken noch keine andere Säule aus Erz und Stein, als die von seiner Familie in der Kirche zu Mindelheim errichtet worden ist; an Denkmälern anderer Art leidet jedoch sein Gedächtniß keinen Mangel. Mehrere deutsche Schriftsteller haben seinen Namen in würdiger Weise gefeiert. Erst die jüngst geschiedene Generation hat mit gewissenhaftem Fleiß und echt deutscher Innigkeit ihm ein prächtiges Denkmal — geschrieben. Wer den deutschen Volkscharakter und den Geist unserer geschichtlichen Literatur einigermaßen kennt, wird sich der Thatsache, daß von der halben Million Schriftsteller, die seit Frundsberg's Zeiten das deutsche Vaterland geboren haben dürfte, drei bis vier ihre Muße der Verherrlichung seines Namens gewidmet haben, sicherlich um so viel mehr erfreuen, als dieser, strenge genommen, nicht einmal das Verdienst in Anspruch zu nehmen hat, einem der vielen deutschen Vaterländer besonders anzugehören.

Bei aller Befriedigung jedoch, welche das Vorhandensein einer Frundsberg-Literatur im deutschen Herzen erregen muß, will es dennoch bedünken, daß dieselbe den Leser kaum hinreichend unterstützt, sich den rechten Maßstab für des Mannes Werth abzuleiten. Keiner dieser Schriftsteller hat den Leser auf jenen Standpunkt gestellt, von welchem die Gestalt des Helden in ihren richtigen Verhältnissen erscheint. Man

---

*) Adam Reißner: Historia Herrn Georgen und Herrn Casparn von Frundsberg. Frankfurt 1570.

Hormayr: Oesterreichischer Plutarch. 13. Bd.

Barthold: Georg von Frundsberg rc. Hamburg 1833.

steht derselben entweder zu nahe oder zu fern. Man erblickt entweder blos die Einzelheit oder den groben, in einem unendlichen Hintergrunde verschwimmenden Umriß. Barthold hat dem Helden mit so viel Liebe, als ein deutsches Herz fassen kann, ein prächtiges Standbild gemeißelt, aber er hat es auf keinen Sockel gestellt. Man bleibt mit seinem Bilde stets auf demselben Boden und ihm in unmittelbarster Nähe. Das Auge wird von dem krausen Schnitzwerk der Rüstung, von den zierlichen Falten der Gewandung erfreut, aber vom Antlitz bleibt nur ein Theil zu erblicken. Auf dieser Stelle wird es durch die breite, mächtige Schulter, auf jener durch die Helmzier oder den langen Spieß aus Eschenholz maskirt. Nirgends kann der Blick den Gesammtausdruck erhaschen. Allerdings läßt Haltung und Geberde im ersten Blick den gewaltigen Recken erkennen, der des Kaisers Schlachten schlug und die Kraft deutschen Blutes wieder zu Ehren brachte. Dennoch ist der Ruhm, welchen sich Frundsberg im Sturme der Schlachten erworben, weder der einzige noch der größte seiner Anspruchstitel auf bleibenden Nachruhm, und er muß solchen mit gar vielen anderen theilen. Wer im Leben Frundsberg's nur die Schlachten zählt und sein Verdienst blos mit diesem Maßstabe mißt, wird dasselbe kaum überschwänglicher finden als das Verdienst von ein paar Dutzend anderer Feldherren, von deren Ruhm man gleichwohl wenig Redens macht. Er wird nicht einmal die Erklärung finden, weshalb Frundsberg heute, nach 350 Jahren, dem Herzen des Volkes theuerer als mancher andere Feldherr ist, der doppelt so viele Schlachten geschlagen und doppelt so viele Siege davongetragen.

Das Zeitalter Frundsberg's ist eines der denkwürdigsten der menschlichen Geschichte. Er war der Zeitgenosse Bayard's und Götzens von Berlichingen, Columbus' und Luther's, Alexander's VI. und Soliman's des Prächtigen. Auf jedem Gebiete hub eine Epoche der großartigsten Bewegung an. Vasco de Gama und eine Reihe kühner Seefahrer haben die Welt erweitert und das der Unternehmungslust des civilisatorischen christlichen Geistes zugefallene Erbe riesenhaft vergrößert. Eine der merkwürdigsten Umwälzungen im Gange des materiellen Interesses brach allmälig heran und ward bald in der entlegensten Hütte des entlegensten Alpenthales fühlbar. Der Reichthum des Mittelalters begann seine alten fröhlichen Sitze zu verlassen und nach einer neuen Heimath zu suchen. Der bewegende Geist des Mittelalters hatte sich verflüchtigt und seinen Schöpfungen den Gedanken genommen. Die

alten mittelalterlichen Ordnungen stürzten morsch ineinander, die alten Beweggründe des Handelns waren abgegriffen und verbraucht, die alten Handhaben der geistlichen und weltlichen Herrschaft lagen im Zustande augenfälliger Verwesung. Die europäischen Völker, die einander seit den Kreuzzügen zum Theil aus dem Gesichte verloren, begannen sich wieder zu finden. Die Phantasie jedoch, deren farbenglühende Fahne sie einst auf den Schlachtfeldern von Ascalon und unter den Mauern von Ptolomais oder Jerusalem zusammengeführt, hatte mittlerweile aufgehört der bestimmende Grund des Handelns zu sein, und das Resultat des Wiederfindens war nicht wie früher der gemeinschaftliche Kampf gegen einander. Allenthalben hing sich der erwachende Verstand an die Bruchstücke der untergehenden mittelalterlichen Welt und zerrte, rüttelte und hämmerte daran, und gab sich nicht zufrieden, bis Alles, Morsches und Gesundes, in Scherben zerbrochen am Boden lag. Der Vasallenstaat ging entweder in der unbeschränkten Monarchie, oder es ging diese im Vasallenthume auf. Mit ganz anderen Größen begann die hereinbrechende neue Zeit zu rechnen. Der Umwälzung der Staatsidee folgte die alte Wehrverfassung mit einem unübersehbaren Gefolge anderer Einrichtungen und Bräuche treu durch alle Entwickelungsstadien nach und verursachte eine unübersehbare Reihe anderer Bewegungen. Es war eine Periode des Wirkens und Schaffens in einer Periode des Zerstörens, eine Periode des Wechsels und der allgemeinen Bewegung.

An diesem Werden und Zerstören, an dieser Bewegung hatte Frundsberg seinen besonderen Antheil. Er gehört gewissermaßen auch in die Gallerie jener Werkmeister, welche das Gebäude der entstehenden neuen Ordnungen und Einrichtungen gezimmert hatten. Diesen Antheil übersehen, hieße an seinem Andenken sich versündigen; er ist der Sockel, auf welchen das Standbild Frundsberg's gestellt werden muß, wenn es sich dem Auge in der Maßfülle aller Verhältnisse darstellen soll und welcher dem Bilde Barthold's fehlt.

In jener Zeit des Schaffens und Zerstörens war Deutschland in den Werken der Zerstörung am weitesten voran und in den Werken des Aufbaues am weitesten zurück. Man wird nicht leicht etwas Trostloseres finden, als die Zustände, in welchen das einst himmelanstrebende heilige römische Reich deutscher Nation damals gelegen war. Deutschland am Ausgang des 15. Jahrhunderts war ein so machtloser und verkommender Staat, daß man es etwa nur mit Griechenland vergleichen kann, als der Phalanx Philipp's von Macedonien gegen Chä-

ronea rückte, oder mit Rom, als Odoaker über die Alpen stieg. Seit dem verhängnißvollen Tage, an welchem Heinrich IV. an der Ringmauer von Canossa demüthig in Sack und Asche der Verzeihung des zürnenden Priesters geharrt, war Deutschland in wachsende Ohnmacht und klägliche Verwilderung verfallen. Die Wunden, welche die kaiserliche Machtherrlichkeit in dem Kampfe mit dem Papstthum empfangen, haben sich seitdem nie wieder verschlossen. Wie in dem Märchen, war aus jedem Blutstropfen des verröchelnden Riesen ein Geschlecht von Pygmäen entsprossen, das, an der köstlichen Nahrung gedeihend, den sterbenden Titanen endlich vollends erdrosselte. Zu Ende des 15. Jahrhunderts war diese Verblutung bereits so gewaltig gewesen, daß von der einstigen Machtvollkommenheit der Ottonen kaum noch eine schwache Spur vorhanden schien. Alle Hoheitsrechte, welche Nutzen brachten oder Macht verliehen, lagen in den Händen der Reichsstände. Diese übten in ihren Gebieten die volle Regierungsgewalt und in ihrer Vereinigung jene über das Reich. Der Kaiser hatte nur den Ehrenvorsitz als Erster unter Gleichen. Seine oberste Gerichtsherrlichkeit war durch Austräge, Privilegien oder Privatbefehdung geschmälert. Er ermangelte jeder selbständigen, der kaiserlichen Würde eigenthümlichen und von dieser unzertrennlichen Machtfülle. Der wahre Reichsboden, das Königsgebiet war verschwunden, die Einkünfte versplittert, die Reichsgüter entfremdet und der Kaiser als solcher ärmer und hilfloser, als einer der geringsten seiner Barone. Die kaiserliche Macht bestand in ihrer Wesenheit fast nur in der kindlich frommen Ehrfurcht, mit welcher das deutsche Volk zu dem Träger der Krone Carl's des Großen noch emporzublicken pflegte. Doch auch diese verminderte sich in dem Maße, als die Vorherrschaft von Gefühl und Phantasie im Volksleben sich abzuschwächen und Verstandesberechnungen zu weichen begann.

Wie beklagenswerth der Schaden gewesen war, welcher dem deutschen Gemeinwesen aus der unaufhaltsam fortschreitenden Entkräftung der kaiserlichen Machtherrlichkeit nach außen und innen erwuchs, es wäre sicherlich der beklagenswertheste Schaden nicht geworden, wenn damit nicht zugleich auch jedwede politische Tugend des deutschen Volkes untergegangen wäre.

Deutschland besaß als solches seit den ältesten Zeiten keinen natürlichen geographischen oder politischen Mittelpunkt seiner Interessen. Es besaß kein Rom oder Mekka, woher Licht und Wärme, Leben und Bewegung über das ganze deutsche Reich ausgeströmt und welches die

Blicke des ganzen Volkes gefesselt hätte; es besaß weder eine Hauptstadt, noch irgend ein anderes Institut, das dem Volksherzen theuer, sein Sinnen und Denken wenigstens in einem einzigen gemeinschaftlichen Punkte vereinigt hätte. Die kaiserliche Pfalz war unstät, zog nomadisch herum, stak oft Jahre lang in einem entlegenen Winkel, ja außerhalb der Grenzen des Reiches. So lange das Kaiserthum mächtig und gefürchtet dastand, der Kaiser hoch über seine mächtigsten Barone hinausragte, so lange hatte dieser Mangel wenig auf sich. Des Kaisers weltgebietende Majestät war in seinem unendlichen Reiche, was einst die Säule am Forum der Tiberstadt, auf welche alle Straßen des Weltreiches gerichtet waren und an welcher alle endeten. Er war der That nach das weltliche Oberhaupt der Christenheit am Rhone wie an der Weichsel, an der Eider wie am Cap von Spartivent. Seine Machtherrlichkeit umschloß wie die Milchstraße das Gewölbe der europäischen Welt von einem Ende zum anderen und in der erhabenen Größe des Bandes wurde das einzelne Gestirn kaum bemerkt. Es war die natürliche Verkörperung der Einheit in der Mannigfaltigkeit, des nationalen Gedankens und des gerechten nationalen Stolzes. Als jedoch in dem Riesenkampfe mit dem Papstthum der Purpur des Kaisermantels verblaßt, als der Kaiserthron erniedrigt, die Herzogsstühle der erblich gewordenen Lehensträger erhöht und der Abstand zwischen Reichsoberhaupt und Reichsstand, Lehensherr und Vasall unbeträchtlich geworden war, da war der Kaiser nicht mehr hoch genug, um von Allen gesehen zu werden, und sein Thron nicht mehr glänzend genug, um alle anderen zu überstrahlen. Nur auf kurze Augenblicke tauchte er aus seiner Verschollenheit von Zeit zu Zeit auf, und in diesem Auftauchen zeigte er sich nicht mehr in der Machtfülle ehrfurchtgebietender Majestät, sondern als eine Hilfe flehender Bedürftiger, als ein Rache bittender Ankläger, feilschend und marktend um den guten Willen mächtiger Vasallen gegen die Böswilligkeit anderer Vasallen oder rebellischer Stämme. Zwischen des Kaisers Majestät und dem Volke war eine Menge anderer Hoheiten aufgeschossen, die mit den Fetzen des zerrissenen kaiserlichen Purpurs behängt, dem Auge und Interesse des Volkes näher und in der Nation hoch genug gestellt waren, um deren Blick, statt auf den Kaiser und das Ganze, mehr und mehr auf sich und auf den Theil zu fesseln. Eine unabsehbare Menge besonderer Interessen, die sich sonst dem kaiserlichen Machtworte zu Einklang und Ordnung gefügt, wucherte, seit diese Hand erlahmt, wild durcheinander,

kreuzte einander, beschädigte einander und schuf endlich eine unabsehbare Menge besonderer Mittelpunkte des besonderen localen Interesses. Aber das große Ganze entbehrte jedes festen Gegenstandes, an welchen das allgemeine Interesse zu irgend einem Krystalle hätte zusammenschießen können. Die unstäten Reichstage waren es nicht; sie wurden lässig und immer lässiger beschickt in dem Maße, als sich das besondere Interesse, dessen die Stände warteten, schroffer entgegengestellt fand dem allgemeinen Interesse, dessen einziger Hüter ein machtloser Kaiser war. Der Letztere fand sich schließlich aus der Mitte des öffentlichen Lebens herausgedrückt, ohne daß irgend eine allgemeine Institution, eine allgemeine Idee die leergewordene Mitte wieder eingenommen hätte. Die germanische Welt glich mehr und mehr einem Planetensystem, aus dessen Centrum sich allmälig die Sonne entfernt. Jeder Planet kreiste lediglich um den Schwerpunkt des eigenen Interesses und riß je nach seiner Größe die nächsten Satelliten in seine Kreisungen mit. Die Lebensüberfülle der einzelnen Theile hatte die Lebenskraft des Ganzen erstickt.

Einzelne Theile des Reiches hatten, es ist nicht zu leugnen, gute Gesetze, geordnete Finanzen, tapfere und kluge Bürger, im Großen und Ganzen jedoch gab es auf der damals bekannten Welt wohl keinen so ohnmächtigen, innerlich verwilderten Staat, dessen Gemeinwohl seinen Angehörigen so gleichgiltig und von diesen so vernachlässigt war als Deutschland. Nichts kann für diese Zustände bezeichnender als jener Zweikampf sein, den Maximilian I. mit dem übermüthigen Franzosen für die Ehre des deutschen Namens ausgefochten hatte, weil eine so gleichgiltige Sache im weiten deutschen Reiche einen anderen Kämpen nicht gefunden hat. Die Grundgesetze dieses bunt zusammengefügten Körpers waren unbestimmt, die Beziehungen der Stände zu einander und zum Reich nicht scharf begrenzt, und die Uebung der gemeinschaftlichen Rechte und Pflichten lediglich durch den guten Willen eines ohnmächtigen Kaisers gewährleistet. Eine politische Verbindung zahlreicher Staaten unterschiedlicher Stärke, deren besonderes Interesse weder in der Macht eines allgemeinen unwiderstehlichen Interesses, noch in der Macht einer unwiderstehlichen Centralgewalt ein Gegengewicht hatte, konnte ohne fortwährenden Zwist und Hader nicht bestehen. Der Hilferuf des geplünderten Wanderers, der Reichsstadt, die der benachbarte Graf, des Grafen, den der benachbarte Herzog in Recht oder Ehre gekränkt, war jedoch in der Regel zu schwach, um über so viele hohe Häupter

zum Kaiser hinüber zu dringen, und drang er auch hinüber, so war der Kaiser zu schwach, aus eigener Machtfülle schnelle und sichere Hilfe zu bringen. Wo es in einem Reiche von ungefähr 150 Meilen Länge und 200 Meilen in der Breite an 340 kleine Staaten gab (mit der Reichsritterschaft gab es deren viele Tausend), wovon ein jeder das Waffenrecht hatte, jeder gleich wachsam, gleich kriegerisch und gleich bereit war, bei der geringsten Beleidigung zuzuschlagen, da war es wohl natürlich, daß Jedermann zuerst bei seiner eigenen Macht die Gewähr seines Rechtes suchte und daß das Faustrecht zum herrschenden deutschen Rechte ward. Die Streitlust des Adels verzehrte sich in Gaufehden, Wegelagerei und Gesellenritten; die kriegerische Kraft der gewaltigsten unter den europäischen Nationen kehrte sich gegen sich selbst und zerfleischte eines zweifelhaften Marksteines, eines verbrannten Heuschobers oder geplünderten Saumrosses wegen das eigene Eingeweide. Diese Streitsucht und Haderlust blieb jedoch keineswegs auf die reichsunmittelbaren Stände beschränkt; sie hatte wie eine ansteckende Pest alle Schichten des Volkes ergriffen. Mönch und Laie, Bischof und Stadt, Vater und Sohn, ja Herr und Koch und sonstiges gemeine Gesinde sandten einander Absagebriefe zu, um, der goldenen Bulle gemäß, den Krieg einander in allen Formen Rechtens zu erklären.

Bei solcher Entartung hatte die Auflösung des Reiches ihren Anfang genommen. Die entlegeneren Gebiete und darunter zuerst die in fremden Zungen redenden Vasallenstaaten geriethen außer Verbindung mit dem Leben des Reiches und starben dann rasch für dasselbe ab. So war das Königreich Arelat und Burgund, so waren die Vasallenstaaten in Italien verloren worden. Bald griff dieser Proceß in uralten deutschen Boden selbst hinein. Eine Privatfehde hatte ein großes Stück südwestdeutschen Alpenlandes vom Reiche abgelöst, während im äußersten Nordosten die Heermeister des deutschen Ritterordens dem Andrange der Russen nur noch mit der Anstrengung der Verzweiflung Stand zu halten vermochten.

Gerade als die Symptome dieser Fäulniß und Auflösung recht augenfällig geworden, gerade im 15. Jahrhundert waren dem verkommenden Reiche im Osten und Westen zwei Gegner erstanden, gefährlicher als der Abfall sich selbst überlassener Vasallen und der langsam fortschreitende innere Zerfall, und gewaltiger in Mitteln, Plan und Energie, als seit den Zeiten Dschengis-Chans gesehen worden war.

Die Türken, ein Volk, das man damals nur von weitem, aus dunklen Gerüchten kannte und an welches man im Westen Europas ungefähr mit denselben Gefühlen dachte, wie wir heutzutage von den Ereignissen am Congo oder von den Siegen der Taipings denken mögen, hatten sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auf der Balkan-Halbinsel festgesetzt und bedrohten das auf geringe Gebiete zusammengeschmolzene Reich Constantin's allerwärts mit völliger Erdrückung. 1408 war ihr erster Einbruch in Krain, auf deutschem Boden, geschehen und seit 1418 wurde Süd-Ungarn von ihnen regelmäßig verheert. 1444 war König Wladislaus von Ungarn gegen sie gefallen; vier Jahre später Huniady ihnen am Amselfelde unterlegen. 1453 war mit der Erstürmung Constantinopels der letzte Rest des morgenländischen Kaiserthums untergegangen, zehn Jahre später Bosnien und Epirus — und das mächtig emporstrebende Reich der osmanischen Eroberer begann mit seinem ungeheuren Gewichte auf Ungarn zu drücken und die christliche Cultur des Abendlandes zu gefährden. Seit dieser Zeit waren die Türken zu einem dauernden Schrecken der benachbarten ungarischen und deutschen Grenzlande geworden. 1469 hatten sie ihren ersten größeren Einbruch in Deutschland gemacht, die Windische Mark verheert, 6000 Menschen erschlagen, 9000 in Gefangenschaft geschleppt. 1478 brachen sie von neuem durch Slavonien und Kärnten ein und nahmen 30.000 Christen mit sich in den schimpflichen Dienst ihrer Marställe und Serails. Das Jahr darauf verwüsteten sie Ungarn bis in das Szalader und Eisenburger Comitat und führten aus der Steiermark allein 20.000 Menschen in die Sklaverei; zwei Jahre später verbrannten sie die Vorstädte von Graz, landeten in Unter-Italien bei Otranto und machten Rom erzittern.

An den entgegengesetzten Marken Deutschlands, im Westen, begann zu gleicher Zeit ein nicht minder gefährlicher Feind seinen hochfliegenden Ehrgeiz benachbarten Völkern fürchterlich zu machen.

Die Türken ausgenommen, war Frankreich der einzige europäische Staat, welcher in diesem Zeitalter bereits ein stehendes Heer besaß. Der alte Ban und Arrière-Ban hatte unter der Oriflamme, bei Crecy, Poitiers und Azincourt die Ehre der Lilien in Schatten gestellt und war in verdiente Geringschätzung verfallen. Als nach einer Reihe Niederlagen ohne gleichen die Schmach eines Jahrhunderts endlich durch die Begeisterung eines Mädchens gesühnt worden war, hatte Carl VII. die Nothwendigkeit erkannt, das wiedereroberte Reich

auf dauernderen Grundlagen neu zu begründen und mit einer Reform des unzuverlässigen alten Wehrwesens den Anfang zu machen. In der That war es diesem Fürsten gelungen, sich der schimpflichen Abenteurerbanden, welche zwar das Werk Jeanne's d'Arc vollendet, aber durch Zuchtlosigkeit und Raubsucht sich zu einer gefürchteten Geißel gemacht, ohne Gefährde zu entledigen und den Kriegsmuth der Nation in neue Formen zu bringen, innerhalb welcher derselbe dem königlichen Willen dienstbarer wurde, als je zu den schönsten Zeiten der Lehensherrlichkeit. Die Ordonnanz-Compagnien der Hommes d'armes, aus den besseren Elementen der Aventuriers gebildet, waren ein stehendes, besoldetes Ritterheer von 9000—10.000 Mann, für dessen Unterhalt eine dem Bürgerstande und bäuerlichen Lehen auferlegte Steuer sorgte. Carl VII. hatte indeß auch den großen Nutzen nicht verkannt, welcher dem britischen Ritter aus der Unterstützung des Bogenschützen erwachsen war, und deshalb darauf gesonnen, seiner nationalen Reiterei auch ein nationales Fußvolk an die Spitze zu setzen. Jedes Kirchspiel mußte einen Schützen stellen, der sich, in Friedenszeit von jeder Abgabe befreit, bereit zu halten hatte, auf den ersten Wink des Königs in's Feldlager zu ziehen. Wenn auch die 16.000 Francs archers, die zu Ludwig's XI. Zeiten aus dieser Organisation hervorgegangen waren, an der Brücke von Charenton gegen die Adelsligue du Bien public, bei Guinegate, Nesle und Roye die Erwartungen ihres Begründers nicht gerechtfertigt haben, so lag die Schuld nicht an der Organisation, sondern in dem Stoffe, aus welchem zu schaffen sie gezwungen worden war. Das französische Volk war zu dieser Zeit seiner Masse nach das körperlich am meisten verkommene und das am wenigsten kriegerische Volk in Europa. Die Adelsmacht war damals noch zu mächtig in Frankreich. Sie hatte das Volk der Waffen entwöhnt, unter ihrem Gewichte gebrochen, kleinmüthig, schüchtern und furchtsam gemacht. Alle Mannestugend, Herzhaftigkeit, aller Kriegsmuth Frankreichs schien vom Adel aufgesogen und verschlungen zu sein. Nichtsdestoweniger war dieses Fußvolk nicht ohne Werth. Der Franc archer pflanzte in die große Masse der Nation den Keim jenes kriegerischen Geistes, der darin nachmals so mächtig aufgegangen war; er gewöhnte die Nation, sich auf des Königs Ruf zu schaaren. Er wurde ihr Erzieher in politischer Tugend und ihr Lehrmeister in kriegerischer Zucht.

Der große Wohlstand, welcher nach Abschluß des Krieges mit England sich mit wunderbarer Schnelligkeit über alle Theile Frank-

reichs zu verbreiten begann, hatte dem König die Mittel gegeben, der Unvollkommenheit des nationalen Fußvolkes durch Miethtruppen zu Hilfe zu kommen und das fremde, in den Schlachten Frankreichs vergossene Blut wenigstens mit französischem Golde zu bezahlen. Bei St. Jacob, wo sich 6000 Schweizer lieber tödten als in die Flucht schlagen ließen, hatte Ludwig XI. noch als Dauphin den kriegerischen Muth des eidgenössischen Fußvolkes schätzen gelernt und das Andenken dieses Heldensinnes nicht mehr aus dem Gedächtnisse verloren. Seit 1474 hatte er mit den Cantonen ein Freundschaftsbündniß geschlossen und ein paar Jahre später bereits 6000 Schweizer in dauernde Besoldung genommen. Die Heeresmacht, welche dieser Fürst am Ausgange des Mittelalters hinterließ, war damals die furchtbarste in Europa. 10.000 Mann Hommes d'armes, 16.000 Francs archers, 10.000 in Frankreich geworbene Freiwillige und 8000 in ständigem Solde stehende Schweizer hatten seinen Nachfolger Carl VIII. in den Stand gesetzt, an der alten Staatenordnung des Welttheiles erfolgreich zu rütteln.

Doch nicht in dem bloßen Vorhandensein solcher Kriegsmittel lag für Deutschland die größere Gefahr; sie lag in der unbeschränkten Freiheit, mit welcher diese Kriegsmacht für jeden Zweck der königlichen Politik zu benutzen war.

Der große Kampf, welcher seit mehr als einem Jahrhundert zwischen Adel und Königthum mit zweifelhaftem Glücke geführt und in Deutschland bereits vor den Zeiten Rudolph's von Habsburg zu Ungunsten des letzteren zweifellos entschieden war, hatte an der Neige des 15. Jahrhunderts im westlichen Europa sein Ende erreicht. Der greuelvolle Krieg der Rosen hatte den englischen Adel fast ausgerottet und zum Widerstand gegen die selbstherrliche Weise Heinrich's VII. unfähig gemacht. In Spanien hatte Ferdinand der Katholische sich der Städte bedient, die Adelsmacht zu brechen, und als diese gebrochen war, des Rachegefühls des Adels, die Städte zu demüthigen. Der Sieg des Königthums, den in Frankreich die kriegerischen Schöpfungen Carl's VII. vorbereitet, wurde durch Ludwig XI. zur endgiltigen Entscheidung gebracht. Das Princip, auf welches jener Fürst die Institution der Francs archers begründet hatte, war zugleich die Hülle der folgenreichsten Umwälzung der mittelalterlichen Staatsidee. Die Art und Weise, in welcher dieses Fußvolk aufgebracht und gehalten wurde, hatte eine Unmittelbarkeit der Beziehungen zwischen Thron und Volk an-

gebahnt, die Vermittlung des Adels beseitigt und die Masse der Bevölkerung gewöhnt, auch vor einer anderen Autorität, als vor jener des Grundherrn sich zu beugen. Die Vervielfältigung dieser unmittelbaren Beziehungen hatte es dem König leicht gemacht, den Adel durch die That zu überzeugen, daß er in seinem Streben nach Mitherrschaft oder Selbständigkeit gegen eine Verbündung von Thron und Volk unterliegen müsse. Aber klüger als der Adel anderer Länder, suchte nun der Graf und Markgraf mit Entschlossenheit die Gunst des Thrones, ja dessen Bündniß gegen den Bürger nach und erhielt das Gesuchte endlich um den Preis völliger Unterwürfigkeit. Diese Verbündung war von beiden Seiten aufrichtig gemeint und wurde aufrichtig gehalten. Die Treue, mit welcher König und Adel fortan an diesem Bündnisse hielten, hatte jene glühende Begeisterung für das Königthum angebahnt, die, allmälig das ganze Volk erfassend, jeder auswärtigen Handlung Frankreichs mehr als zwei Jahrhunderte hindurch den Stempel der Einheitlichkeit und einer überwältigenden Kraft verlieh. Das Königthum gewann in dem Elemente, das kurz zuvor sein Gegner gewesen, den zuverlässigsten Alliirten und wurde dadurch so gefestigt, daß es fortan ohne Hinderniß zu einer völlig unbeschränkten Monarchie zu erstarken im Stande war. Der königliche Wille war in die Lage gesetzt, mit ungeschwächter Kraft in die entlegensten Theile des Reiches durchzudringen, dessen kriegerische und finanzielle Kräfte zu entfesseln, zu organisiren und im Dienste des Staatsgedankens mit Planmäßigkeit auf ein frei bestimmtes Ziel zu richten.

In den Dienst der Ordonnanz-Compagnien, in welchem bis dahin sich meist Aventuriers zusammengefunden, strömte fortan die Blüthe des französischen Adels. Selbst die vornehmsten Namen hielten, innerhalb dieser Compagnien, den Dienst der Archers nicht für Erniedrigung und kauften für hohe Summen ganz untergeordnete Stellen. Jene Adeligen, die in der königlichen Reiterei nicht Unterkunft fanden, folgten, auf Vacanzen harrend, als Freiwillige dem Heergefolge des Königs, stritten zur Seite der regulären Truppen und lieferten in den de la Palice, Tremouille und Montmorency Männer, Frankreichs Schlachten zu schlagen.

Der Zusammenfluß dieser Bedingungen, der rasch zunehmende innere Wohlstand und der aufkeimende Patriotismus der Nation hatte in dem kurzen Zeitraum eines halben Jahrhunderts die Leistungs-

fähigkeit des Staates wunderbar geändert. Ein vor Kurzem erst in Auflösung begriffenes, fast nur auf eine Stadt und eine Provinz zusammengeschrumpftes Königreich war mit ungeahnter Schnellkraft zu einer Macht erstarkt, die, jeder Sorge um die eigene nationale Fortexistenz ledig, dem Auslande fortan furchtbar zu werden begann.

Haben auch die Hufe osmanischer Eroberer in wiederholten Einbrüchen die Saaten deutscher Felder zertreten, besaß auch das ehrgeizige Frankreich eine Heeresmacht von fast 50.000 waffengerüsteter, bei Tag und Nacht zum Auszuge bereiter und blos des königlichen Winkes harrender Männer, so hatte sich Deutschland doch noch nicht geregt, sein auf dem Princip des Lehensdienstes begründetes und gegen diese ringsum dräuenden Gefahren ungenügendes Wehrwesen nach irgend einer neuen Idee umzugestalten. Bei allen kriegerischen Unternehmungen, die zum Schirm des Reiches und zur Wahrung seiner Rechte unabweislich wurden, mußte in langwierigen und unerquicklichen Unterhandlungen um Reichshilfe gefeilscht und gemarktet werden. Das Wenige, was nach monate-, häufig erst nach jahrelangem Gezänke endlich bewilligt ward, hatte selten ein nennenswerthes Ergebniß und kam für die Lage immer verspätet; gar oft kam es gar nicht. Mit immer größerer Deutlichkeit hatte es in den Reichstagsabschieden sich herausgestellt, daß die Stände die Pflichten des äußeren Schutzes als lästige Frohne betrachteten, die allerdings den Kaiser und den unmittelbar bedrohten Reichsstand berühre, doch mit dem Interesse der anderen nur mittelbaren Zusammenhang habe. Die schwachen Versuche, die im 15. Jahrhundert zum Schirme des Reiches gegen äußere Feinde oder zur Eindämmung innerer Auflösung gemacht wurden, waren in der Hauptsache auf die erbliche Macht des Kaisers als Reichsstand begründet gewesen. Mit großem Eifer beschäftigten sich die Reichstage mit kleinlichen Polizeiangelegenheiten und Regelung der Sitten und Trachten; die großen Anliegen der Nation wurden gleichgiltig bei Seite gelegt. Als 1480 die türkischen Renner und Brenner Inneröſterreich verwüsteten, hatte der Reichstag von Nürnberg zwar 15.000 Mann Türkenhilfe bewilligt, die Reichsstädte protestirten jedoch gegen die Matrikel und die Bewilligung blieb ohne Folge. Der nachfolgende Reichstag hielt seine Zusage wohl aufrecht, doch war er außer Stande, seiner theoretischen Bewilligung thatsächliche Folge zu geben, und damit hatte Alles sein Ende. Hätte Friedrich III. mittlerweile den Feind durch ein allgemeines Aufgebot in seinen Erbländern nicht bereits davon-

getrieben, so ist es nicht unmöglich, daß die Brenner Mihal Oglu's ihre Pferde in der Pegnitz hätten tränken können, bevor die Hilfe Deutschlands auf die Beine gekommen war. Aehnlicher Fälle zählt die deutsche Geschichte nach Hunderten. Lange war bei der jährlich sich erneuernden Türkengefahr über eine „währende Reichshilfe" verhandelt worden. Die Stände, welche in der Schöpfung eines stehenden Heeres eine Stärkung der kaiserlichen Gewalt witterten, hatten es vorgezogen, sich durch Sonderbündnisse gegen größere Gefahren sicherzustellen und die Kriegsmacht dieser Bundesgenossenschaften dem Kaiser zeitweilig anzubieten.

Die größte Gefahr jedoch lag keineswegs blos darin, daß Deutschland, von den kriegerischesten Staaten Europas umgeben, eine veraltete, wenig ergiebige und zugleich schwerfällige Wehrverfassung besaß, sondern vielmehr darin, daß es mit vornehm stolzer Verblendung die Augen gegen den vollständigen Umsturz verschlossen hielt, welcher aus den Ebenen Flanderns und den Thälern der Schweiz inzwischen für die ganze mittelalterliche Kriegsweise hervorgegangen war.

Kein Theil der Erbschaft, welchen die europäische Welt von Alt-Rom überkommen, war unter der Sturmfluth der Völkerwanderung in größeren Verfall gerathen, als gerade jene Kunst, die in diesen eisernen Zeiten die nothwendigste war. Der Verfall der Kriegskunst war so vollständig, daß aus dem mittelalterlichen Heerwesen sogar das Fußvolk, also jene Waffengattung verschwunden ist, in welcher einst die eigentliche Stärke der römischen Legion bestanden hatte. Nur die Reiterei hatte während des Mittelalters gegolten. Das Fußvolk war verachtet und wurde, wo dasselbe in außerordentlichen Fällen dennoch auftrat, fast immer als Troß in die letzten Treffen gestellt. Die bessere Dressur und größere Ausdauer des Schlachtrosses, die bessere Bewaffnung, größere Gewandtheit und Tapferkeit des Reiters waren bei gleicher Zahlstärke der kämpfenden Heere die entscheidenden Bedingungen des Sieges. Die größere Kunst lag in dem größeren technischen Geschick, die bessere Eigenschaft in der größeren Stärke der Faust und die größte kriegerische Tugend in der größten Verwegenheit. Die ganze Wissenschaft des Krieges lag in der Führung von Lanze und Roß, in der Geschicklichkeit mit Kolben und Schwert und in der Uebung ritterlicher Künste. Die Schlacht war eine Reihe von Zweikämpfen, die einzeln nebeneinander verliefen. Der Krieg, fast nur localen Ursachen entspringend und überaus beschränkte Ziele verfolgend, überdauerte selten den Zeitraum

einiger Wochen oder Monate. Die Heere gingen gerade auf einander los, schlugen sich, wo sie aufeinander stießen, und nach einer oder zwei Entscheidungen nahm der Feldzug und der Krieg ein Ende. Was sich in diesem Zeitraume nicht ausführen ließ, wurde unausgeführt gelassen und überhaupt als unausführbar angesehen.

Das war nun Alles anders geworden. Die Errichtung des stehenden Heeres in Frankreich hatte die Natur des kriegerischen Instruments verändert. Jedes Kriegsunternehmen, das im 14. Jahrhundert noch unmöglich schien, bot zu Ende des 15. Jahrhunderts unvergleichlich geringere Schwierigkeit. Das neue europäische Fußvolk, unter schweren Wehen in der Schweiz wiedergeboren, hatte eine Kriegsweise geschaffen, der gegenüber das ritterliche Lehensheer sich in hilfloser Unbehilflichkeit befand. Die Reibungen der mächtigen Herzoge von Oesterreich mit ihren unbotmäßigen Nachbarn und Vasallen am Vierwaldstätter-See hatten in diesem vergessenen Winkel zu einer Wiederbelebung des uralten Heerbannes geführt. Die daraus hervorgegangene Kriegsverfassung nahm die Leistungsfähigkeit des ganzen Volkes für Krieg und Kriegsbedarf in Anspruch; aber dessen Armuth schloß von vorneherein die Bildung eines Reiterheeres aus. Der Bauer mußte unmittelbar vom Pfluge, der Bürger von seinem Webstuhl zu den Waffen berufen werden. Die Unbekanntschaft des Einen wie des Anderen mit den ritterlichen Waffenkünsten nöthigte die allereinfachste Handhabung einfacher Waffen auf. Der ritterlichen Lanze konnte aber weder Schwert noch Kolben oder Streitaxt mit Vortheil entgegengestellt werden. So wurde der lange Spieß die Hauptwaffe des Schweizerheeres. Da dieser aber mit beiden Händen geführt werden mußte, so ward der Schild weggeworfen.

Während der Ritter in Stahl und Erz gehüllt war, besaß der Alpenhirte außer der Blechhaube nur überaus dürftige Schutzwaffen. Diesem Mangel zu steuern, wurde die feste Gliederung der Schlachtordnung eingeführt, auf daß Jedermann zum Schilde seines Nachbarn, jedes rückwärtige Glied zum Schilde des vorderen und dieses zum Schilde aller übrigen werde. Der ritterlichen Lanze, als Collectivbegriff des aus vier bis sechs Mann bestehenden Heergefolges jedes rittermäßigen Streiters, wurde auf diese Art eine ganze, in sich festgeschlossene Abtheilung entgegengestellt. Feld und Gebirge, Wald und Moos, Wege und Stege des rauhen Berglandes boten der Entwickelung großer Heerhaufen wenig Spielraum. Damit aber selbst unter

gedrängten Raumverhältnissen die mitgebrachte Gliederung nicht zerrissen werde, hatte man die großen Heerhaufen in kleinere getheilt, die von dem Einzelnen mit dem Blicke zu übersehen und durch die Stimme zu beherrschen waren. Die Schöpfung einer ganzen Reihe selbständiger Haufen hatte jedoch den Gebrauch derselben erschwert, in den Händen minder kräftiger Feldherren die Zersplitterung der Kraft begünstigt und Vorwände der Unterbefehlshaber vermehrt zu Ungefügigkeit und Trotz. Diesem auseinander drängenden Streben ein Gegengewicht zu schaffen, mußte das Heer zu einem Instrument par excellence durchgebildet werden, welches ausschließlich von dem Gedanken des Feldherrn Leben und Bewegung erhielt, innerhalb gewisser Grenzen keinen selbstständigen Willen besaß, außerhalb dieser Grenzen jedoch so viel Selbstständigkeit noch bewahrte, um den Gedanken des Feldherrn aus eigenem Antriebe mit den nothwendigen Einzelheiten auszustatten, den Verhältnissen des Augenblickes anzupassen, mit einem Worte, denselben in gegebener Richtung völlig auszudenken. Dazu mußte jeder Einzelne den individuellen Willen und die persönliche Ueberzeugung dem Willen und der Ueberzeugung seines Unterfeldherrn, und dieser Willen und Ueberzeugung dem Gebote seines Feldherrn bedingslos unterwerfen; Jedermann im Heere mußte seinen besonderen Wirkungskreis und die Beziehungen desselben zu der Machtbefugniß jedes anderen Befehlshabers bis zum Feldherrn hinauf genau überblicken und innerhalb desselben mit der Zuverlässigkeit einer Maschine handeln. Daraus war eine Kriegszucht hervorgegangen, deren eiserne Strenge, mit Ausnahme des Heeres eines Fabius Maximus, vielleicht von keinem anderen Heere und zu keiner Zeit überboten worden ist.

In dem Maße jedoch, in welchem der überaus straffe Sempacher Brief das Heer zu einem willenlosen Werkzeuge des Staatsinteresses umgeschaffen hatte, haben sich alle Forderungen an die geistige Befähigung desjenigen vervielfältigt, welchem der Gebrauch dieses Werkzeuges anvertraut werden sollte.

So lange persönliche Tapferkeit allein oder doch vorwiegend den Sieg entschieden hatte, so lange war die ganze Kunst des Feldherrn darauf beschränkt geblieben, das Heer auf ein passendes Schlachtfeld zu führen und auf diesem Schlachtfelde derart aufzustellen, daß jeder Einzelne das ganze Maß seiner individuellen Tüchtigkeit in die Wagschale des Erfolges zu werfen vermochte. Das Individuum hatte, bis in die untersten Schichten der Rangsleiter herab, Alles gegolten,

was es werth war. Jeder Einzelne hatte nach seiner Eingebung und unter der unmittelbaren Einwirkung der stärksten Motive seine persönliche Gefechtsthätigkeit geregelt. Ihm trat aus dem feindlichen Heere auch nur der Einzelne entgegen, und tödtete er nicht, so wurde er selbst getödtet. Jetzt aber trat die geschlossene Abtheilung an die Stelle des Individuums und hatte als eine einzige taktische Individualität zu handeln. Der Unterbefehlshaber hatte für seine ganze Abtheilung zu sehen und zu hören, für sie zu denken und zu urtheilen, allen ihren Regungen den Impuls zu geben, diese nach der Eigenthümlichkeit ihrer Gliederung und des Schlachtfeldes zu leiten und durch alle Zufälligkeiten der Schlacht hindurch ihrer besonderen Gefechtsaufgabe treu zu erhalten. Der Feldherr mußte diesen Unterabtheilungen ihren besonderen Antheil an der allgemeinen Aufgabe zuweisen und von Haus aus allen Bedingungen Rechnung tragen, von welchen deren Lösung abhängig war; er mußte die Gefechtsthätigkeit einer ganzen Reihe taktischer Individualitäten unter sich in Einklang erhalten, und dies umsomehr, als der Gesammterfolg lediglich in der größeren Summe der Einzelerfolge lag. Das Urtheil des Feldherrn mußte größere Räume und längere Zeiten überspannen und mit größeren Verhältnissen rechnen, damit er der That nach der Kopf jenes riesigen tausendhändigen und tausendäugigen Ungeheuers bleibe, dessen Glied der einzelne Heerhaufen war. Von diesem Augenblick konnte wieder von einer Kunst im Kriege die Rede sein.

Unerhörte Siege waren die nothwendige Folge dieser durch die Eidgenossen begründeten Umwälzung des mittelalterlichen Kriegswesens. Ihr Gefecht hatte eine solche Sicherheit des Ausganges angenommen, daß während eines ganzen Jahrhunderts ein nur zweifelhafter Augenblick nicht möglich schien. Die ritterschaftlichen Lehensheere Oesterreichs und des schwäbischen Bundes, die Heere Burgunds erlagen nacheinander ihren Streichen, und das arme Alpenland gewann eine Zeit lang das Ansehen einer europäischen Großmacht. Die mächtigsten Staaten warben um dessen Bundesgenossenschaft. Mit dem wachsenden Ruhme und Ansehen wurden die Beziehungen der Cantone zum deutschen Reiche loser und fraglicher. Es ist nicht das Verdienst Deutschlands, daß es von dieser Seite nicht schlimmeren Schaden erfahren. Der politische Angriff, obgleich es dazu an Anläufen nicht gebricht, lag nicht im Geiste einer föderativen Verbündung, als welche sich die Schweiz im Entstehen constituirt hatte. Die Könige Frankreichs hatten

es indessen niemals fehlen lassen, die Beziehungen der Eidgenossen zum Reiche zu vergiften und deren furchtbare Siegeskraft gegen dasselbe zu hetzen. Später hatten sie Schweizer Truppen in ihren Sold genommen und mit abtrünnigem deutschen Blute sich den Sieg über Deutsche erkauft.

Ungeachtet der kriegerischen Ueberlegenheit des „groben Stadt- und Landgesindels" der Eidgenossen und der Niederlagen, die gegen sie seit einem halben Jahrhundert jedes anders geartete Heer erlitten, ungeachtet der in Ost und West sich erhebenden gewaltigen Feinde, hatten die Deutschen an eine grundsätzliche organisatorische Umgestaltung ihres Wehrwesens noch nicht die Hand angelegt. Das nahe Beispiel des unzweifelhaften Erfolges, die Schmach so vieler Niederlagen waren dazu ebenso wenig wirksam, als die der Nationalität und deutschen Cultur von fernher drohenden Gefahren. Der Ritter mochte nicht von seinem Rosse steigen, die Lanze nicht gegen den gemeinen Spieß vertauschen oder gar einer strengeren Kriegsordnung sich unterwerfen. Viel lieber schlug er Sieg und Leben, Ehre und die allgemeine Wohlfahrt in den Wind, als daß er es über sich gewann, der neuen Richtung das einmal unvermeidliche Opfer zu bringen. So war es gekommen, daß, während das Fußvolk und dessen gegliederte Schlachtordnung neuerdings, wie in der altrömischen Zeit, zur wahren und eigentlichen Stärke des neuen Heeres wurde, die Wehrkraft Deutschlands dieser Stärke entbehrte und dem eidgenössischen, französischen und türkischen Fußvolke lediglich schwergeharnischte Rittergeschwader entgegenzustellen hatte.

Die schwerfällige, mit jedem Jahre unzuverlässigere Wirksamkeit des deutschen Wehrwesens, das täglich augenfälligere Uebergewicht des Fußvolkes über die unbehilfliche Reiterei hatte deshalb einige Kaiser auf den Gedanken gebracht, es mit dem neuen Princip der Soldtruppen zu versuchen, wie sie bereits im 13. Jahrhundert der Handel der Reichs- und Hansestädte zum Schutz gegen die adeligen Wegelagerer aufgebracht hatte.

Diese Söldnerbanden setzten sich keineswegs aus dem achtungswertheren Theile der Nation zusammen. Edelleute, die ihr Erbgut verjubelt, Mönche, die dem Kloster, Verbrecher, die dem Pranger entlaufen, verkommene Studenten, Strauchdiebe, die keine Zufluchtsstätte hatten oder sich durch die adeligen Buschklepper in ihrem Gewerbe verkürzt sahen, Bartscherer, die es lohnender fanden, den Bart mit

dem Kopfe abzuschneiden, Bäuerlinge, die ihren Vogt geprügelt hatten oder beim Ausweiden eines heimlich gepirschten Hirsches ertappt worden, Alles, was an einem ehrlichen Fortkommen verzweifelte oder mit der Gesellschaft in Hader lag, floß in diesen Banden zusammen. Aus solchem Stoffe geformt, von der Nation ausgespien, mit ihren Gesetzen in Streit und ihrem Gedeihen feind, konnte die Vereinigung solcher Männer nur die concentrirte Essenz aller Laster sein, an welchen zur Zeit die Nation krankte. Diese Kriegsleute wurden insgesammt für unehrlich gehalten. In ihren Banden gedient zu haben, war damals ebenso schimpflich als heutzutage wegen Betrug und Dieberei eingekerkert gewesen zu sein. Es wird dadurch einigermaßen begreiflich, daß der ehrliche Burgsasse es vorzugswerther fand, sich von den Schweizern zehnmal schlagen zu lassen, als unter solchem Gesindel einmal zu siegen, und es wird begreiflich, daß der Kaiser oder Reichsfürst zu diesen Müßiggängern nur dann seine Zuflucht nahm, wenn er auf's Aeußerste getrieben war und an anderer Hilfe verzweifelte. Man warb sie deshalb niemals früher, als bis man ihrer unumgänglich bedurfte, und hielt sie nicht länger, als die dringendste Noth heischte. Blieb man jedoch, was nicht selten geschah, ihnen den Sold schuldig, so mußte man es dulden, daß sie mitten im Feldzuge und am Vorabend der Entscheidung auseinander liefen oder sich bei Freund und Feind durch Raub und Plünderung schadlos zu halten suchten. An gewissen Formen und Ueberlieferungen, die im Laufe der Zeiten der Brauch geschaffen, hielten sie jedoch fest, wählten ihre Befehlsleute selbst und gehorchten auch denselben, so lange sie ihren Lastern schmeichelten, um sie wieder abzusetzen, wenn sie so unklug gewesen, mit der Zügellosigkeit des Haufens in Widerstreit zu treten. Glücklich war jeder Fürst zu preisen, wenn sie nach Beendigung des Krieges anderswo Dienste gefunden hatten. War jedoch Beschäftigung nicht schnell genug vorhanden, so zogen sie in Banden von mehreren Hunderten und Tausenden im Lande umher und fraßen wie Heuschreckenschwärme Alles in der Runde aus. Ihren Zug begleitete Verwüstung, Mord, Gewaltthat und jegliches Verbrechen. Dies mordbrennerische Herumlungern dauerte, bis ein bedrängter Reichsfürst, der König von Ungarn, von Schweden, von Frankreich oder der Zar von Rußland ihrer Hilfe wieder bedurfte und regelmäßigen Sold zahlte. Sie galten deshalb für eine weit mehr gefürchtete Landplage als Hungersnoth und Pest. Aus derlei abgedanktem Kriegsvolk bestanden die grandes compagnies, die

im 14. Jahrhundert in Frankreich umherschwärmten und deren man nicht loswerden konnte, bis der Connetable du Guesclin sie durch Versprechen reicher Beute bewog, mit ihm zur Unterstützung des Grafen von Trestavara nach Spanien zu ziehen, wo sie insgesammt zu Grunde gegangen sind. In Deutschland wimmelte es seit Ende des 13. Jahrhunderts von ihnen. Kaiser Friedrich III. mußte gegen sie ganze Kriege führen. Noch 1493 war ein hartnäckiger Feldzug gegen solche Abenteurer nothwendig gewesen. Mehrere Tausend, wegen ihrer sonngebräunten Farbe die „Schwarzen" genannt, hatten sich, von Mathias Corvinus verabschiedet, mit abgedankten Kriegsvölkern des Kaisers vereinigt und waren über die weißen Karpathen in Niederösterreich eingebrochen. Das allgemeine Aufgebot und eine regelmäßige Schlacht waren erst im Stande, sie völlig auszurotten.

Jeder Versuch, welchen sowohl Kaiser Sigismund als Friedrich III. gemacht, diese Miethtruppen nach Schweizer Muster zu organisiren und in gesetzlich geordnete Abtheilungen zu gliedern, war theils an der verdorbenen Natur des Materials, theils an einer Klippe anderer Art gescheitert, die keiner dieser Fürsten zu umsteuern vermochte — an Mangel an Geld.

Das Lehensheer hatte sich größtentheils selbst beköstigt und verpflegt, und die Geldfrage, allerdings jederzeit sehr wichtig, war hier nicht von entscheidender Geltung. Das Söldnerheer hingegen basirte gänzlich auf dem Staatsschatz. Der Geldkasten des Kaisers war in der Regel leer, und die Staatswirthschaft lag damals noch im Argen. Das kaiserliche Jahreseinkommen genügte kaum zum Unterhalt des Hofgesindes. So oft der Kaiser den Reichstag um Geldhilfe zu Kriegszwecken anging, so oft sträubten sich Fürsten und Reichsritterschaft gegen die Beisteuer unter dem Vorgeben, durch die Verfassung nur zu persönlichem Kriegsdienst verpflichtet zu sein; so oft er aber den Reichstag um Truppenhilfe anging, so oft widerstrebten die Städte. Zuletzt blieb es immer die erbliche Hausmacht, die der Kaiser für das Reich einzusetzen hatte. Je tiefer man in diese traurigen Zustände hineinblickt, umsomehr wird man überzeugt, daß Deutschland, im Inneren von Auflösung bedroht, Außen von Feinden umlagert, seine unabhängige Fortexistenz durch eigene Kraft zu behaupten nicht im Stande war und daß es diese lediglich jener wunderbaren Fügung des Geschickes verdankt, welches die Hausmacht seiner Kaiser gerade zur Zeit der dringendsten Gefahren stark genug gemacht hatte, ihren Stürmen mit Erfolg die Stirne zu bieten.

Am Ausgang des 15. Jahrhunderts war jedoch die kaiserliche Hausmacht theils noch zersetzt, theils durch innere Fehden gelähmt und jeder außerordentlichen Spannung unfähig. Kaiser Sigismund lag in Ungarn gegen Türken und im Küstenlande gegen Venetianer fortwährend im Felde. Die Kronen von Ungarn und Böhmen, die nach seinem Tode an das Haus Oesterreich gefallen, wurden diesem durch Georg von Podiebrad und Mathias Corvinus wieder entrissen; die deutsch-österreichischen Erblande waren unter mehrere Linien getheilt, Kaiser Friedrich III. stak beständig in Nöthen und wurde von Corvin aus seiner Hauptstadt und aus Niederösterreich verdrängt. In Deutschland war das Geld ungefähr fünfzehnmal so selten als heutzutage und noch seltener war es in den Erblanden. Die landesfürstliche Macht Friedrich's war in ihrem Wesen auf den unmittelbaren Besitz von Gütern und Gülten begründet. Eine wichtige Finanzquelle waren die Bergwerke in Steier und Kärnten, eine andere Schenkungen, Confiscationen oder das Heimfallsrecht. Von regelmäßiger Besteuerung konnte noch keine Rede sein. Kaiser Friedrich mußte seinen Geldbedarf häufig bei Rittern, Bürgern und Bauern in winzigen Anlehen von 5 bis 100 Pfund Pfennige zusammenbringen. Man kann sich von diesen Zuständen die richtigste Vorstellung bilden, wenn man hört, daß Friedrich III., als ihm Corvinus das entrissene Niederösterreich für 700.000 fl. angeboten, die Forderung so unerschwinglich fand, daß er lieber das Ableben des Königs abzuwarten, als eine der schönsten Provinzen Europas mit seiner Hauptstadt einzulösen beschloß.

Je häufiger der Krieg zu dieser Zeit durch Soldtruppen ausgefochten wurde, umsomehr concentrirte sich die Macht und Sicherheit der Staaten im Reichthum ihres Schatzes. Der reichste Fürst war zugleich der mächtigste. Die italienischen Staaten, Venedig, Florenz und Mailand obenan, waren es im südlichen, die Niederlande im mittleren Europa. Italienische Schiffe bedeckten alle bekannten Meere; italienische Banken leiteten die Geldgeschäfte der ganzen bekannten Welt; die Läden italienischer Kaufleute dufteten in jeder größeren Straße jeder größeren Küstenstadt von den Schätzen des Orients. Die Niederlande gehörten nebst Burgund, Limburg, Hennegau und der Freigrafschaft zu den burgundischen Staaten und waren ihren Fürsten mehr werth als irgend ein anderes mächtiges Königreich in Europa. Sie waren der Sitz eines rührigen Gewerbefleißes, eines weitverzweigten Handels und der emsigsten Schifffahrt. Sie waren der Stapelplatz für jedes Erzeugniß des nörd-

lichen und südlichen Europas. Venetianische und genuesische Schiffe brachten wälsche Seide und die Kostbarkeiten Indiens nach den flandrischen Häfen, und kauften mit denselben Fische der Nordsee, holländisches Linnen, russisches Wachs und andere Erzeugnisse nordischer Klimate; flandrische Schiffe verfrachteten die italienischen Gewebe nach skandinavischen und baltischen Häfen. Das Gold von ganz Europa floß entweder nach Italien oder in den Säckel flamändischer und holländischer Gewerbsleute. Alle Gegenstände des Luxus und alle Gegenstände des täglichen Bedarfes wurden in Italien oder in den Niederlanden erzeugt. Der Höfling Heinrich's VII. stolzirte in flandrischem Tuche und mailändischem Sammt durch die Gemächer von Whitehall, und das Edelfräulein an den Ufern des Mälar trat vor den Brautaltar, verschleiert in Spitzen von Brabant. Die italienischen Staaten waren damals die ersten Seemächte der Welt; die Niederländer besaßen unter Carl dem Kühnen die unbestrittene Herrschaft der nördlichen Meere, und wenn dieser Fürst gegen Frankreich zu Felde lag, durfte sich im Canale ein fremdes Schiff so wenig blicken lassen als 1807 nach dem berüchtigten Decrete von Berlin.

Der ungeheure Reichthum, welchen Carl der Kühne aus diesen Ländern schöpfte, hatte ihn zu einem der mächtigsten Fürsten der Welt gemacht. Das Kriegsheer, das er zeitweilig unterhielt, hatte seinem Umfange nach nur im Heere Mohammed's II. und etwa noch in Frankreich sein Gegenstück. Nie ward seit Zusammensturz des römischen Weltreiches und den Kreuzfahrerzügen ein so stattliches Kriegsvolk gesehen worden, als jenes, mit welchem er 1474 Neuß belagerte und das über 60.000 Mann zählte. Wie herrlich auch der äußeren Erscheinung nach das burgundische Heer gewesen sein mochte, in seinem inneren Gefüge war es bedenklich locker und ohne zuverlässigen Werth. Es besaß einige Außenformen des eidgenössischen Heeres, im Wesen jedoch war es, wie alle Söldnerheere dieser Zeit, eine aus aller Herren Ländern zusammengetrommelte Bande von Landstreichern und Abenteurern, die nichts zusammenhielt, keine gemeinschaftliche Sprache, kein allgemeines Interesse, keine Vaterlandsliebe, sondern blos Beutelust und der herzogliche Sold. Es gehorchte schlecht, es focht schlecht und lief nach jeder Niederlage auseinander. So oft es gegen Schweizer stritt, wurde es geschlagen. Eine dieser Niederlagen hatte den Fürsten selbst um's Leben gebracht.

Durch die Heirath Maximilian's I. mit Maria von Burgund,

der Tochter Carl's des Kühnen, waren diese herrlichen Länder an das Haus Oesterreich gekommen. Die Heirath Philipps, des Sohnes Maximilians, mit Johanna, der Erbtochter Isabellas und Ferdinands des Katholischen, hatte einige Jahre später die große spanische Monarchie der Kräftemasse hinzugefügt, welche fortan wie ein Riesendamm sich entgegenstellte, so oft Frankreich die alten Grenzen gewaltsam sprengen zu wollen schien. Die von demselben Fürsten begründete und einige Jahre nach seinem Tode wirklich erfolgte Wiedererwerbung der Kronen von Ungarn und Böhmen hatte für Deutschland auch im Osten gegen die täglich näher rückende Macht der Osmanen eine Vormauer geschaffen. So schlang das Haus Oesterreich seine schützenden Arme um den Leib des entarteten Reiches, fing mit seinem Körper die Streiche auf, die dieses treffen sollten, kämpfte für Deutschland, siegte für Deutschland und, obwohl selbst verblutend und endlich geschwächt, rettete es Deutschland. Freilich ist nach einem dreihundertjährigen Kampfe in dem gegenwärtigen Staatskörper Oesterreichs kein einziges Glied weder des burgundischen noch des spanischen Erbes zurückgeblieben. Um einen solchen Preis hat Oesterreich die unabhängige Fortexistenz des deutschen Reiches erkauft. Der Verlust dieses seines ungeheuren Erbes ist die einzige bleibende Erinnerung an den gigantischen Kampf, selbst heute noch, wo sie im Herzen der Deutschen erloschen scheint.

Nächst den Eidgenossen war das deutsche Volk in jenen Zeiten vielleicht das kriegerischeste in Europa. Das Fehdewesen und fortdauernder Waffenlärm hatten seit langen Jahren den Blick desselben an alle Schrecken der Schlacht und alle Wechselfälle des Waffenglücks gewöhnt. Es war hart gegen sich selbst, wie gegen andere, trotzig und streitsüchtig, aber auch streitbar und muthig. Es kannte keine andere Mannestugend, als Tapferkeit, und keine andere Ehre, als kriegerischen Ruhm. Diese Kriegsfreudigkeit war keineswegs das ausschließliche Eigenthum des Adels und der mit dem Waffenrechte ausgestatteten Stände. Das Herz des zünftigen Handwerkers, der an seinem Werkstuhl Särge zimmerte, oder des halseigenen Bauers, der hinter seiner Pflugschar schritt, schlug beim Schall der Trommel nicht minder rasch, als das Herz des verabschiedeten unbeschäftigten Söldlings oder rittersässigen Müßiggängers. Die Zahl der Schwertfeger und Waffenschmiede war im Reiche damals kaum minder bedeutend, als heutzutage die Zahl der Schreiner oder Drechsler ist. Bei dieser Kriegslust und

Abenteuersucht war das deutsche Volk aber störrig, ungestüm, seine Begierden als einzige Richtschnur seiner Handlungen achtend, der Autorität eines häufig drückenden Gesetzes abhold und in steter innerer Auflehnung gegen dasselbe, die Gewähr seines Rechtes mit Vorliebe in der Stärke seiner Faust suchend, zänkisch und händelsüchtig, unlenksam durch Furcht und Strenge und überaus schwierig in den Schranken einer stramm geregelten Ordnung zu erhalten. Kaiser Maximilian hatte erkannt, daß dieser überschäumende Kriegsmuth der Nation, der in endlosen Fehden gegen sich selbst wüthete, dem deutschen Reiche zu einer unerschöpflichen Quelle von Macht, Ruhm und Größe werden könne, wenn es je möglich werden sollte, denselben in Formen einzuzwängen, innerhalb welcher er eines geregelten Gebrauches fähig gegen das Ausland abzulenken wäre. Jetzt erschloß die Erwerbung des Erbes von Burgund die Möglichkeit, die Begründung eines neuen nationalen Wehrwesens anzubahnen.

Als kurze Zeit nach dem Tode Marias von Burgund die Bürgerschaften Flanderns und Brabants große Störrigkeit zeigten und die Arglist Ludwig's XII. von Frankreich dieselben zu offenem Aufruhr stachelte, rief Maximilian in Vorderösterreich und Schwaben rüstiges und achtbares Volk in den Dienst seiner Fähnlein zusammen, schloß davon mit Strenge alles landläufige unehrliche Gesindel aus, waffnete es nach Schweizer Brauch mit Spieß oder Hellebarde, gab demselben eine Kriegsordnung, lehrte es Glied und Rotte halten, Igel und Gewalthaufen bilden und führte dies mannigfach gekleidete, in Fähnlein geordnete, unter Befehl bürgerlicher und adeliger Hauptleute gestellte Kriegsvolk gegen die niederländischen Aufrührer. Er nannte sie die „frommen Landsknechte"; fromm, zum Unterschiede von dem gottvergessenen, mordbrennerischen Soldgesindel, das er aus seinem Dienst verbannt hatte; Knechte, wie zu jener Zeit aller niedere Adel hieß und keineswegs in der heute üblichen demüthigenden Bedeutung des Wortes; Landsknechte, weil sie vom Lande waren, im Gegensatz zu dem nach ähnlicher Ordonnanz formirten Kriegsvolk der Schweizer, welches dem Gebirge entstammt.

So oft die Verhältnisse dem Kaiser die Aufrichtung einer Heeresmacht aufnöthigten, sandte er fortan einem bekannten, wohlberufenen Kriegsmanne einen Bestallungsbrief als seinem Obristen mit dem offenen Patente, eine gewisse Anzahl Fähnlein aufzurichten, und dem Artikelsbrief, welcher die Verfassung enthielt, nach welcher er sein Kriegs-

volk gehalten und das Kriegsrecht gehandhabt wissen wollte. Der Obrist beschickte seine Waffengefährten, deren immer eine Menge müßig auf ihren Burgen oder in den Städten saß, wählte unter ihnen seinen Lieutenant und bestellte sie seinerseits als Hauptleute einzelner Fähnleins. Diese ließen nun auf Märkten, Kirchfesten und bei anderen Gelegenheiten, die viel Volk versammelten, das „Werbepatent umbschlagen", rüstiges und unbescholtenes Kriegsvolk unter die Fähnlein ladend, dessen in kürzester Frist gewöhnlich die Menge zusammenlief.

Seit diesem Augenblicke schmolz die ausgespiene Hefe der Nation, der schimpfliche Söldnerhaufe, überraschend schnell zusammen und verlor sich entweder im Verließ der Burgen oder am Hochgericht der Städte. Die Abenteuerlust desselben blieb jedoch in der Nation zurück und ergriff, auf edleren Stamm gesproßt, nach und nach alle Schichten derselben. Nur ehrliche, unbescholtene Leute der Städte und die Söhne freier Bauerngemeinden, die mit Schwert und Spieß oder Hellebarde bewaffnet, mit Blechhaube und Harnisch bewehrt oder wenigstens mit gutem Wamms und Schuhen bekleidet waren und einiges Geld aufzuweisen hatten, wurden in die Rolle des Mustermeisters aufgenommen. Weil dies Alles nicht geringe Kosten erheischte, so konnten nur Leute von einer gewissen Wohlhabenheit der Werbetrommel folgen. Wer die Zanksucht seiner Hausfrau fürchtete, suchte für den verlorenen Hausfrieden Ersatz im Waffenlärm des Krieges; wessen Handwerk keinen goldenen Boden zeigte, strebte nach dem silbernen Boden des kaiserlichen Kriegsdienstes. Der adelige Müßiggänger, dem die Verkündigung des ewigen Landfriedens die Beschäftigung seines Lebens verkümmert hatte, jagte nach anderen aufregenden Zerstreuungen unter den Fähnlein des Kaisers. Das freie Bauernhaus, dessen Obdach für seinen Kindersegen zu eng zu werden begann, sandte seine Söhne in das kaiserliche Feldlager, dort eine Schlafstätte zu suchen. Doch auch die lautere Kriegslust, der leichte abenteuernde Sinn, der lebensprühende Uebermuth, der keimende Ehrgeiz strebte nach Nahrung und Kühlung in den Reihen des Kaisers. Wohlhäbige Landsassen, ehrbare Werkmeister ließen, sobald die Werbetrommel erscholl, Hof und Schmiede feiern, um mit des Kaisers Kriegsvolk nach den berühmten Städten Brabants oder des königlichen Ungarn zu ziehen und Brauch und Sitte auch anderer Leute kennen zu lernen, als sie der Markt des Kirchspieles zusammenzuführen pflegte.

Es war ungleich edlerer Stoff, der sich unter des Kaisers Fähn-

lein schaarte. Dennoch kostete es viel Zeit, viel Klugheit und Verständniß, dem unbändigen Sinne eines in der freiesten Ungebundenheit erwachsenen, tausend entgegengesetzten Conditionen angehörenden, seiner Kraft sich bewußten Volkes die Zügel anzulegen und das unruhige deutsche Blut an eine gewisse Kriegszucht zu gewöhnen. Die Kriegsverfassung Maximilian's war eine sehr kluge Vereinigung der Formen und Ueberlieferungen, die sich in dem alten Söldnervolke herausgebildet hatten, mit dem strengen Ordnungssinn des Schweizer; sie nahm von der Straffheit der eidgenössischen Kriegszucht gerade so viel in ihre Satzungen auf, als der unbändige deutsche Sinn zu vertragen im Stande war. Der Artikelsbrief athmete einen für unsere gegenwärtigen Vorstellungen ungemein freien, aber auch ritterlichen Geist. Er regelte die Beziehungen zwischen Kriegsherr und Kriegsvolk, die Vertheilung der Beute, die Handhabung der Zucht und die Pflichten der Unterordnung und des Gehorsams. Er constituirte den Haufen als ein freies, auf dem Vertragsverhältniß und dem Grundsatz der Selbstregierung beruhendes Gemeinwesen.

Doch auch auf der anderen Seite war es nicht leicht, den tief eingewurzelten Widerwillen des Adels gegen den Kriegsdienst zu Fuß überhaupt und gegen die neue Schöpfung des Kaisers insbesondere zu brechen. Das Fußvolk war, was nicht zu übersehen ist, aus dem Conflicte der unteren gegen die adeligen Volksclassen entstanden. Der Ritter hatte das ganze Mittelalter hindurch als der geborene Soldat gegolten und in sich die kriegerische Kraft der Nation verkörpert. Von dieser Alleinherrschaft auf dem Schlachtfelde fand er sich jetzt herabgeworfen und mit dem Bauer und zünftigen Handwerker auf eine Linie gestellt, über den er sich doch an Muth, Tapferkeit und jeder kriegerischen Eigenschaft erhaben wußte. Dieser sociale Gegensatz hatte die Geburt des neueren europäischen Fußvolkes zu einem hundertjährigen Zweikampf zwischen Fußvolk und Ritterschaft gemacht. So lange aber der hohe Adel die neue Schöpfung des Kaisers anfeindete und sich ihren Reihen fern hielt, so lange war sie ohne jedwede Gewährleistung und mußte bald wieder auf das Niveau der landstreicherischen Mordbrennerhaufen zurücksinken, und so lange konnte sie kein wahres Eigenthum der Nation werden. Die nothwendige Umwälzung in Ansicht und Gefühl war aber durch die Reichsverfassung selbst nicht zu vollbringen. Da nahm des römischen Königs Majestät den Spieß selbst auf die Schulter, schnallte sich das breite Schwert an die Seite und schritt

auf des Reiches Heerstraßen zu Fuß vor dem Haufen seiner Landsknechte daher. Eitel Friedrich Graf von Zollern, Erbkämmerer des Reiches und Hofmeister des Königs, war der erste der vornehmen Barone, der die Landsknechtwehre angenommen und dem Kaiser mit dem Spieße wacker zur Seite gestanden hatte. Gelehrig eiferten wackere Adelige und Bürger vornehmer Geschlechter dem Beispiele des römischen Königs nach, und nach Verlauf einiger Jahre war der frommen Landsknechte Sitte in den süddeutschen Gauen Brauch. Indessen bedurfte es noch längerer Zeit, bevor es der römisch kaiserlichen Majestät möglich geworden war, an der Spitze einer erlesenen Schaar von 900 Fürsten, Herzögen, Grafen und edlen Herren, darunter die beiden Pfalzgrafen, beide Herzöge von Sachsen, beide Markgrafen von Brandenburg, beide Herzöge von Mecklenburg u. s. w., in Landsknechtrüstung in Cöln einzuziehen und auch des stolzen niederrheinischen Adels Mißachtung gegen den Fußdienst zu brechen.

Dieser Sieg Maximilian's über das adelige Vorurtheil kam allen Völkern Europas zu gute. Es gab im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts fast keine unter den größeren Nationen, die nicht wenigstens einen Mann besessen hätte, dessen Geschichte nicht zugleich ein Stück Geschichte des europäischen Fußvolkes ist.

Der glückliche Wurf, welchen Maximilian mit der Schöpfung eines nationalen Fußvolkes gethan, hatte für die Zwecke jener Politik, wie sie nun allenthalben an dem alten Rechte der Staaten, ja an ihrer Existenz zu rütteln begann, ein unvergleichlich werthvolleres Instrument geschaffen, als das verdrängte, außerhalb der Nation und als ihr feindseliger Gegensatz stehende, schimpfliche Söldnerheer gewesen war. Dem Lehensheere gegenüber war dasselbe bei aller inneren Schwerfälligkeit ein ungeheurer Fortschritt. Der Krieg des letzteren war in seinen Mitteln und in seiner Dauer, in Umfang, Raum und Zeit außerordentlich beschränkt gewesen. Dem einzelnen Streiter desselben war der kaiserliche Kriegsdienst eine überaus drückende Frohne. Tausend starke Interessen zogen ihn ununterbrochen in die Behaglichkeit seines häuslichen Herdes, in den Schatten seiner wildreichen Wälder zurück, und vergleichsweise nur schwache Interessen banden ihn wirklich an die Sache des Krieges. Die im kaiserlichen Kriegsdienst verbrachte Zeit war für seine Vergnügungen oder seine Interessen, die Kosten, womit er sich dazu beladen mußte, waren für sein Vermögen verloren. Jedermann fand sich durch die kräftigsten Motive getrieben, diese Zeit auf

jede Weise abzukürzen. Die Kriegszüge des Lehensheeres konnten deshalb gemeiniglich von keiner längeren Dauer sein, und waren als solche durchaus nicht befähigt, irgend einem weitaussehenden politischen Zwecke zu dienen. Was in dieser kurzen Frist nicht ausgerichtet werden konnte, mußte als unmöglich angesehen werden. Müßiges Zufeldliegen war nicht denkbar. Man verwüstete das Gebiet des Feindes, brach seine Burgen, trieb seine Heerden hinweg und zog wieder nach Hause.

Das war nun anders geworden. Das Arsenal, in welchem sich fortan die Hauptwaffe des kaiserlichen Heeres erzeugte, war die ganze Nation und deshalb fast unerschöpflich. Die Heere schwollen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewaltiger an, und die kriegerischen Unternehmungen hatten keine andere Grenze als die Erschöpflichkeit des Staatsschatzes, welcher die Heere nährte. Das Geld trat allmälig an die Stelle jeder anderen Kraft und Pflicht; die persönlichen Verpflichtungen dem Staate gegenüber verwandelten sich nach und nach in sachliche, ablösbar durch Leistungen an Geld, und die Sorgfalt für die innere Wohlfahrt und das materielle Gedeihen erhielt den wirksamsten Anstoß. Das Heer Maximilian's war bereits ein politisches Instrument im Sinne der Neuzeit und als solches geeignet, den mannigfaltigsten politischen Zwecken zu dienen. Wenn man gleich in dieser Zeit selbst noch wenig Anläufe zu solchen Zwecken erblickt, so liegt dies theils in der Neuheit der vollzogenen Umwälzung, theils in hundert anderen Ursachen, in welche man sich allenfalls hineindenken, die man aber in ihrem wirklichen Werthe mit der Lebendigkeit nicht erfassen kann, wie der mit ihnen in unmittelbarem Conflict Handelnde. Wenige Fürsten haben so viele Kriegszüge unternommen und wenige haben darin Geringeres geleistet als Maximilian. Jedes der dreiunddreißig oder vierunddreißig Kriegsunternehmungen dieses Kaisers kränkelte an einem oder dem anderen tief liegenden Siechthum, und keines hatte nach irgend einer Richtuug dauernde Resultate zurückgelassen. Es scheint auf den ersten Blick höchst verwundernswerth, daß jener Genius, der sich so tüchtig erzeigt, ein neues Kriegsheer zu schaffen, sich so wenig tüchtig erzeigen konnte, das selbstgeschaffene Werkzeug zu gebrauchen. Unstreitig trägt vor Allem die politische und geographische Lage des Reiches, welche die Kräfte des Kaisers entweder nach den entgegengesetzten Richtungen auseinander zog oder im Innern fesselte, ihren Theil daran. Während Frankreich seit den Zeiten Carl's VII. fast nach einer einzigen Richtung mit vereinten Kräften zu wirken im Stande war, war der Kaiser allerwärts von

Feinden umlagert. Im Süden strebte Venedig aus seinen Grenzen heraus und hatte Tirol zu wiederholten Malen überzogen; im Südwesten rang die Schweiz nach völliger Lösung der lockeren Bande, welche sie mit dem Reiche noch verknüpften; im Westen stand Frankreich, stets schlagfertig und stets bereit, jede Noth des Kaisers auszubeuten. Der unruhige Geist der Hoecks und des Grafen von der Mark hielt die Niederlande in den Fieberparoxismen endloser Empörungen. Im Norden drängten die Russen, im Osten die Türken und im Inneren Deutschlands der trotzige und zänkische Geist unbotmäßiger Vasallen. Nach so entgegengesetzten Richtungen auseinander gezogen, von so entgegengesetzten Aufgaben gefesselt, konnten sich die kriegerischen und finanziellen Kräfte des Kaisers nirgends zu einer solchen Masse zusammenballen, als die Größe des Zweckes forderte und in ihrer Aufgabe niemals so lange ausharren, als die mechanische Verrichtung heischte. Ohne Zweifel mag der rastlose, zu strenger Ausdauer oder folgerichtigem Handeln wenig geneigte Sinn des Kaisers und der Leichtsinn seiner Wirthschaftlichkeit die Wirksamkeit jener zersetzenden Ursachen wohl auch nicht zum Geringsten vervollständigt haben. Wäre Maximilian jedoch ein so unbeschränkter Gebieter seiner Staaten gewesen, wie Ferdinand der Katholische oder Carl VIII., oder hätte die Bevölkerung Deutschlands den Gemeingeist und Patriotismus Englands besessen, und wäre der Kaiser im Stande gewesen, die eigenen Entwürfe auf die eigene Weise auszuführen, so würde er ungeachtet der Mängel seines Temperaments wahrscheinlich die Mehrzahl jener Kriege mit der Niederlage seiner Feinde abgeschlossen haben. Doch weder als Oberhaupt der deutschen Nation, noch als Erzherzog von Oesterreich oder als Herzog von Burgund befand er sich in diesem Falle. Nichts ist in dieser Beziehung lehrreicher und zugleich unterhaltender als der Reichstag von Worms im Jahre 1495, auf welchem über die Wehrverfassung des Reiches des längeren verhandelt worden war.

Die Vorstellungen von der Natur des Krieges, von der Gefahr im Kriege, von den Grenzen und Bedingungen der kriegerischen Anstrengung standen dabei gänzlich unter der Herrschaft der verwichenen Epoche. Die Kriegskunst lag noch in den Windeln, und ihre ältere Schwester, die Politik, stak in ihren Kinderschuhen. Diese letztere begann mit ihrem Blicke allerdings größere Räume zu umfassen und in weitere Fernen zu wirken; aber ihren Combinationen lagen nur die allernächsten Verhältnisse und die beschränktesten Ziele zu Grunde. Sie

selbst haschte nach lediglich augenblicklichem Erfolge, unbekümmert, was jenseits dieses Erfolges liegen könne oder später daraus folgen möge. Erbfolgestreite, Heirathsverträge, Spännigkeit der Stände und Vasallen, Streitigkeiten kleinlicher Natur waren die bestimmenden kriegerischen Motive. Die Beschränkung des politischen Zweckes erzeugte eine Beschränkung der Gefahr im Kriege und mit dieser der Anstrengung. Weil die Gefahr erlittener Niederlagen eine geringe war, so ward es auch der Werth des Sieges. Fast niemals stand die Anstrengung in einem gewissen Verhältniß zu dem Umfange des politischen Kriegszweckes und blieb jedesmal das reine Resultat bloßer Zufälligkeit. Als 1492 der Herzog Albrecht in Bayern mit dem Reiche in Zwist gerieth und der Haß anderer Reichsstände in dem entstandenen Reichskriege Sättigung erwartete, war es dem Kaiser leicht, 22.000 Mann auf die Beine zu bringen;*) als er jedoch, ungleich höhere Ziele verfolgend, vier Jahre später nach Italien zog, des Reiches Rechte auf die italienischen Lehen zu erneuern, konnte er unter seinen Bannern nur 7000 Mann versammeln.

Große Schuld an diesen Mißerfolgen hatte ferner die ursprüngliche Unvollkommenheit des kriegerischen Instrumentes selbst, das in seinen individuellsten Zügen noch das ganze Gepräge des unreifen Staatsverbandes trug, aus dem es hervorgegangen war. Das kaiserliche Kriegsheer war damals nichts weniger als nach einem Style geformt, mit einem nur annähernd richtigen Verhältniß seiner einzelnen Theile; mittelalterliche und neue Elemente lagen darin durcheinander und verkümmerten einander die besondere Leistungsfähigkeit. Blos das Fußvolk, bei Reichskriegen sogar nur ein Theil des Fußvolkes und höchstens noch ein Theil der Arkeley-Zeugmeister konnten im Heere Maximilian's als die wahren Träger des kriegsherrlichen Willens gelten. Die Reiterei war noch jene des Lehensheeres. So war es gekommen, daß in der Kriegsmacht Maximilian's alle Nachtheile des Sold- und alle Nachtheile des Lehensheeres einander die Hand reichten; daß der Unterhalt des Fußvolkes die Schätze Flanderns verschlang,

*) Dem Kaiser schnitt es tief in die Seele, ein so stattliches Heer gegen Deutsche führen zu müssen, während die Grenze des Reiches von Feinden umlagert war. Seufzend sprach er zum Markgrafen von Brandenburg, der ihm diese Kriegsvölker in der gevierten Ordnung vorgeführt: „Er wölte ein Grafschaft darumb geben, wann er dieß schöne Kriegßuolckh an der franz. Gränze sehen und haben sölte."



Am Ausgang des 15. Jahrhunderts war jedoch die kaiserliche Hausmacht theils noch zersetzt, theils durch innere Fehden gelähmt und jeder außerordentlichen Spannung unfähig. Kaiser Sigismund lag in Ungarn gegen Türken und im Küstenlande gegen Venetianer fortwährend im Felde. Die Kronen von Ungarn und Böhmen, die nach seinem Tode an das Haus Oesterreich gefallen, wurden diesem durch Georg von Podiebrad und Mathias Corvinus wieder entrissen; die deutsch-österreichischen Erblande waren unter mehrere Linien getheilt, Kaiser Friedrich III. stak beständig in Nöthen und wurde von Corvin aus seiner Hauptstadt und aus Niederösterreich verdrängt. In Deutschland war das Geld ungefähr fünfzehnmal so selten als heutzutage und noch seltener war es in den Erblanden. Die landesfürstliche Macht Friedrich's war in ihrem Wesen auf den unmittelbaren Besitz von Gütern und Gülten begründet. Eine wichtige Finanzquelle waren die Bergwerke in Steier und Kärnten, eine andere Schenkungen, Confiscationen oder das Heimfallsrecht. Von regelmäßiger Besteuerung konnte noch keine Rede sein. Kaiser Friedrich mußte seinen Geldbedarf häufig bei Rittern, Bürgern und Bauern in winzigen Anlehen von 5 bis 100 Pfund Pfennige zusammenbringen. Man kann sich von diesen Zuständen die richtigste Vorstellung bilden, wenn man hört, daß Friedrich III., als ihm Corvinus das entrissene Niederösterreich für 700.000 fl. angeboten, die Forderung so unerschwinglich fand, daß er lieber das Ableben des Königs abzuwarten, als eine der schönsten Provinzen Europas mit seiner Hauptstadt einzulösen beschloß.

Je häufiger der Krieg zu dieser Zeit durch Soldtruppen ausgefochten wurde, umsomehr concentrirte sich die Macht und Sicherheit der Staaten im Reichthum ihres Schatzes. Der reichste Fürst war zugleich der mächtigste. Die italienischen Staaten, Venedig, Florenz und Mailand obenan, waren es im südlichen, die Niederlande im mittleren Europa. Italienische Schiffe bedeckten alle bekannten Meere; italienische Banken leiteten die Geldgeschäfte der ganzen bekannten Welt; die Läden italienischer Kaufleute dufteten in jeder größeren Straße jeder größeren Küstenstadt von den Schätzen des Orients. Die Niederlande gehörten nebst Burgund, Limburg, Hennegau und der Freigrafschaft zu den burgundischen Staaten und waren ihren Fürsten mehr werth als irgend ein anderes mächtiges Königreich in Europa. Sie waren der Sitz eines rührigen Gewerbefleißes, eines weitverzweigten Handels und der emsigsten Schifffahrt. Sie waren der Stapelplatz für jedes Erzeugniß des nörd-

lichen und südlichen Europas. Venetianische und genuesische Schiffe brachten wälsche Seide und die Kostbarkeiten Indiens nach den flandrischen Häfen, und kauften mit denselben Fische der Nordsee, holländisches Linnen, russisches Wachs und andere Erzeugnisse nordischer Klimate; flandrische Schiffe verfrachteten die italienischen Gewebe nach skandinavischen und baltischen Häfen. Das Gold von ganz Europa floß entweder nach Italien oder in den Säckel flamändischer und holländischer Gewerbsleute. Alle Gegenstände des Luxus und alle Gegenstände des täglichen Bedarfes wurden in Italien oder in den Niederlanden erzeugt. Der Höfling Heinrich's VII. stolzirte in flandrischem Tuche und mailändischem Sammt durch die Gemächer von Whitehall, und das Edelfräulein an den Ufern des Mälar trat vor den Brautaltar, verschleiert in Spitzen von Brabant. Die italienischen Staaten waren damals die ersten Seemächte der Welt; die Niederländer besaßen unter Carl dem Kühnen die unbestrittene Herrschaft der nördlichen Meere, und wenn dieser Fürst gegen Frankreich zu Felde lag, durfte sich im Canale ein fremdes Schiff so wenig blicken lassen als 1807 nach dem berüchtigten Decrete von Berlin.

Der ungeheure Reichthum, welchen Carl der Kühne aus diesen Ländern schöpfte, hatte ihn zu einem der mächtigsten Fürsten der Welt gemacht. Das Kriegsheer, das er zeitweilig unterhielt, hatte seinem Umfange nach nur im Heere Mohammed's II. und etwa noch in Frankreich sein Gegenstück. Nie ward seit Zusammensturz des römischen Weltreiches und den Kreuzfahrerzügen ein so stattliches Kriegsvolk gesehen worden, als jenes, mit welchem er 1474 Neuß belagerte und das über 60.000 Mann zählte. Wie herrlich auch der äußeren Erscheinung nach das burgundische Heer gewesen sein mochte, in seinem inneren Gefüge war es bedenklich locker und ohne zuverlässigen Werth. Es besaß einige Außenformen des eidgenössischen Heeres, im Wesen jedoch war es, wie alle Söldnerheere dieser Zeit, eine aus aller Herren Ländern zusammengetrommelte Bande von Landstreichern und Abenteurern, die nichts zusammenhielt, keine gemeinschaftliche Sprache, kein allgemeines Interesse, keine Vaterlandsliebe, sondern blos Beutelust und der herzogliche Sold. Es gehorchte schlecht, es focht schlecht und lief nach jeder Niederlage auseinander. So oft es gegen Schweizer stritt, wurde es geschlagen. Eine dieser Niederlagen hatte den Fürsten selbst um's Leben gebracht.

Durch die Heirath Maximilian's I. mit Maria von Burgund,

der Tochter Carl's des Kühnen, waren diese herrlichen Länder an das Haus Oesterreich gekommen. Die Heirath Philipps, des Sohnes Maximilians, mit Johanna, der Erbtochter Isabellas und Ferdinands des Katholischen, hatte einige Jahre später die große spanische Monarchie der Kräftemasse hinzugefügt, welche fortan wie ein Riesendamm sich entgegenstellte, so oft Frankreich die alten Grenzen gewaltsam sprengen zu wollen schien. Die von demselben Fürsten begründete und einige Jahre nach seinem Tode wirklich erfolgte Wiedererwerbung der Kronen von Ungarn und Böhmen hatte für Deutschland auch im Osten gegen die täglich näher rückende Macht der Osmanen eine Vormauer geschaffen. So schlang das Haus Oesterreich seine schützenden Arme um den Leib des entarteten Reiches, fing mit seinem Körper die Streiche auf, die dieses treffen sollten, kämpfte für Deutschland, siegte für Deutschland und, obwohl selbst verblutend und endlich geschwächt, rettete es Deutschland. Freilich ist nach einem dreihundertjährigen Kampfe in dem gegenwärtigen Staatskörper Oesterreichs kein einziges Glied weder des burgundischen noch des spanischen Erbes zurückgeblieben. Um einen solchen Preis hat Oesterreich die unabhängige Forteristenz des deutschen Reiches erkauft. Der Verlust dieses seines ungeheuren Erbes ist die einzige bleibende Erinnerung an den gigantischen Kampf, selbst heute noch, wo sie im Herzen der Deutschen erloschen scheint.

Nächst den Eidgenossen war das deutsche Volk in jenen Zeiten vielleicht das kriegerischeste in Europa. Das Fehdewesen und fortdauernder Waffenlärm hatten seit langen Jahren den Blick desselben an alle Schrecken der Schlacht und alle Wechselfälle des Waffenglücks gewöhnt. Es war hart gegen sich selbst, wie gegen andere, trotzig und streitsüchtig, aber auch streitbar und muthig. Es kannte keine andere Mannestugend, als Tapferkeit, und keine andere Ehre, als kriegerischen Ruhm. Diese Kriegsfreudigkeit war keineswegs das ausschließliche Eigenthum des Adels und der mit dem Waffenrechte ausgestatteten Stände. Das Herz des zünftigen Handwerkers, der an seinem Werkstuhl Särge zimmerte, oder des halseigenen Bauers, der hinter seiner Pflugschar schritt, schlug beim Schall der Trommel nicht minder rasch, als das Herz des verabschiedeten unbeschäftigten Söldlings oder rittersässigen Müßiggängers. Die Zahl der Schwertfeger und Waffenschmiede war im Reiche damals kaum minder bedeutend, als heutzutage die Zahl der Schreiner oder Drechsler ist. Bei dieser Kriegslust und

Abenteuersucht war das deutsche Volk aber störrig, ungestüm, seine Begierden als einzige Richtschnur seiner Handlungen achtend, der Autorität eines häufig drückenden Gesetzes abhold und in steter innerer Auflehnung gegen dasselbe, die Gewähr seines Rechtes mit Vorliebe in der Stärke seiner Faust suchend, zänkisch und händelsüchtig, unlenksam durch Furcht und Strenge und überaus schwierig in den Schranken einer stramm geregelten Ordnung zu erhalten. Kaiser Maximilian hatte erkannt, daß dieser überschäumende Kriegsmuth der Nation, der in endlosen Fehden gegen sich selbst wüthete, dem deutschen Reiche zu einer unerschöpflichen Quelle von Macht, Ruhm und Größe werden könne, wenn es je möglich werden sollte, denselben in Formen einzuzwängen, innerhalb welcher er eines geregelten Gebrauches fähig gegen das Ausland abzulenken wäre. Jetzt erschloß die Erwerbung des Erbes von Burgund die Möglichkeit, die Begründung eines neuen nationalen Wehrwesens anzubahnen.

Als kurze Zeit nach dem Tode Marias von Burgund die Bürgerschaften Flanderns und Brabants große Störrigkeit zeigten und die Arglist Ludwig's XII. von Frankreich dieselben zu offenem Aufruhr stachelte, rief Maximilian in Vorderösterreich und Schwaben rüstiges und achtbares Volk in den Dienst seiner Fähnlein zusammen, schloß davon mit Strenge alles landläufige unehrliche Gesindel aus, waffnete es nach Schweizer Brauch mit Spieß oder Hellebarde, gab demselben eine Kriegsordnung, lehrte es Glied und Rotte halten, Igel und Gewalthaufen bilden und führte dies mannigfach gekleidete, in Fähnlein geordnete, unter Befehl bürgerlicher und adeliger Hauptleute gestellte Kriegsvolk gegen die niederländischen Aufrührer. Er nannte sie die „frommen Landsknechte"; fromm, zum Unterschiede von dem gottvergessenen, mordbrennerischen Soldgesindel, das er aus seinem Dienst verbannt hatte; Knechte, wie zu jener Zeit aller niedere Adel hieß und keineswegs in der heute üblichen demüthigenden Bedeutung des Wortes; Landsknechte, weil sie vom Lande waren, im Gegensatz zu dem nach ähnlicher Ordonnanz formirten Kriegsvolk der Schweizer, welches dem Gebirge entstammt.

So oft die Verhältnisse dem Kaiser die Aufrichtung einer Heeresmacht aufnöthigten, sandte er fortan einem bekannten, wohlberufenen Kriegsmanne einen Bestallungsbrief als seinem Obristen mit dem offenen Patente, eine gewisse Anzahl Fähnlein aufzurichten, und dem Artikelsbrief, welcher die Verfassung enthielt, nach welcher er sein Kriegs-

volk gehalten und das Kriegsrecht gehandhabt wissen wollte. Der Obrist beschickte seine Waffengefährten, deren immer eine Menge müßig auf ihren Burgen oder in den Städten saß, wählte unter ihnen seinen Lieutenant und bestellte sie seinerseits als Hauptleute einzelner Fähnleins. Diese ließen nun auf Märkten, Kirchfesten und bei anderen Gelegenheiten, die viel Volk versammelten, das „Werbepatent umbschlagen", rüstiges und unbescholtenes Kriegsvolk unter die Fähnlein ladend, dessen in kürzester Frist gewöhnlich die Menge zusammenlief.

Seit diesem Augenblicke schmolz die ausgespiene Hefe der Nation, der schimpfliche Söldnerhaufe, überraschend schnell zusammen und verlor sich entweder im Verließ der Burgen oder am Hochgericht der Städte. Die Abenteuerlust desselben blieb jedoch in der Nation zurück und ergriff, auf edleren Stamm gesproßt, nach und nach alle Schichten derselben. Nur ehrliche, unbescholtene Leute der Städte und die Söhne freier Bauerngemeinden, die mit Schwert und Spieß oder Hellebarde bewaffnet, mit Blechhaube und Harnisch bewehrt oder wenigstens mit gutem Wamms und Schuhen bekleidet waren und einiges Geld aufzuweisen hatten, wurden in die Rolle des Mustermeisters aufgenommen. Weil dies Alles nicht geringe Kosten erheischte, so konnten nur Leute von einer gewissen Wohlhabenheit der Werbetrommel folgen. Wer die Zanksucht seiner Hausfrau fürchtete, suchte für den verlorenen Hausfrieden Ersatz im Waffenlärm des Krieges; wessen Handwerk keinen goldenen Boden zeigte, strebte nach dem silbernen Boden des kaiserlichen Kriegsdienstes. Der adelige Müßiggänger, dem die Verkündigung des ewigen Landfriedens die Beschäftigung seines Lebens verkümmert hatte, jagte nach anderen aufregenden Zerstreuungen unter den Fähnlein des Kaisers. Das freie Bauernhaus, dessen Obdach für seinen Kindersegen zu eng zu werden begann, sandte seine Söhne in das kaiserliche Feldlager, dort eine Schlafstätte zu suchen. Doch auch die lautere Kriegslust, der leichte abenteuernde Sinn, der lebensprühende Uebermuth, der keimende Ehrgeiz strebte nach Nahrung und Kühlung in den Reihen des Kaisers. Wohlhäbige Landsassen, ehrbare Werkmeister ließen, sobald die Werbetrommel erscholl, Hof und Schmiede feiern, um mit des Kaisers Kriegsvolk nach den berühmten Städten Brabants oder des königlichen Ungarn zu ziehen und Brauch und Sitte auch anderer Leute kennen zu lernen, als sie der Markt des Kirchspieles zusammenzuführen pflegte.

Es war ungleich edlerer Stoff, der sich unter des Kaisers Fähn-

lein schaarte. Dennoch kostete es viel Zeit, viel Klugheit und Verständniß, dem unbändigen Sinne eines in der freiesten Ungebundenheit erwachsenen, tausend entgegengesetzten Conditionen angehörenden, seiner Kraft sich bewußten Volkes die Zügel anzulegen und das unruhige deutsche Blut an eine gewisse Kriegszucht zu gewöhnen. Die Kriegsverfassung Maximilian's war eine sehr kluge Vereinigung der Formen und Ueberlieferungen, die sich in dem alten Söldnervolke herausgebildet hatten, mit dem strengen Ordnungssinn des Schweizer; sie nahm von der Straffheit der eidgenössischen Kriegszucht gerade so viel in ihre Satzungen auf, als der unbändige deutsche Sinn zu vertragen im Stande war. Der Artikelsbrief athmete einen für unsere gegenwärtigen Vorstellungen ungemein freien, aber auch ritterlichen Geist. Er regelte die Beziehungen zwischen Kriegsherr und Kriegsvolk, die Vertheilung der Beute, die Handhabung der Zucht und die Pflichten der Unterordnung und des Gehorsams. Er constituirte den Haufen als ein freies, auf dem Vertragsverhältniß und dem Grundsatz der Selbstregierung beruhendes Gemeinwesen.

Doch auch auf der anderen Seite war es nicht leicht, den tief eingewurzelten Widerwillen des Adels gegen den Kriegsdienst zu Fuß überhaupt und gegen die neue Schöpfung des Kaisers insbesondere zu brechen. Das Fußvolk war, was nicht zu übersehen ist, aus dem Conflicte der unteren gegen die adeligen Volksclassen entstanden. Der Ritter hatte das ganze Mittelalter hindurch als der geborene Soldat gegolten und in sich die kriegerische Kraft der Nation verkörpert. Von dieser Alleinherrschaft auf dem Schlachtfelde fand er sich jetzt herabgeworfen und mit dem Bauer und zünftigen Handwerker auf eine Linie gestellt, über den er sich doch an Muth, Tapferkeit und jeder kriegerischen Eigenschaft erhaben wußte. Dieser sociale Gegensatz hatte die Geburt des neueren europäischen Fußvolkes zu einem hundertjährigen Zweikampf zwischen Fußvolk und Ritterschaft gemacht. So lange aber der hohe Adel die neue Schöpfung des Kaisers anfeindete und sich ihren Reihen fern hielt, so lange war sie ohne jedwede Gewährleistung und mußte bald wieder auf das Niveau der landstreicherischen Mordbrennerhaufen zurücksinken, und so lange konnte sie kein wahres Eigenthum der Nation werden. Die nothwendige Umwälzung in Ansicht und Gefühl war aber durch die Reichsverfassung selbst nicht zu vollbringen. Da nahm des römischen Königs Majestät den Spieß selbst auf die Schulter, schnallte sich das breite Schwert an die Seite und schritt

auf des Reiches Heerstraßen zu Fuß vor dem Haufen seiner Landsknechte daher. Eitel Friedrich Graf von Zollern, Erbkämmerer des Reiches und Hofmeister des Königs, war der erste der vornehmen Barone, der die Landsknechtwehre angenommen und dem Kaiser mit dem Spieße wacker zur Seite gestanden hatte. Gelehrig eiferten wackere Adelige und Bürger vornehmer Geschlechter dem Beispiele des römischen Königs nach, und nach Verlauf einiger Jahre war der frommen Landsknechte Sitte in den süddeutschen Gauen Brauch. Indessen bedurfte es noch längerer Zeit, bevor es der römisch kaiserlichen Majestät möglich geworden war, an der Spitze einer erlesenen Schaar von 900 Fürsten, Herzögen, Grafen und edlen Herren, darunter die beiden Pfalzgrafen, beide Herzöge von Sachsen, beide Markgrafen von Brandenburg, beide Herzöge von Mecklenburg u. s. w., in Landsknechtrüstung in Cöln einzuziehen und auch des stolzen niederrheinischen Adels Mißachtung gegen den Fußdienst zu brechen.

Dieser Sieg Maximilian's über das adelige Vorurtheil kam allen Völkern Europas zu gute. Es gab im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts fast keine unter den größeren Nationen, die nicht wenigstens einen Mann besessen hätte, dessen Geschichte nicht zugleich ein Stück Geschichte des europäischen Fußvolkes ist.

Der glückliche Wurf, welchen Maximilian mit der Schöpfung eines nationalen Fußvolkes gethan, hatte für die Zwecke jener Politik, wie sie nun allenthalben an dem alten Rechte der Staaten, ja an ihrer Existenz zu rütteln begann, ein unvergleichlich werthvolleres Instrument geschaffen, als das verdrängte, außerhalb der Nation und als ihr feindseliger Gegensatz stehende, schimpfliche Söldnerheer gewesen war. Dem Lehensheere gegenüber war dasselbe bei aller inneren Schwerfälligkeit ein ungeheurer Fortschritt. Der Krieg des letzteren war in seinen Mitteln und in seiner Dauer, in Umfang, Raum und Zeit außerordentlich beschränkt gewesen. Dem einzelnen Streiter desselben war der kaiserliche Kriegsdienst eine überaus drückende Frohne. Tausend starke Interessen zogen ihn ununterbrochen in die Behaglichkeit seines häuslichen Herdes, in den Schatten seiner wildreichen Wälder zurück, und vergleichsweise nur schwache Interessen banden ihn wirklich an die Sache des Krieges. Die im kaiserlichen Kriegsdienst verbrachte Zeit war für seine Vergnügungen oder seine Interessen, die Kosten, womit er sich dazu beladen mußte, waren für sein Vermögen verloren. Jedermann fand sich durch die kräftigsten Motive getrieben, diese Zeit auf

jede Weise abzukürzen. Die Kriegszüge des Lehensheeres konnten deshalb gemeiniglich von keiner längeren Dauer sein, und waren als solche durchaus nicht befähigt, irgend einem weitaussehenden politischen Zwecke zu dienen. Was in dieser kurzen Frist nicht ausgerichtet werden konnte, mußte als unmöglich angesehen werden. Müßiges Zufeldliegen war nicht denkbar. Man verwüstete das Gebiet des Feindes, brach seine Burgen, trieb seine Heerden hinweg und zog wieder nach Hause.

Das war nun anders geworden. Das Arsenal, in welchem sich fortan die Hauptwaffe des kaiserlichen Heeres erzeugte, war die ganze Nation und deshalb fast unerschöpflich. Die Heere schwollen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewaltiger an, und die kriegerischen Unternehmungen hatten keine andere Grenze als die Erschöpflichkeit des Staatsschatzes, welcher die Heere nährte. Das Geld trat allmälig an die Stelle jeder anderen Kraft und Pflicht; die persönlichen Verpflichtungen dem Staate gegenüber verwandelten sich nach und nach in sachliche, ablösbar durch Leistungen an Geld, und die Sorgfalt für die innere Wohlfahrt und das materielle Gedeihen erhielt den wirksamsten Anstoß. Das Heer Maximilian's war bereits ein politisches Instrument im Sinne der Neuzeit und als solches geeignet, den mannigfaltigsten politischen Zwecken zu dienen. Wenn man gleich in dieser Zeit selbst noch wenig Anläufe zu solchen Zwecken erblickt, so liegt dies theils in der Neuheit der vollzogenen Umwälzung, theils in hundert anderen Ursachen, in welche man sich allenfalls hineindenken, die man aber in ihrem wirklichen Werthe mit der Lebendigkeit nicht erfassen kann, wie der mit ihnen in unmittelbarem Conflict Handelnde. Wenige Fürsten haben so viele Kriegszüge unternommen und wenige haben darin Geringeres geleistet als Maximilian. Jedes der dreiunddreißig oder vierunddreißig Kriegsunternehmungen dieses Kaisers kränkelte an einem oder dem anderen tief liegenden Siechthum, und keines hatte nach irgend einer Richtuug dauernde Resultate zurückgelassen. Es scheint auf den ersten Blick höchst verwundernswerth, daß jener Genius, der sich so tüchtig erzeigt, ein neues Kriegsheer zu schaffen, sich so wenig tüchtig erzeigen konnte, das selbstgeschaffene Werkzeug zu gebrauchen. Unstreitig trägt vor Allem die politische und geographische Lage des Reiches, welche die Kräfte des Kaisers entweder nach den entgegengesetzten Richtungen auseinander zog oder im Innern fesselte, ihren Theil daran. Während Frankreich seit den Zeiten Carl's VII. fast nach einer einzigen Richtung mit vereinten Kräften zu wirken im Stande war, war der Kaiser allerwärts von

Feinden umlagert. Im Süden strebte Venedig aus seinen Grenzen heraus und hatte Tirol zu wiederholten Malen überzogen; im Südwesten rang die Schweiz nach völliger Lösung der lockeren Bande, welche sie mit dem Reiche noch verknüpften; im Westen stand Frankreich, stets schlagfertig und stets bereit, jede Noth des Kaisers auszubeuten. Der unruhige Geist der Hoecks und des Grafen von der Mark hielt die Niederlande in den Fieberparoxismen endloser Empörungen. Im Norden drängten die Russen, im Osten die Türken und im Inneren Deutschlands der trotzige und zänkische Geist unbotmäßiger Vasallen. Nach so entgegengesetzten Richtungen auseinander gezogen, von so entgegengesetzten Aufgaben gefesselt, konnten sich die kriegerischen und finanziellen Kräfte des Kaisers nirgends zu einer solchen Masse zusammenballen, als die Größe des Zweckes forderte und in ihrer Aufgabe niemals so lange ausharren, als die mechanische Verrichtung heischte. Ohne Zweifel mag der rastlose, zu strenger Ausdauer oder folgerichtigem Handeln wenig geneigte Sinn des Kaisers und der Leichtsinn seiner Wirthschaftlichkeit die Wirksamkeit jener zersetzenden Ursachen wohl auch nicht zum Geringsten vervollständigt haben. Wäre Maximilian jedoch ein so unbeschränkter Gebieter seiner Staaten gewesen, wie Ferdinand der Katholische oder Carl VIII., oder hätte die Bevölkerung Deutschlands den Gemeingeist und Patriotismus Englands besessen, und wäre der Kaiser im Stande gewesen, die eigenen Entwürfe auf die eigene Weise auszuführen, so würde er ungeachtet der Mängel seines Temperaments wahrscheinlich die Mehrzahl jener Kriege mit der Niederlage seiner Feinde abgeschlossen haben. Doch weder als Oberhaupt der deutschen Nation, noch als Erzherzog von Oesterreich oder als Herzog von Burgund befand er sich in diesem Falle. Nichts ist in dieser Beziehung lehrreicher und zugleich unterhaltender als der Reichstag von Worms im Jahre 1495, auf welchem über die Wehrverfassung des Reiches des längeren verhandelt worden war.

Die Vorstellungen von der Natur des Krieges, von der Gefahr im Kriege, von den Grenzen und Bedingungen der kriegerischen Anstrengung standen dabei gänzlich unter der Herrschaft der verwichenen Epoche. Die Kriegskunst lag noch in den Windeln, und ihre ältere Schwester, die Politik, stak in ihren Kinderschuhen. Diese letztere begann mit ihrem Blicke allerdings größere Räume zu umfassen und in weitere Fernen zu wirken; aber ihren Combinationen lagen nur die allernächsten Verhältnisse und die beschränktesten Ziele zu Grunde. Sie

selbst haschte nach lediglich augenblicklichem Erfolge, unbekümmert, was jenseits dieses Erfolges liegen könne oder später daraus folgen möge. Erbfolgestreite, Heirathsverträge, Spännigkeit der Stände und Vasallen, Streitigkeiten kleinlicher Natur waren die bestimmenden kriegerischen Motive. Die Beschränkung des politischen Zweckes erzeugte eine Beschränkung der Gefahr im Kriege und mit dieser der Anstrengung. Weil die Gefahr erlittener Niederlagen eine geringe war, so ward es auch der Werth des Sieges. Fast niemals stand die Anstrengung in einem gewissen Verhältniß zu dem Umfange des politischen Kriegszweckes und blieb jedesmal das reine Resultat bloßer Zufälligkeit. Als 1492 der Herzog Albrecht in Bayern mit dem Reiche in Zwist gerieth und der Haß anderer Reichsstände in dem entstandenen Reichskriege Sättigung erwartete, war es dem Kaiser leicht, 22.000 Mann auf die Beine zu bringen;*) als er jedoch, ungleich höhere Ziele verfolgend, vier Jahre später nach Italien zog, des Reiches Rechte auf die italienischen Lehen zu erneuern, konnte er unter seinen Bannern nur 7000 Mann versammeln.

Große Schuld an diesen Mißerfolgen hatte ferner die ursprüngliche Unvollkommenheit des kriegerischen Instrumentes selbst, das in seinen individuellsten Zügen noch das ganze Gepräge des unreifen Staatsverbandes trug, aus dem es hervorgegangen war. Das kaiserliche Kriegsheer war damals nichts weniger als nach einem Style geformt, mit einem nur annähernd richtigen Verhältniß seiner einzelnen Theile; mittelalterliche und neue Elemente lagen darin durcheinander und verkümmerten einander die besondere Leistungsfähigkeit. Blos das Fußvolk, bei Reichskriegen sogar nur ein Theil des Fußvolkes und höchstens noch ein Theil der Arkeley-Zeugmeister konnten im Heere Maximilian's als die wahren Träger des kriegsherrlichen Willens gelten. Die Reiterei war noch jene des Lehensheeres. So war es gekommen, daß in der Kriegsmacht Maximilian's alle Nachtheile des Sold- und alle Nachtheile des Lehensheeres einander die Hand reichten; daß der Unterhalt des Fußvolkes die Schätze Flanderns verschlang,

*) Dem Kaiser schnitt es tief in die Seele, ein so stattliches Heer gegen Deutsche führen zu müssen, während die Grenze des Reiches von Feinden umlagert war. Seufzend sprach er zum Markgrafen von Brandenburg, der ihm diese Kriegsvölker in der gevierten Ordnung vorgeführt: „Er wölte ein Graffschaft darumb geben, wann er dieß schöne Kriegßuolckh an der franz. Gränze sehen und haben sölte."

aber die Reiterei dessen Verwendung vereitelte oder zu widersinnigem Gebrauche zwang, und daß die vornehm herrische Weise des adeligen Reiters die Zucht erschwerte und die schlichten Sitten des Landsknechtes verdarb. Die schädlichen Unzukömmlichkeiten dieser Mißheirath hatte der schöpferische Kaiser zwar sehr schnell erkannt und es an Versuchen zur Neubegründung einer besseren Reiterei nicht fehlen lassen. 1498 hatte er nach Vorbild der Hommes d'armes in den österreichischen Erblanden die Aufrichtung eines stehenden Geschwaders von hundert „Khrissern" unter Weikhard von Polhaim angeordnet, die mit ihren Junkern, Trabanten und Marstallern ein Reiter-Regiment von siebenhundert Mann gebildet haben würden. Jeder dieser Versuche war jedoch am Kostenpunkte gescheitert. Die Reiterei Maximilian's stand in Wirklichkeit unter einer Menge kleinerer Kriegsherren, die, an eine gewisse Selbstherrlichkeit gewohnt, bei Anordnung kriegerischer Unternehmen für ihren persönlichen Einfluß Spielraum zu fordern pflegten. Diese Einmengung in die Machtvollkommenheit der obersten Kriegsleitung, welche der Einheit, Kraft und Planmäßigkeit der Handlung schädlichen Abbruch that und zu fortwährenden Compromissen nöthigte, vor Allem aber die tiefe Eifersucht des ritterlichen Reiters gegen den bürgerlichen Landsknecht, welchem er stets wie einem rebellischen und anmaßenden Bauer begegnete, hatte überaus häufig empfindlichen Nachtheil gebracht und einen leichten und glänzenden Erfolg vereitelt. Von einer herzlichen Unterstützung in der Gefahr konnte bei so unversöhnten Gegensätzen nicht die Rede sein. Der Ritter ließ den Landsknecht, dieser den Ritter im Stich, und unter diesem Widerstreit litt nicht blos der Ritter und Landsknecht, sondern der Kriegszweck und der Kaiser mit.

Der an sich störrige, rechthaberischem Streite zuneigende deutsche Sinn war endlich durch die Kriegsverfassung nicht so schnell zu brechen. Seit ältesten Zeiten an weite persönliche Freiheit gewöhnt, mochte der deutsche Städter selbst unter des Kaisers Fähnlein sein bürgerliches Herkommen und die freie individuelle Bewegung nicht missen. So oft die Werbetrommel dem unruhigen deutschen Blute Beschäftigung verhieß, so oft hatte der geworbene Landsknecht die Gewährleistung seines individuellen Rechtes durch eine Verfassung verlangt, deren Satzungen er zum Theil selbst dictirte und die ihm so viel Spielraum ließ, daß eine feste, in allen Wechselfällen ausdauernde Kriegszucht nicht aufrecht zu erhalten war. Gerade in Augenblicken, in welchen sicherster Gehorsam, blindeste Unterordnung, fügsamste und opfervollste Ausdauer die einzige

Bedingung des Sieges war, brach die mit Mühe niedergehaltene Störrigkeit der Soldateska ungestüm alle Bande und verdarb den mühevoll vorbereiteten wahrscheinlichen Erfolg. Die Institution war, ihrem Geiste nach, dem in ungebändigten Ausbrüchen seiner Instincte großgewachsenen Landsknecht noch viel zu neu; es hatten sich noch keine Traditionen herausgebildet, und Erfolg und Mißerfolg hatten ihn von der Nothwendigkeit des Gehorsams und unbedingter Unterordnung nicht tief genug überzeugt.

Die Verpflichtung zu diesem Gehorsam war übrigens Sache eines Vertrages und dauerte nur während einiger Monate. Wurden die Fähnlein aufgelöst, so hörte jedes Rangsverhältniß auf. Der Landsknecht wurde dem Profosen, dem Schulteis, Hauptmann oder Obristen gleich. Die herrschenden Begriffe von Selbstrache ließen deshalb jeden Befehlshaber besorgen, bei zu strammer Disciplin eines Tages persönlich zur Verantwortung gezogen zu werden. Ein anderer Grund lag in dem zunftmäßigen Zusammenhange, zu welchem sich das ganze Landsknechtwesen seit seinem Beginne verbrüdert zu haben schien. Es war ein eigener Stand geworden, eine im Reiche für sich bestehende und mit allen ihren Gliedern Verbindung haltende Kriegerzunft. Die namhafteren Kriegsleute im weiten deutschen Vaterlande hatten genaue Kunde von einander. Sie kannten sich persönlich, entweder weil sie mit oder weil sie gegen einander gedient. Dieser Zusammenhang erleichterte es allerdings jedem Fürsten, durch einen in der Zunft berühmten Kriegsmann die ganze abenteuernde Brüderschaft in seinen Dienst zu ziehen; aber er war für jeden Befehlshaber auch ein Beweggrund, den Ausschweifungen seiner Landsknechte durch die Finger zu blicken und die Zügel der Zucht nicht zu straff anzuziehen. Seine Zukunft und ganze Laufbahn hing von dem Rufe ab, welchen ihm seine Leute in der Zunft bereiteten.

Im Anfange waren auch die Männer noch nicht vorhanden, die wahre Natur des geschaffenen neuen Instrumentes im ersten Griffe zu erfassen. Keiner der ersten Kriegshauptleute Maximilian's hatte die Seite erkannt, an welcher diese unbändige Soldateska am sichersten zu leiten sei. An den Befehl williger, in völliger Abhängigkeit lebender Vasallenhaufen gewöhnt, verstanden sie es nicht, den Ton zu treffen, der in dem trotzigen Landsknechtherzen Widerhall fand. Keiner unter ihnen besaß die Biegsamkeit, in Ungebundenheit erwachsene und in freiem Vertragsverhältniß dienende Soldtruppen zu behandeln, bei

welchen mit dem schroffen Befehlsworte ein- für allemal nicht durchzudringen war. Wer das nicht wußte, stieß auf Widerhaarigkeit und Meuterei. Die erste unbändige Landsknecht-Generation mußte sich erst verbrauchen, zu willigerem Gehorsam geneigte Männer mußten erst erzogen, zu tactvollem Befehle geschickte Hauptleute herangebildet werden, bevor es dem Landsknechtheere möglich werden konnte, die Erwartungen seines Begründers zu rechtfertigen. Bis dahin blieb dasselbe jedoch eine Maschine, ebenso unbegriffen in ihrem moralischen Bau als in den eigenthümlichen Gesetzen ihrer Bewegung. Ihr Räderwerk kreischte und ächzte unter dem Drucke der treibenden Hand, fraß deren Triebkraft zur besseren Hälfte auf, barst bisweilen auseinander und beschädigte das begonnene Werk und den ungeschlachten Werkmeister mit. Die Kriegsverfassung ließ den Feldherrn jedesmal im Stich, sobald er der ungeheuren inneren Reibung blos den Artikelsbrief als einzigen Hebel entgegenzustellen hatte. Die Befehligung eines solchen Heeres war deshalb eine weit schwierigere Aufgabe, als der Befehl Hermann's über unsere Urältern in den hercynischen Wäldern oder Tamerlan's über die Mongolen. Jene wurden bei allem besonderen Haß der Stämme gegen einander durch eine gemeinschaftliche Idee, durch einen allgemeinen Haß zu einem Ganzen verknüpft; diese waren in knechtischer Unterwürfigkeit unter der Zuchtruthe eines einzigen Herrn erwachsene Sklaven. Das deutsche Landsknechtsheer besaß aber weder eine gemeinschaftliche Idee oder gemeinschaftliche Leidenschaft, noch besaß es den Knechtssinn des Asiaten. Die erfolgreiche Befehligung eines Landsknechtsheeres setzte deshalb in der Persönlichkeit des Feldherrn eine kaum weniger seltene Vereinigung der mannigfaltigsten Bedingungen voraus, als dessen Schöpfung eine seltene Vereinigung äußerer und geistiger Bedingungen verlangt hatte. Weil die Autorität, die der Artikelsbrief dem Feldherrn zu leihen vermochte, nicht mächtig genug war, den unbändigen Sinn des Landsknechtes in Fügsamkeit zu halten, so konnte nur die Eigenschaft des Feldherrn ergänzen, wo der Zwang des Gesetzes unzulänglich blieb. Das Ansehen des Feldherrn mußte ein rein persönliches, in der Macht einer gewaltigen Individualität begründetes sein und völlig unabhängig von dem Ansehen, das der Artikelsbrief seiner Rangstellung verlieh.

Mehr als zwei Jahrzehnte gingen indessen vorüber, bevor Deutschland einen solchen Mann erzeugt hatte. Weder der edle Cappler, noch der stolze Fürstenberg, weder Castelvert, noch Bitsch oder Liechtenstein

waren von solchem Gepräge. Die Schöpfung des erfindungsreichen Kaisers schien deshalb in Gefahr und nach dem Kriege von 1499 die Befürchtung nicht ganz unbegründet, daß der Kaiser den Verfall des hergebrachten schlechten Wehrwesens zwar beschleunigt, aber durch ein noch schlechteres ersetzt hätte. Als sich in der unbändigen Unart des verwildernden Landsknechtswesens die Zeiten der alten Söldnerbanden wieder zu erneuern schienen, kam endlich dieser Mann, dem Körper, den Maximilian geschaffen, den Geist einzuhauchen, der demselben noch gemangelt hatte und der ihn fortan während eines ganzen Jahrhunderts beleben sollte.

Georg von Frundsberg entstammt uraltem tirolischen Blute. Die Stammburg seines berühmten, auch außerhalb der gefürsteten Grafschaft begüterten Geschlechtes erhob sich oberhalb Schwatz aus der Mitte schwarzer Fichtenwälder. Der Vater Georgs, Ulrich, hatte dies Schloß an Erzherzog Sigismund verkauft und seinen Familiensitz auf Mindelheim aufgeschlagen, das er von der ihm verschwägerten Familie der Freiherren von Rechberg erstanden hatte. Dort ward, 1475, Georg als der fünfte unter sechs Söhnen und vier Töchtern geboren. Seine Mutter war Frau Barbara von Rechberg.

Es wird wohl kaum einen andern berühmten Mann geben, über dessen Jugend die Nachwelt weniger wüßte. Fast jeder Genius, dessen Entwickelung sich auf ihrem fortschreitenden Gange auch nicht überallhin verfolgen läßt, hatte doch irgend eine anekdotenhafte Ueberlieferung hinterlassen, die das Dunkel seiner Jugend auf einen Augenblick aufhellt und die Richtung seiner Entwickelung wenigstens im Allgemeinen erkennen läßt. Von Einem wird erzählt, daß er den egyptischen Vogt erschlagen, der seine Landsleute mißhandelte; von einem Andern, daß er über den Trophäen von Marathon schlaflos gebrütet; von einem Dritten, daß er Schwüre schrecklicher Rache am Altare schrecklicher Götter gethan. Ueber Frundsberg ist kein einziger solcher Züge zurückgeblieben. Außer wenigen dürren und rein äußerlichen Daten, wie man sie in der trockensten genealogischen Stammtafel nicht fadenscheiniger antreffen kann, weiß man über seine Jugend so gut wie nichts.

Zu jener Zeit, welche den ersten Versuch machte, die Thaten Georg's in einem gewissen Zusammenhange der Nachwelt zu überliefern, hatten die Erleuchtetsten für die Abschätzung derselben jenen Maßstab

besessen, mit welchem heutzutage nur noch die große Masse die That zu messen pflegt. Sie beurtheilten den Mann nach seiner Handlung und diese nach ihrem Erfolg. Wie die That vollbracht, der Erfolg errungen, wie das Rüstzeug beschaffen, dessen sein Genius sich bedient, regte ihre Wißbegier wenig an. Wir aber heutzutage wollen nicht nur den Mann sehen, sondern auch dessen Werkstätte; nicht nur das Werkzeug, sondern auch die Weise, in welcher es gebraucht wurde, den Kunstgriff und die Methode. Fragen solcher Art, die unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade spannen, wurden damals weder gestellt noch beantwortet. Der Grund scheint in diesem besonderen Falle jedoch nicht blos in den Mängeln einer flüchtigen Geschichtschreibung, wohl aber in dem Mangel solcher charakteristischen Aeußerungen und Thatsachen selbst enthalten zu sein. Junker Georg scheint bis in sein vierundzwanzigstes Lebensjahr hinaus in der That jedem andern deutschen Junker so ähnlich gewesen zu sein, wie das Ei eines Adlers dem Ei eines Geiers. Wie andere Junker prügelte er seine Bauern und setzte wie die andern eine Lust darein, sie dem Gegner abzujagen. Er zeichnete sich vor seinen Altersgenossen blos durch ungewöhnliche Körpergröße aus. Er war ein Koloß von Gestalt und ein Riese an Kraft. Leicht schob er mit der Hüfte die Karthaune von der Stelle, hielt jedes Pferd im Rennen auf, oder zerbrach drei übereinander gelegte Thaler. Seine außerordentlichen inneren Fähigkeiten hatten sich in einem Alter erst entwickelt, in welchem die Entwickelung der meisten Menschen gewöhnlich zu schließen pflegt. Es scheint in der That, als ob die Natur alle ihre Kräfte zuerst vereinigt hätte, den riesenhaften Rumpf zu bilden, ehe sie an die Bildung des Kopfes die Hand hatte legen mögen. Auf der väterlichen Burg scheint es übrigens an jener Anregung gemangelt zu haben, die nothwendig gewesen wäre, das schlummernde Genie zu erwecken. Allerdings hatte kein Geschichtschreiber behauptet, daß die Familie Frundsberg die Vorurtheile ihres Standes gegen das Landsknechtswesen getheilt; doch auch nicht, daß sie diese nicht getheilt habe. Nichts spricht deshalb für die Annahme, daß in diesem Punkte die Familie Frundsberg freisinniger als die besten und freisinnigsten Familien Schwabens und des Breisgaues gedacht hätte. Nicht ohne Einfluß auf die Richtung von Georg's empfänglichem Gemüth mag dagegen der Geist des schwäbischen Bundes geblieben sein, in dessen Auftrage seine Familie mit Burgsassen und Städtern der Nachbarschaft über die Sicherheit der Heerstraßen zwischen den Alpen

und der Iller wachte. Georg's Erziehung war, wie seine spärlich auf die Gegenwart überkommenen Briefe erweisen, zwar nach keiner Richtung verwahrlost worden, aber sie hatte auch nach keiner Richtung das übliche Mittelmaß der Standesbildung seines Zeitalters überschritten.

Siebzehn Jahre alt, verließ Junker Georg zum ersten Mal die väterliche Halle, um mit seinem Oheim Hans in der Regensburger Fehde gegen Herzog Albrecht von Bayern zu Felde zu ziehen. Sieben Jahre später stand er unter seinem Vater zur Seite seines älteren Bruders Adam einem anderen Feinde gegenüber. Diesmal jedoch war es ein Krieg größeren Styles, der Krieg von 1499 gegen die rebellischen Cantone, in welchem die Siegeskraft der Eidgenossen zum letzten Male in ihrem alten Glanze aufleuchtete.

Kein Krieg des ganzen Jahrhunderts war geeigneter, die inneren Schäden des deutschen Heerwesens mit größerer Augenfälligkeit bloßzulegen und die neue Wahrheit in helleres Licht zu setzen: daß hinfort die rohe ungeordnete Tapferkeit für den Sieg entwerthet sei. Dort erblickte Georg den Landsknecht in der ganzen Schmach seiner Unart und den Eidgenossen in der Strahlenglorie jener Sieghaftigkeit, die seinen Waffen Kriegszucht, Mäßigkeit und Ausdauer verschafft. Bei Hard sah er die kaiserlichen Hauptleute durch den blinden Ungestüm ihres Kriegsvolkes in die Schlacht getrieben und in dem widerwillig angenommenen Kampfe unterliegen, und bei Constanz sah er sie durch ihr mürrisch launiges Kriegsvolk von einem mühevoll vorbereiteten und sehnlichst herbeigewünschten Kampfe zurückgehalten. Bei Dornach sah er Führer und Kriegsvolk, vermessen ihrer Uebermacht vertrauend, ihren Muth bei lärmenden Gelagen verzechen und in gerechter Entgeltung von einem fünf Mal schwächeren Haufen geschlagen werden. Am Schwaderloch sah er das Fußvolk von der Reiterei und im Hegäu die Reiterei vom Fußvolk im Stich gelassen. Allenthalben sah er die Schmach der Niederlagen von den kaiserlichen Hauptleuten der Zügellosigkeit und Feigheit des Kriegsvolkes und von diesem dem Unverstand der Hauptleute zugeschoben. Allenthalben sah er die ungezähmte Kraft einer geordneten Tapferkeit, die numerische Ueberlegenheit einer durchgeistigten Verwendung vier bis zehn Mal geringerer aber wohlgeschulter Kräfte unterliegen. Niemals hatte das Heer sich in der Entäußerung des Eigenwillens, niemals der Feldherr auf dem höheren Standpunkte heimisch fühlen können, welchen die geänderte Natur des Heerwesens ihm angewiesen hatte. Gewaltsam hatte sich das Heer mit

seinen unklaren Trieben und Ueberzeugungen in die Region des Feldherrn gedrängt, und allzu willig der Feldherr sich von dem Gewichte seines unlenksamen Kriegsvolkes in die Region niederer Instincte herunterziehen lassen. Selten hatte der Feldherr sein Heer, häufiger hatte dieses den Feldherrn beherrscht und dessen Entschlüsse nach Laune bestimmt. Die Heeresleitung hatte daher vom Anfang bis an's Ende an dem verderblichsten aller Uebel gekränkelt; es war eine Leitung von unten, eine Leitung durch die dunklen, ungeordneten Instincte der Masse, und als solche widersinnig, unklar, ziellos und aller Bedingungen bar, von denen seit Anbeginn der Welt der kriegerische Erfolg abhängig ist.

Frundsberg hatte sehr wohl erkannt, daß nunmehr das Geheimniß des Sieges ausschließlich weder in der Ueberlegenheit der Zahl, noch in Ueberlegenheit an individueller Tapferkeit enthalten sei, sondern in dem höheren Gesetze einer bedingungslosen Unterordnung des individuellen kriegerischen Werthes unter den Willen des besonderen Befehlshabers und des obersten Feldherrn; daß der einzelne Gewalthaufe in der neuen Schlachtordnung dieselbe Stelle eingenommen habe, die darin früher das Individuum behauptet hatte, und daß, je tiefer die Rangleiter der Grade herunterreiche, das individuelle Opfer an Eigenwillen um so größer werden müsse. Frundsberg hatte aber im Schweizer Kriege nicht nur begreifen gelernt, was trotz so schimpflichen Niederlagen so viele Andere nicht hatten begreifen können, daß die strengste Kriegszucht neben der glühendsten Begeisterung sehr wohl fortbestehen könne, sondern auch, daß der geschlossene Haufen der Spieße, selbst für die beste Reiterei, unüberwindlich geworden und nur durch einen ähnlich bewaffneten Gewalthaufen des Fußvolkes anzugreifen sei, daß also die wahre Stärke eines jeden Heeres fortan nicht mehr in der Reiterei, sondern im Fußvolke gesucht werden müsse.

Das fürchterliche Licht, welches die Katastrophen dieses Krieges auf die Gebrechen des deutschen Heerwesens geworfen, scheint seinen Geist plötzlich gereift zu haben. Eine vollständige Umwälzung aller seiner Ansichten war die Folge, und mit freudigem Ernste ging er in den Geist der in jeder Beziehung sich verjüngenden Zeit ein. Ritter Adam, Georg's Bruder, war zwar mit einer bösen Kugel im Beine aus dem Schweizer Kriege heimgekommen; — doch auch in Georg war der Junker verwundet worden, aber der Landsknecht geboren. Den entscheidenden Werth des Fußvolkes verständig erfassend, wandte sich Frundsberg von der Reiterei ab, legte seine Lanze in die väterliche

Rüstkammer zurück, nahm den Spieß auf die Schulter und zog schon 1501 unter den oberländischen Fähnlein des Kaisers nach Welschland zum Schutze des Herzogs von Mailand.

Keiner der Geschichtsschreiber Frundsberg's hat über diese Lebensepoche seines Helden irgend eine verbürgte Nachricht aufbewahrt. Doch wenn es gleich an geschriebenen Belegen mangelt, ob Frundsberg die Laufbahn des Landsknechts als Fähnrich oder blos als Doppelsöldner betreten, so läßt sich Letzteres mit der nämlichen Wahrscheinlichkeit muthmaßen, mit welcher man heutzutage folgern kann, daß jeder Soldat, bevor er Mann geworden, ein Knabe gewesen sein müsse. Der überlieferte Brauch gestattete in jenem Zeitalter Niemandem Sprünge auf der Stufenleiter der Grade. Jedermann mußte „von Pick auf" — eine Ausdrucksweise, die jenen Zeiten ihren Ursprung dankt — sich die Grade durch Tapferkeit und Volksbeliebtheit erobern und, bevor er Befehlshaber wurde, den Beweis geliefert haben, daß er zu gehorsamen verstehe. Jedermann mußte der Sohn seiner Thaten sein. Auch Caspar Frundsberg, der Sohn Georg's, hatte, als seines Vaters Ruhm gerade im Zenith stand und der Name in allen Landen deutscher und welscher Zunge mit Scheu und Ehrfurcht genannt wurde, seine Laufbahn als schlichter Söldner beginnen und in Pavia sich jeden seiner Grade selbst erkämpfen müssen. Dieser Brauch hat den dreißigjährigen Krieg überdauert. Noch Raimund Montecuculi, der große Feldherr von St. Gotthardt, hatte in dieser Weise angefangen. Georg von Frundsberg war übrigens bis in sein neunundzwanzigstes Lebensjahr Junker geblieben, ein Rang, der mit der Würde eines Befehlshabers schlechterdings unvereinbar galt. Den Ritterschlag erhielt er erst 1504 durch Kaiser Maximilian auf der Wahlstatt von Regensburg, wo er den tapferen Böhmen, die in der bayerischen Fehde für die Pfalzgrafen kämpften, ein Fähnlein erstritten und als seine erste Trophäe in der St. Annenkapelle der Kirche von Mindelheim aufgehängt hatte. Erst dieser Ritterschlag hatte ihm die äußere Eignung zu den eigentlichen Befehlshaberstellen gegeben und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Frundsberg, als er 1506 den Fahnen von Oesterreich und Burgund wider Carl von Egmond und den französischen Anhang in Lüttich folgte, dahin an der Spitze eines oder einiger Fähnlein gezogen sei. Schon lange vor dieser Zeit, wie es scheinen möchte, ein Jahr nach dem Schwabenkriege, hatte er sich mit Catharina von Schrovenstein vermählt.

Die Unmittelbarkeit des Verkehrs mit dem Landsknecht und der dauernde Aufenthalt in dem Dunstkreis seiner Vorstellungen, Freuden und Leiden war für die eigenthümliche Entwickelung der Führertalente Frundsberg's zu einer wahren Hochschule geworden. Die Katastrophen von 1499 hatten ihm zwar die Schadhaftigkeit der Schöpfung Kaiser Maximilian's enthüllt, aber die Quellen im Dunkel gelassen, welche ihr Verderbniß erzeugten. Erst dies Zusammenleben mit dem Landsknecht hatte ihn dessen unverstandene Eigenart begreifen und die Antriebe ergründen gelehrt, welche fähig gewesen sind, denselben aus einem anstelligen und geduldigen Kriegsmann im Verlauf einiger Stunden zu dem unbändigsten und gewaltthätigsten Meuterer umzuwandeln.

Kaum dürfte je ein anderes Volk aus seinem Schooße ein so merkwürdiges Geschöpf geboren haben, als es an der Scheide des 15. Jahrhunderts der deutsche Landsknecht war. Eine abenteuerliche Mosaik von Fehlern und Tugenden, Selbstsucht und Edelmuth, Verworfenheit und Ritterlichkeit, Gelehrigkeit und Indolenz, Glauben und Verneinung, List und Einfalt, das ganze Wörterbuch der einander am schroffsten entgegenstehenden und einander ausschließenden Eigenschaften lag in seinem Wesen durcheinander. Die grübelnde Grämlichkeit des lebenssatten Spötters, der den Glauben verlor, der Hoffnung entsagte, verschwisterte sich mit dem glühenden Schwunge eines Schülers, dessen Phantasie die Thaten Tancred's und Boemund's erhitzt. Diese einander kreuzenden Widersprüche waren der getreue Widerschein der eigenartigen Eltern, denen der Landsknecht sein Dasein zu verdanken hatte. Das zusammenbrechende Mittelalter und eine noch formlose, doch bei allen Thüren und Fenstern hereindrängende neue Zeit, eine alternde gichtbrüchige Mutter und ein unreifer Vater haben seinen Zügen die Furchen des Alters und die blühende Röthe der Jugend gleichzeitig aufgedrückt. Die charakteristischen Eigenheiten einer entschwindenden und die charakteristischen Eigenheiten einer kommenden Zeit reichten in der Landsknechtsnatur den charakteristischen Eigenheiten dreier verschiedener Stände die Hand, die sich, nach tausendjähriger Sonderung zum ersten Male in gemeinschaftlicher Gleichheit und in Einem Interesse wieder zusammenfanden. Die phantasievolle Ritterlichkeit mischte ihre heiteren aber verbleichenden Farben in die dürren Linien der nüchternen Berechnung eines jungen, frisch emporwachsenden, aber harten und geistreichen Geschlechtes. Der unehrerbietige, gewaltthätige und himmel-

anstürmende Geist des neuen Zeitalters verband sich mit der Sittenlosigkeit des alten und dem Absonderungsstreben von der gemeinen Sache, die dunkle Ueberzeugung von der Fäulniß des mittelalterlichen Erbes mit dem starren Festhalten an den alten überkommenen Formen. Jeder Stand hatte die volle Summe seiner besonderen Unart unter die Fähnlein mitgebracht, aber nur einen Bruchtheil seiner Tugenden. Der vornehme Dünkel des Adels verbrüderte sich darin mit der haarspaltenden Streitsucht des Städters und mit dem mißtrauischen Trotze des Bauers. Bei schwerem Säckel und gefüllten Schüsseln voll leichtblütiger Munterkeit, Witz und Schwänke, im wilden Taumel das „Heute" genießend, weil das „Morgen" ungewiß; seiner abgehärteten Mannhaftigkeit sich bewußt und auf diese bis zur Vermessenheit pochend; jetzt ein wüster Trunkenbold, seine Fröhlichkeit, Spott und Verdruß in tausend Gesängen aushauchend; morgen im Elend, voll Eigensinn das Gute von sich stoßend, weil das Beste unmöglich, eigennützig, gefühllos, geldgierig, ein unbändiger, streitsüchtiger und meuterischer Geselle; bald sich mit seinem Stande brüstend, wie mit seiner besten Eigenschaft, bald diesen Stand verwünschend und dennoch unfähig, dessen aufregenden Fährlichkeiten zu entsagen und in den Kreis des eintönigen Friedensgewerbes zurückzukehren, — war der Landsknecht je nach Art der Antriebe und der momentan in dem Fähnlein tonangebenden Elemente, heute dies, morgen jenes, bald von der Gemeinheit, bald von der Vornehmheit verletzt, bald sich in seinem Rechte gekränkt haltend, bald wieder grundloses Mißtrauen schöpfend, in Nichts unwandelbarer als in Launenhaftigkeit und in einer dauernden inneren Auflehnung gegen Kriegsherr, Pflicht und Befehl.

Während der niederländischen Kriegszüge hatte Frundsberg den Landsknecht in dem ganzen Reichthum dieser Widersprüche studiren können. Er hatte sehen können, wie Ehre, Pflicht und Vaterland für denselben zu Begriffen geworden, leer an Inhalt und Bedeutung; wie er bei jedem Kriegsunternehmen sorgfältiger prüfte, wie viel wohl dabei „hinter sich zu schlagen sei", und wie er seinen ganzen Sinn nur darauf gestellt zu haben schien, die Noth seiner Fürsten in klingende Münze umzuschlagen und jede Schlacht oder jeden Sturm insbesondere sich bezahlen zu lassen; wie er, um des Preises sicherer zu sein, dem Feldherrn am Vorabend des Treffens durch seine Ambosaten mit Verweigerung des Gehorsams drohen ließ, wenn ihm Sturmsold versagt werden sollte; wie er den blutig verdienten Lohn, der ihn während

eines ganzen Monates hätte nähren sollen, in lärmenden Gelagen lüderlich verjubelte und alsdann, von Hunger und Elend gepeinigt, den letzten rothen Pfennig in den Würfelbecher warf; wie er, ein betrogener Betrüger, seinen Unmuth in rechthaberischem Streite entlud, Zwiste an Zwiste spann, Parteiung und Zügellosigkeit in's Heer streute, seine Befehlshaber zu scharfer Rüge zwang, sie mit dem ganzen Haufen in Widerstreit setzte und das Heer zum Gehorsam, die Führer zur Befehligung unfähig machte.

Ohne Zweifel war ein guter Theil dieser Unart in dem Charakter der Nation und in der Natur des Institutes selbst begründet. Wer kann im Ernste darüber sich verwundern, daß Männer, welche ohne jedweden höheren Beweggrund und nur des Erwerbes halber ihr Leben im öffentlichen Dienste preiszugeben sich entschlossen, nicht eifrig hätten wünschen sollen, für die Waare, mit der sie Handel trieben, die höchsten Preise herauszuschlagen? Ihr Kriegsdienst war lediglich Sache eines Vertrages. Es war daher nur zu natürlich, daß sowohl jener, welcher den Vertrag anbot, als auch jener, dem derselbe angeboten ward, das stärkste Interesse hatte, die höchste Leistung zu dem niedersten Preise zu erhalten. Wenn es aber wahr ist, daß der Kriegsdienst des Landsknechts lediglich aus dem Gesichtspunkte eines kaufmännischen Vertrages beurtheilt werden muß, so war der Zwang, welcher den Fürsten trieb, seine Zuflucht beim Söldner zu suchen, unvergleichlich stärker, als es je der Zwang sein mochte, welcher den Letzteren um die Fähnlein des Fürsten sammelte. Es kann deshalb Niemand Wunder nehmen, daß der Landsknecht den Vortheil seines schwächeren Beweggrundes in der Weise eines Wucherers zu verwerthen und die ursprüngliche Unbilligkeit des Dienstvertrages durch seinen stürmischen Witz auszugleichen sich befliß.

Nicht selten hatte es sich übrigens auch gefügt, daß auf Seiten des Kriegsherrn der Verpflichtung gegen den Söldner nicht mit jener Gewissenhaftigkeit entsprochen werden konnte, welche in Bezug auf Dienst und Gehorsam eben dieses Söldners dennoch in Anspruch genommen ward. Außerhalb des Vertragsverhältnisses hatte endlich dieser Letztere weder gegen den Kaiser noch gegen das Reich irgend eine persönliche Pflicht, sondern nur Pflichten gegen sich selbst. Der Kriegsdienst war sein Broderwerb und zugleich jener Weg, auf welchem er mit größerer Bequemlichkeit größere Ansprüche zu gewinnen hoffte, als dies am Werkstuhle oder auf der heimathlichen Trift möglich ge-

worden wäre. Was er heute nicht genoß, konnte er vielleicht nimmermehr genießen; was er heute entbehrte, war vielleicht unwiederbringlicher Verlust. Alle Beweggründe trieben ihn an, den Kriegsdienst als eine Art Meierhof zu betrachten, dessen Ertrag seine Klugheit steigern oder sein Leichtsinn mindern könne. Jede Entbehrung erschien ihm deshalb nur als ein Fluch voller Widersprüche mit den Pflichten gegen sich selbst und als schwere Versündigung gegen sein persönliches Glück.

Dieser Antagonismus zwischen dem Interesse des Kriegsherrn und des Kriegsknechts war, dem Vertragsverhältnisse nach, unversöhnlich. Während der ganzen Dienstdauer gab es nicht einen einzigen Augenblick und in dem ganzen Dienstverhältniß nicht einen einzigen Punkt, in welchem das gegenseitige Interesse in einander schmolz oder wenigstens sich näherte. War der Söldner gefügig, unternehmend und tapfer, so wuchsen die Aussichten des Sieges, dieser konnte zum Frieden führen und den Söldner seines Erwerbes berauben; war der Letztere dagegen ungefügig und wenig tapfer, so konnte eine Niederlage, für ihn wenigstens, dasselbe Resultat haben. Ein Krieg, welcher große Entscheidungen mied und mit schwacher Flamme weiter glimmte, war daher die höchste Forderung, die ein Fürst im günstigsten Falle an sein Kriegsvolk zu stellen im Stande war.

Dieser absolute Mangel jeder Interessenverwandtschaft zwischen Kriegsherr und Kriegsvolk war das Grundgebrechen des Heerwesens Kaiser Maximilian's und die Urquelle von dessen fortschreitender Entartung. Nur dieser Mangel an Interessengemeinschaft hat in dem kriegerischen Werthe des deutschen und eidgenössischen Fußvolkes jenen Unterschied erzeugt, dem die Entscheidungen von 1499 so bündig und überzeugend Ausdruck geliehen haben. Der Eidgenosse entstammte demselben deutschen Blute; die Scholle, welche jenen geboren, war nur durch den Rhein von der Scholle getrennt, welche diesen erzeugt; und dennoch konnten beide auf dem Schlachtfelde sich nicht unähnlicher gewesen sein, als ob sie aus Spanien und Finnland dahin zusammengerückt wären. Der Grund dieser Unähnlichkeit war nur, daß der Eidgenosse im Kampfe von Antrieben durchglüht und getragen wurde, welche dem Deutschen mangelten. Mit Liebe hatte der Schweizer an seinem Gemeinwesen gehangen und sich der vaterländischen Gefahr wie einer persönlichen Angelegenheit angenommen. Den bäuerlichen Haß gegen die deutsche Ritterschaft, den die vorhergegangenen Geschlechtsfolgen aufgespeichert, hatte er wie ein natürliches Erbtheil angetreten

und als eine gemeinschaftliche Devise an seine Fahnen geheftet. Er wußte, daß der Ausgang des Kampfes nicht allein das Geschick seiner Cantonsverwaltung, sondern auch sein individuelles Geschick bestimmen müsse; daß seine Niederlage hunderttausend Herzen betrüben, sein Sieg in hunderttausend Augen leuchten und ihm hunderttausendstimmigen Dank verdienen würde; er wußte, daß Zuchtlosigkeit im Lager, Feigheit auf dem Schlachtfelde ihn nicht allein im Heere, sondern auch in seiner Gemeinde und Familie ächten, ihm den Freund entfremden, die Achtung seiner Hausfrau rauben müßte, und daß es dann in den wildesten seiner Alpenthäler keine Schlucht und Höhle gäbe, tief und finster genug, ihn vor dem allgemeinen Fluche zu verbergen. Wenn er deshalb in den Kampf eilte, that er es im Dienste seines Vaterlandes wie in seinem eigenen. Das Interesse Beider war ein gemeinschaftliches. Dem höheren Gesetze der Landesvertheidigung mußten sich unwiderruflich alle schwächeren, der Gemeinpflicht zuwiderlaufenden Interessen unterwerfen, denn Lohn und Strafe, Sieg oder Niederlage waren in ihren Wirkungen gemeinschaftlich und folgten seiner entsagenden Bescheidung oder Spännigkeit unmittelbar auf dem Fuße.

Auf Seiten der Deutschen war jedoch seit mehr als zwei Jahrhunderten weder von einer solchen Allgemeinheit der Antriebe, noch von einer solchen Unmittelbarkeit in der Rückwirkung von Sieg oder Niederlage eine Spur zu finden. Der Krieg für die Interessen des Reiches war ebensowenig der Gegenstand einer allgemeinen Theilnahme des Volkes, als die Bebauung jeder einzelnen Hufe Landes ein Gegenstand allgemeiner Theilnahme war. Der Reichskrieg war eine persönliche Angelegenheit des Kaisers. Das Interesse des Landsknechts daran war das Interesse eines Tagelöhners. Fand der Feldzug ein Ende, so kümmerte sich Niemand um des Söldners künftiges Loos. Nach der letzten Schlacht wurde er dem Fürsten gleichgiltiger, als die letzte Hindin seiner Gehege. Kein Willkommruf rauschte ihm entgegen, wenn er siegreich heimkehrte, Fenster und Erker wurden nicht bevölkert, Tücher ihm nicht entgegengeschwenkt oder Kränze auf seinen Spieß geworfen; kein Hospiz erschloß die Thore, seine verstümmelten Glieder zu pflegen; das Reich besaß keinen Dank für die blutige Mühe, womit er dessen Triumphe bezahlt und der Kaiser kein Geld. Von argwöhnischem Mißtrauen begleitet, schlich der Landsknecht wie ein verdächtiger Tagedieb an gehobenen Zugbrücken ungastlicher Schlösser, durch entvölkerte Straßen furchtsam verschlossener Dörfer, an den Pforten reicher Klöster

eine Schale schlechter Brühe erbettelnd, dem heimathlichen Weiler im Schwarzwalde zu, und die einzigen Laute von Theilnahme, die sein Ohr dort vernahm, fragten nicht nach der Ehre, die seine Mannhaftigkeit auf dem Schlachtfelde eingelegt, sondern nach dem Säckel voll ungarischer oder holländischer Münzen, die er hinter sich geschlagen, oder den Ketten und Ringen, die er erbeutet.

Wer kann aber den Landsknecht für den Mangel opferfreudigen Gemeinsinns in einem Zeitalter verantwortlich machen, in welchem die besten seines Volkes für die Größe und den Ruhm des Reiches nichts als Gleichgiltigkeit besaßen? Wenn es aber wahr ist, daß die deutschen Fürsten, wie ihre Enkel, jemals hatten vergessen können, daß die Größe ihres eigenen Hauses nur durch die Größe und den Ruhm des Reiches bedingt werde, so darf auch der Landsknecht nicht allzu bitter getadelt werden, daß er über dem eigenen des Reiches Vortheil aus dem Auge ließ. Niemand hat in seinem Herzen den Trieb zum Vaterlande gepflegt, Niemand ihm die Größe seiner Nation zum Bewußtsein gebracht, Niemand ihn stolz auf seinen deutschen Namen gemacht. Was Wunder, daß er sich wenig um die deutsche Sache kümmerte, keinen Stolz empfand, der Sohn seines Volkes zu heißen und das kunstreiche Gewirbel seines Trommlers mit dem Spotte geleitete:

„Wir han gar kleine Sorgen
Wohl um das römisch Reich;
Es sterb' heut' oder morgen,
Es gilt uns alles gleich."

Frundsberg hatte sehr richtig erkannt, daß ein Mittel geschaffen werden müsse, das persönliche Interesse des Söldners am Siege und an der Niederlage mit dem öffentlichen Interesse auszusöhnen und daß denselben nur jener Befehlshaber mit zuverlässigerem Erfolge werde beherrschen können, der sich auch seines Gemüthes bemächtigt und seines bedingungslosen Vertrauens versichert hat.

Diese Erkenntniß verband sich in Frundsberg mit der Freudigkeit, ihr in allem Sinnen und Trachten nachzugehen. Keiner der siebenhundert Hauptleute, Fürsten und Herzöge, die sich im geldrischen Feldzuge dem Kaiser angeschlossen, war geeigneter, glänzenderen Ruhm und größere Volksbeliebtheit heimzubringen.

Eine glückliche Verbindung aller äußeren Bedingungen, Geistes- und Temperamentseigenschaften war Frundsberg dabei zu statten gekommen.

Die Natur pflegt in der Regel jedem ihrer Geschöpfe ein begrenztes Maß von Kraft und Fähigkeit zu schenken. Hat sie dasselbe auf den Bau eines besonders großen oder besonders starken oder besonders schönen Modelles verschwendet, so muß sie bei Ausstattung mit Verstandes- oder Willenseigenschaften kargen. Auffallend große oder auffallend schöne Männer sind nicht selten auch auffallend beschränkte oder willensschwache Männer, während verkümmerte oder mißgeformte Gestalten häufig ungewöhnliche Willenskraft, durchdringenden Verstand und schneidenden Witz zu beherbergen pflegen. Ausnahmen sind selten, wo man jedoch auf solche stößt, gemeiniglich um so gewaltiger. Georg von Frundsberg war eine dieser Ausnahmen gewesen. Die Natur hatte sich gefallen, dies eine Dasein mit solcher Fülle seltener Gaben auszurüsten, daß man in Zweifel geräth, ob ihre Absicht gewesen, Form oder Inhalt mit verschwenderischerer Freigebigkeit zu begünstigen. Die gewaltige Gestalt wurde von einem gewaltigen Geiste beseelt und von der Willensstärke eines Titanen beherrscht. Neben der Riesenhaftigkeit ihrer Verhältnisse trugen Körper, Geist und Charakter das Gepräge einer gewissen Gedrungenheit, welche die außerordentliche Fülle der innewohnenden Kräfte noch außerordentlicher erscheinen ließ. Wenn aber schon die Stattlichkeit seiner Erscheinung ein hartes Geschlecht einschüchtern mußte, das bis dahin nichts als die ungeschlachte Kraft mit ihrem Gefolge gewaltthätiger Eigenschaften zu bewundern wußte, so war die epigrammatische Bündigkeit seines kurzen, die Form launiger Denksprüche liebenden, aber den Grund der Sache treffenden Wortes im höchsten Grade geeignet, dies Geschlecht zugleich mit Ehrfurcht vor einer höheren Ordnung von Kräften zu erfüllen, deren Wetterleuchten es in dem lichten Worte zwar sah, deren wirkliche Gewalt es aber zu ahnen begann.

Das Gefühl schüchterner Scheu, zu welcher sich in der ersten Begegnung der Eindruck dieser Individualität insgemein concentrirte, sprang alsbald in Bewunderung über, wenn man im nächsten Augenblicke gewahr geworden war, daß der gewaltigste und verständigste Mann des Heeres auch der biederste, ritterlichste, herzlichste und hilfreichste und zugleich der einzige Mann des ganzen Heeres sei, der von der überwältigenden Macht seiner Begabung nicht die mindeste Ahnung zu besitzen schien. Seine Art zu sein und sich zu geben, floß aus der liebenswürdigen Ursprünglichkeit einer hellen und gediegenen Natur und eroberte im Sturme Aller Herzen. Alle Eigenschaften, die geeignet

waren, die Geister gefangen zu nehmen, reichten in seiner Individualität allen Eigenschaften die Hand, um auch die Gemüther in Fesseln zu schlagen. Selten hat sich die Herrlichkeit des deutschen Charakters in einer Persönlichkeit unverfälschter verkörpert. Jedermann entdeckte in seiner Individualität eine tiefinnere Verwandtschaft und Familienähnlichkeit, und was jeder für sein Bestes hielt, konnte er vergrößert in Frundsberg wiederfinden. Warme Innigkeit, schlichte Einfachheit, bescheidene Anspruchslosigkeit, biedere Lauterkeit, hatten sich in seiner Brust zu einem unwiderstehlichen Verein herzgewinnender Eigenschaften verschwistert. Niemand konnte gegen seine Freunde treuer und herzlicher, gegen seine Feinde großherziger und ritterlicher, gegen sein Kriegsvolk rechtlicher und leutseliger und gegen Jedermann ehrlicher, offener, liebreicher und menschenfreundlicher sein. Niemand war bereitwilliger zu Selbstverleugnung und versöhnlichem Ausgleich und Niemand unfähiger zu Aufwallungen des Gähzorns oder verhaltenen Unmuths. Niemand konnte beim Gelage aufgeräumter, in mißlichen Läuften gleichmüthiger und schwänkereicher sein, ohne dabei von der ruhigen Würde einzubüßen, die Frundsberg's äußerlich am meisten hervorstechender Charakterzug schien.

Man wird an der Gestalt Frundsberg's allerdings einige jener Eigenschaften vermissen, welche großen Feldherren selten gefehlt haben; doch man vermißt sie nicht, weil sie überhaupt nicht vorhanden gewesen, sondern weil der einfache Verlauf des Krieges sie weniger an's Licht gelegt und in Wahrheit auch weniger nothwendig gemacht hatte. Sicherlich aber besaß Frundsberg jene Charaktereigenschaften des Feldherrn, welche im Allgemeinen als die seltensten gepriesen werden. Ihm war es ein leichtes, das innere Gleichgewicht und die Freiheit der Seele zu bewahren, wie ihn die Gefahren auch bestürmen mochten. Nur unter gewichtigsten Anstößen wurde sein Gemüth erregt und besaß dann in hohem Grade die Fähigkeit, diesen Erregungen sich mit ganzer Kraft zu überlassen. Die Ueberzeugung, die ihn mit ihrer Wahrheit durchdrungen, gab er niemals auf. Kein widriger Eindruck, keine Zuflüsterung, kein Zufall, der ein weniger gestähltes Herz hätte erschüttern können, besaß genug Gewalt, seine Grundsätze wankend zu machen. Aber diese hohe Charakterkraft war von Eigensinn weit entfernt, und Jener, der sich von dem Elend und der Gefahr seines letzten Söldners den Löwenantheil vorzubehalten pflegte, seinen Willen freudig unter fremde Erkenntniß beugte, nie der Wahrheit sein Ohr verschloß, konnte

ebensowenig einer engbrüstigen Selbstsucht als kleinlicher Eitelkeit fähig sein.

Desto überwiegender war in Frundsberg jener eigenthümliche Genius, der den deutschen Feldherrn jener Zeit weiter förderte, als es vielleicht aller Glanz des Napoleonischen Genies vermocht hätte. Dieser tief gemüthliche Mann, dessen herzgewinnende Wärme aus dem Innersten einer reichen, durch und durch lauteren Natur kam und ihm bei allen Poren entströmte, war der Mannhafteste im Kampfe, der Heiterste im Elend der Entbehrung und der Mäßigste im Rausche des Sieges. Die Weise, in welcher er der Volksbeliebtheit nachtrachtete, besaß nichts Gemachtes; der gesunde Sinn des Geschlechtes hätte sie abgelehnt. Mitten in dem Behagen reichversorgter Lager war er selten witzig; die Lust zu Schwänken pflegte ihn zu überkommen, erst wenn Noth und Gefahr anzuklopfen begann. Je größer die Forderungen wurden, welche die Unbill des Wetters, Frost, Schnee und Regen, oder die Hitze der welschen Schlachtfelder und das ganze Elend des Kriegslebens an die Langmuth des Landsknechts erheben mochten, um so freudiger war er bereit, jede Bequemlichkeit von sich zu werfen, und um so eifriger beflissen, am meisten zu entbehren. Seit er die Landsknechtswehre umgegürtet, hatte er nie eine andere Rüstung oder Kleidung getragen, als der letzte seiner oberländischen Knechte. Nur der Blechhaube hatte er die Helmzier aus bunten Federn angeheftet, dem Gegner zum Trutz, auf daß derselbe wisse, daß darunter ein Hauptmann sei. Sogar den Harnisch des Doppelsöldners, der im „ersten Blatte" stand, hatte er verschmäht und dennoch Allen voran vor dem ersten Blatte gestritten. Seine engere Heimath war auch die engere Heimath des oberländischen Knechtes und der widerhaarigste derselben mußte sich gestehen, daß sein Hauptmann nicht aus Mangel sich mit der größeren Mannhaftigkeit brüste, sondern daß derselbe wirklich der Mannhafteste des Haufens sei.

Die Ueberlegenheit in jeder Eigenschaft, womit der Geist der Zeit die kriegerische Gediegenheit wog und welche Frundsberg fast unbewußt allenthalben zur Geltung brachte, schien, von einem solchen Gemüthe getragen, Jedermann so selbstverständlich und natürlich, wie die Schwere dem Stein und die Härte dem Stahl. Frundsberg erschien immer, bei der ersten Begegnung wie im dauernden Verkehre, am ersten wie am letzten Tage, in der Ruhe wie in der Bewegung, beim kreisenden Becher wie im Getümmel der Schlacht stets sich selber gleich, stets aus einem Gusse und stets so groß, daß Niemand auch nur einen Augen-

blick erhaschen konnte, in welchem er, in seiner Gegenwart, sich als Pygmäe nicht hätte betrachten müssen. Seine Ueberlegenheit erschien wie ein höheres Gebot und Widerstand dagegen wie eine Art Auflehnung gegen ein unvermeidliches Geschick.

Bei dieser dem Charakter des zeitgenössischen Kriegswesens so angemessenen und in dieser Angemessenheit so reichen Begabung wäre es ein Wunder gewesen, wenn sich Ritter Georg bei jedem neuen Kriegszuge neuen Ruhm nicht eingelegt hätte. Der geldrische Krieg hatte seinen Namen hoch über den Ruf aller anderen Kriegshauptleute erhoben. Der Landsknecht hatte sein Idol gefunden und sich zum Herold seines Ruhmes gemacht. Als die Ereignisse in Italien, wo Frankreich vor Jahren einen Krieg gegen Neapel erhoben aber nun gegen Mailand gelenkt hatte, das Reich (1508) zur Theilnahme herausgefordert, konnte Kaiser Maximilian keinen Kriegsobristen finden, dem er sein Fußvolk lieber untergeordnet hätte. Frundsberg's Name war innerhalb der abenteuernden Brüderschaft ein unwiderstehliches Panier; das rüstige Kriegsvolk drängte sich um die Werbtische seiner Hauptleute. Binnen acht Tagen hatte er sein Regiment geworben und auf dem Musterplatze vereinigt.

Schon während der Jahre, die den geldrischen vom italienischen Kriege trennten, hatte Kaiser Maximilian den kriegsverständigen Ritter näher an sich herangezogen und mit ihm gearbeitet, „den Krieg in einen ordentlichen Staat einzurichten und zu fassen". Ein neuer Artikelsbrief und eine neue Bestallungsform waren das Ergebniß gewesen. Frundsberg hatte es für unerläßlich gehalten, das unmittelbare Interesse des Knechtes an Sieg und Niederlage mit dem unmittelbaren Interesse des Kriegsherrn einigermaßen in Einklang zu bringen. Sein verbesserter Artikelsbrief stellte fest, daß die gewonnene Schlacht den Soldmonat beschließe und daß Tags nach dem Siege der Monat neu beginne. Es lag aber auf der Hand, daß der Landsknecht, Angesichts dieses Zugeständnisses, zu Anfang jedes Soldmonates mit größtem Ungestüm und ohne Rücksicht auf die Gunst der bestimmenden Verhältnisse zur Schlacht drängen, aber mit jedem ablaufenden Tage an diesem Ungestüm verlieren würde, derart, daß der Feldherr in den letzten 48 Stunden des erlöschenden Soldmonates sich außer Stande sehen mußte, sein Fußvolk zum Schlagen zu bringen. Theils deshalb, theils aber auch, um dem Säckel des in regelmäßiger Geldnoth steckenden Kaisers ein Unmögliches nicht zuzumuthen, wurde zugleich festgesetzt,

daß der neue Soldmonat nach einem Siege nur dann anzuheben hätte, wenn die Schlacht vorbereitet, im Kriegsrathe vorher beschlossen oder mindestens durch den Herold ausgerufen worden sei, und daß ein aus dem Stegreif errungener Sieg, dem weder Vorbereitung noch Kriegsrathsbeschluß voranginge und der sich aus einem zufälligen Zusammenstoße ergäbe, in jenes Zugeständniß nicht einbegriffen sei.

Noch war es nothwendig, dem Kriegsknechte die Gewährleistung für die rechtschaffene Ehrlichkeit des Feldherrn und seines Kriegsrathes zu geben, der die Schlacht zu beschließen und die besonderen Gefechtsaufgaben unter Reiterei und Fußvolk zu vertheilen hatte, und zwar umsomehr, als der eifersüchtige Widerstreit dieser Waffengattungen gegen einander den allzeit mißtrauischen Landsknecht zu dem Argwohn hätte veranlassen können, daß die Reiterei unbilligermaßen geschont und dem Fußvolk für den zugestandenen Schlachtsold die blutigste Arbeit des Kampfes zugeschoben würde. In der That mochte dieser Argwohn nicht immer eines Grundes entbehrt haben, insofern das Fußvolk im Kriegsrathe blos durch einige seiner Hauptleute, die Reiterei dagegen nach altem Herkommen durch einige ihrer erfahrensten Reisige vertreten war. Zu diesem Ende ward festgesetzt, daß fortan bei besonders gefährlichen Anschlägen oder unter schwierigen Kriegsläuften auch „alte gemaine Knechte“ in den Kriegsrath zu rufen seien, „damit kein Theil oder Parthey der andern die Schuld gäb oder verdenckhen möge, daß die anschläg gemacht werden nach gefallen der vbrigen oder andern Parthey. Vnnd ist allweg zu verhueten, daß nit vnwillen vnder den Regimentern, ihme selbs oder dem Khrigßuolckh entstehe.“

Frundsberg hielt einerseits seinen Ruf, andererseits seine Macht über die Gemüther schon vor seinem ersten italienischen Kriegszuge so fest begründet und sich des allgemeinen Vertrauens so gewiß, daß er es wagen zu dürfen glaubte, die Kriegsverfassung seines Regimentes bei zuverlässigerer Gewährleistung der individuellen Rechte auch durch strammeres Anspannen der Zucht mittelst Schärfung des Artikelsbriefes zu verbessern. Damit jedoch die größere Strenge das unbändige deutsche Blut in ausländischen Kriegsdienst nicht treibe, mahnten kaiserliche Abrufungsmandate den abenteuernden Soldknecht und ehrvergessenen Ritter zur Heimkehr und zwangen ihn durch harte Strafen, seinen Arm dem vaterländischen Interesse dienstbar zu machen.

Als der verbesserte Artikelsbrief, der sich in fast ungeänderter

Fassung bis 1569 forterhalten, vom Schultheiß auf den Musterplätzen Frundsberg's zum ersten Male verlesen wurde, brach stürmischer Jubel aus dem Ringe der Landsknechte entgegen und das Wort: „Ritter Georg, der Landsknechte lieber Vater!“ wurde daselbst geboren. Man vergaß des Zuwachses an Strenge über den Zugeständnissen und das Band, mit welchem Frundsberg in Geldern den Söldner an sich gefesselt, wurde gefestigt und fast unlösbar gemacht. Wenn aber, so lange es sich blos um Dulden, Leiden und Entbehren fragte, Niemand freudiger auf den Standpunkt des Landsknechts herabzusteigen und daselbst sich heimischer zu fühlen verstand, so hatte auch Niemand eine größere Befähigung, den Landsknecht auf den höheren Standpunkt des Feldherrn emporzuheben, sobald das Handeln selbst in Frage kam. Kein anderer deutscher Heerführer hatte es verstanden, in einer innigeren Beziehung zu seinem Kriegsvolk sich zu erhalten. In jedem gegebenen Augenblicke kannte Frundsberg dessen moralische Spannung und geistigen Zug. Diese Kenntniß war der ausschließliche Regulator seines ganzen Thuns und Lassens. Sie wies ihn auf dem Wege zu dem guten Willen seines Landsknechts jedesmal zurecht. Sie zeigte ihm mit mathematischer Zuverlässigkeit den Augenblick, in welchem ein lustiger Schwank, und den Augenblick, in welchem ein freundlicher Vorwurf, das Beispiel oder die stolze Sentenz die gleich günstige Wirkung that. Der stetige Besitz dieser Kenntniß wurde zu seiner allenthalben hervorleuchtenden, sich niemals verleugnenden Sorge. Für diesen Zweck setzte er alles in Bewegung und war zu jedem Opfer und jeder Selbstverleugnung bereit. So weit die menschliche Geschichte reicht, wird es in der That auch wenige Feldherren geben, die mit ihrem Kriegsvolk so sehr eines Sinnes gewesen sind. Kaum jemals standen unter seiner Führung die Wünsche des Haufens in wirklichem Widerspruch mit Gehorsam und Pflicht. Wenn je eine Kluft die Ueberzeugungen des Feldherrn und die egoistischen Instinkte der Masse zu spalten drohte, so war er unermüdlich, den störrigen Haufen durch unmittelbaren Verkehr mit dem Bewußsein der erkannten Nothwendigkeiten zu durchdringen und den Einzelnen auf die Höhe seines eigenen Gedankens emporzuziehen. Sogar seinem Genius und der ganzen Macht seiner überwältigenden Individualität war dies in allen Fällen nicht möglich; dann aber brachte Frundsberg lieber seine Ueberzeugungen zum Opfer und machte sich die Ueberzeugung des Landsknechts mit allen Consequenzen eigen, als daß er gelitten hätte, daß ein schriller Mißton

sich zwischen ihn und das Herz seines Kriegsvolkes dränge und dem höheren Gesetze der Eintracht und des gegenseitigen Vertrauens schade. So sehr war sein Sinn mit seinem Regimente verwachsen, daß in dem Augenblicke, in welchem der Grimm einer durch Hunger und Verrath zu Wuth gestachelten Soldateska diese Harmonie unheilbar zerrissen zu haben schien, der Undank der meuternden Rotte des Feldherrn Herz gebrochen hat.

Erst die italienischen Kriege Maximilians I. hatten den Ritter Georg in einen Wirkungskreis hineingestellt, der in einem gewissen Verhältniß zu seinen Fähigkeiten stand.

Diese endlosen Kriegszüge sind sowohl für sein persönliches Geschick als für die Entwickelung des europäischen und insbesondere des österreichischen Heerwesens von der größten Wichtigkeit und bezeichnen den Anbruch eines der denkwürdigsten Abschnitte der europäischen Culturgeschichte.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts konnte Italien das glücklichste Land Europas heißen. Ackerbau, Handel und Gewerbe standen in fröhlichster Aufblüthe und auf einer Stufe von Vollkommenheit gegenüber denselben Erwerbszweigen anderer Völker, wie sie heute zwischen den am meisten vorgeschrittenen und den am meisten zurückgebliebenen Nationen Europas nicht größer sein kann. Mit dem Gedeihen alles dessen, was das Leben erhält, hatte die Pflege alles dessen Schritt gehalten, was dasselbe verschönert. Während andere Völker ihre rohe und barbarische Sprache mühsam in die Formen einer naiven Kirchenhymne oder eines ungeschlachten Meistergesanges zwängten, hatte Dante das größte Erzeugniß christlicher Phantasie in die anmuthigen Formen der anmuthigsten Sprache der christlichen Welt gehüllt und Petrarca dem wissenschaftlichen Erbe der altrömischen Civilisation das christliche Bürgerrecht ertheilt.

Diesen allgemeinen Aufschwung von Wohlstand und Bildung mit seinem Gefolge heiteren Empfindens und Genießens hatte die glückliche Halbinsel der Rührigkeit seines unternehmungslustigen Volkes und den Segnungen eines wenig gestörten Friedens verdankt. Seit zwei Jahrhunderten schien Deutschland seiner italienischen Lehen vergessen zu haben. Kein Römerzug, keine Erschütterung tiefgreifender Art hatte in Welschland den Gang des allgemeinen Gedeihens verzögert und hingehalten.

Sich selbst überlassen, war die innere politische Gestaltung des Landes den eigenthümlichen Gesetzen seiner Lage, Wohlhabenheit, Bildung und Verfeinerung gefolgt und hatte sich zu einem System selbständiger, frei nebeneinander bestehender Gemeinwesen mannigfaltiger Größe und Beschaffenheit gegliedert. Das allgemeine Wohlbehagen, welches Regierende und Regierte aus diesen Verhältnissen schöpften, hatte, durch den Ehrgeiz Einzelner vorübergehend gestört, eine Allgemeinheit des Wunsches nach Erhaltung dieser Verhältnisse und vor Allem nach Befestigung jener Macht- und Besitzvertheilung hervorgerufen, deren wohlthätiges Ergebniß sich in den Segnungen des inneren Gedeihens allgemein verständlich verkörpert zu haben schien.

So war der Gedanke eines politischen Gleichgewichtes, den einstens das altgriechische und macedonische Staatensystem als die wirksamste Schranke gegen Bestrebungen ehrgeiziger Selbstsucht und Gewährleistung eines selbstbestimmten politischen Daseins anerkannt hatte, in Italien wiedergeboren worden. In der Solidarität des allgemeinen Interesses an der Erhaltung des als gleichgewichtig anerkannten besonderen Besitzstandes fand die höhere Regel des sittlichen Gesetzes ein Instrument zur Ausgleichung widerstreitender besonderer Interessen. Wer diesem allgemeinen Interesse thätlich zuwider strebte, forderte die Reaction nicht nur des unmittelbar Verletzten heraus, sondern Aller oder mindestens aller zunächst Bedrohten. In dem Rechte des angegriffenen Staates fand sich das Recht aller anderen mitangegriffen und die Gefahr des Einzelnen wurde zu einer allgemeinen Gefahr. So hatte das System den Starken gezügelt und den Schwachen geschützt, und war es gleich in manchen Fällen nicht wirksam genug, Unrecht und Gewaltthat überhaupt zu verhindern, so hat es diese doch eingegrenzt und zu vorübergehenden Zuständen gemacht.

In diesem System der blühenden italienischen Staaten erfreute sich Venedig der höchsten Blüthe, des weitesten Einflusses und der größten Macht. Seine Flotten beherrschten das Mittelmeer. Während die Fahrzeuge Ferdinand's von Neapel, Genua's oder Isabella's von Castilien sich für schwere Summen Geleitsbriefe vom Großvesir Ishak-Pascha oder Kedük-Ahmed-Pascha kaufen mußten, konnte Venedig seine Kauffahrer nach allen Häfen der Levante senden, ohne eines weiteren Schutzes zu bedürfen als der Flagge mit dem beflügelten Löwen. Der venetianische Besitzstand streckte seine Arme tief in den Orient hinein. Dalmatien, Corfu mit seiner Geschwisterschaar, Cypern, Candia, Morea

anerkannten die Herrschaft der stolzen Inselstadt. Ravenna, Padua, Verona, Brescia, Vicenza, Bassano, Istrien — Gebiete, die es entweder den kleinen einheimischen Dynasten, den Visconti oder dem Kaiser entrissen, gehorchten dem Löwen von S. Marco. Venetianische Schiffe verfrachteten die Seide von Bengalen und die Gewürze der Molukken von Alexandria, die Wohlgerüche Arabiens und die Wolle Persiens von Damaskus nach den Kaufhallen der Mercerien. Auf den Märkten von Kairo, Aden und Bassora geschah jede Berechnung in venetianischen Zecchinen. Die Börse von Venedig war das Herz des europäischen Handels. Paläste aus istrischem Marmor säumten den großen Canal, herrliche Kirchen spiegelten ihre vergoldeten Kuppeln in der friedlichen Lagune, und der Glanz der stolzen Signoria beschämte den Prunk der größten Könige der Welt.

Die eigentliche Macht Venedigs bestand jedoch nicht so sehr in diesem Reichthum, oder in jenem weitgestreckten Landbesitz, sondern in der Tugend seines Volkes und in der Weisheit seiner Räthe. Fleiß, Sparsamkeit und Unternehmungslust hatten das Volk, Ernst im Rathe, Strenge im Rechte, Standhaftigkeit im Unglück, Mäßigung im Glück den Staat zu dieser Größe emporgebracht. Niemals hatte Hader der Stände den inneren Frieden getrübt. Das venetianische Volk hatte unter den Völkern Italiens die meiste politische Reife und die italienischen Völker hatten sie in Europa. Niemand auf der Halbinsel konnte sich einer glühenderen Liebe zu seiner Vaterstadt, einer tieferen Ehrfurcht vor ihren Sitten und Einrichtungen, sowie einer opferfreudigeren Hingebung an sein Gemeinwesen rühmen. Das politische System des Staates konnte an Weisheit, Fernblick, Folgerichtigkeit und Großartigkeit sich kühn mit dem politischen System des alten und des christlichen Rom messen. Es war seit Jahrhunderten vorgezeichnet und fortwährend nach einem Style weiter entwickelt. Was eine Generation unvollendet hatte zurücklegen müssen, ward von der nachfolgenden mit gewissenhafter Treue weiter geführt und der nächsten zur Vollendung hinterlassen. Die staatliche Intelligenz war keine individuelle Intelligenz. Sie war weder von der Kraft und dem Talente, noch von der Schwäche und Talentlosigkeit des augenblicklichen Gewalthabers abhängig; sie lag in der Unwandelbarkeit der ererbten Principien, in der unzerstörbaren Folgerichtigkeit der Anwendung und in der Allgemeinheit ihres Bewußtseins im Geiste des ganzen Volkes.

Diese überquellende Machtfülle hatte der venetianischen Politik

seit frühester Zeit alle Merkmale eines stetig umsichgreifenden Ehrgeizes beigemischt, der sein Auge durch alle Lagen hindurch auf die unbestrittene Alleinherrschaft über Italien geheftet hielt. Venedig galt daher in dem politischen System Italiens als ein Staat von positiven Zielen und von positiver Politik, der seinen ehrgeizigen Zwecken weniger durch plötzliche Gewalt als durch kluge Ausnützung der Verhältnisse zuzustreben schien und dem sich die anderen Mächte von vorherrschend conservativen Interessen durch Vertrag zur gemeinschaftlichen Erhaltung des Friedens entgegengestellt hatten. Unter diesen Mächten des Widerstrebens standen Neapel, Florenz und Mailand obenan.

Trotz der überlegenen Masse der durch diese Verbündung geschaffenen Macht war jedoch unter diesen widerstrebenden Staaten gar vieles faul und ungesund.

Ferdinand von Neapel hatte die blutige Politik seines Vaters fortgesetzt und deren grausame Härte durch den Hohn geschärft, mit welchem er den Adel niedertrat, sowie durch die Habgier, mit welcher er Bürger und Bauer plünderte. Fest schien im ersten Ansehen sein Thron begründet; aber den Adel erfüllte Grauen vor dem königlichen Mörder und im Herzen des Volkes kochte Wuth gegen den königlichen Vampyr. Volk und Adel wandten ihre Blicke insgeheim Frankreich zu, woher einst das milder gesinnte Haus Anjou auf den Thron Neapels gekommen war.

Noch krankhafter war dieses Verhältniß in Mailand. Ludwig Sforza, il Moro genannt, hatte sich dort der Regierung bemächtigt und dem rechtmäßigen Erben, seinem Neffen Johann Galeazzo, nichts als den leeren Herzogstitel gelassen. Seine ungewöhnlichen Talente hatten ihn hoch über die Fürsten seiner Zeit gestellt, aber die Liebe seines Volkes ihm nicht zu geben vermocht. Nimmermehr konnte dies letztere verwinden, daß der leutselige und großmüthige Usurpator den rechtmäßigen Herrscher in Unmündigkeit hielt und auf die Münzen Mailands auch das eigene Bildniß schlagen ließ.

In Florenz, dessen Macht nicht so sehr auf ausgebreitetem Landbesitze als auf der Betriebsamkeit und Bildung der Bewohner beruhte, leitete der milde Einfluß Lorenzo's von Medici den Rath der freundlichen Stadt und wachte mit Ernst und Redlichkeit, daß der glückliche Frieden Italiens durch Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes nicht gestört werde.

So lange Lorenzo's ausgleichender Genius gewaltet, so lange

hatte sich trotz Argwohn und Mißtrauen die Eintracht unter den widerstrebenden Mächten wenigstens äußerlich behauptet. In dem Augenblicke aber, als er 1492 starb, brach das gegenseitige Mißtrauen offen hervor und der Friede Italiens begann in seinen Grundvesten zu wanken. Ludovico Moro fürchtete, daß Neapel, Florenz und der Papst sich zur Anerkennung seines Mündels und Neffen verbündet hätten und suchte seine Zuflucht bei der Signoria, d. i. bei jenem Staate, der nach dem Aussterben der Visconti offen nach der Herrschaft Mailands gestrebt und den seit einem Jahrhundert jeder einzelne italienische Staat als den furchtbarsten Gegner Aller betrachtet hatte.

In der That konnte es auch nicht fehlen, daß dem Scharfsinne Ludovico Moro's die Gefahr der venetianischen Bundesgenossenschaft lange hätte verborgen bleiben können. Bald schöpfte er Verdacht und verfiel in seiner Vereinsamung auf das Gefährlichste aller Rettungsmittel, eine auswärtige, kriegerisch Allen überlegene Macht zu seinem Beistande nach Italien zu locken. Er bewog den König Carl VIII. von Frankreich, die verjährten Ansprüche des Hauses Anjou auf den Thron Neapels mit Waffengewalt zur Geltung zu bringen.

Mit diesem Augenblicke war das gleichgewichtige System Italiens zertrümmert. Es hatten die Schafe gehadert und den Wolf bestellt, ihre Späne zu schlichten. Eine unabsehbare Reihe blutiger und zerstörender Kriege hatte begonnen. Der erste Feldzug hatte den zweiten, ein Krieg einen anderen nothwendig gemacht. Die mittelalterliche Staatenordnung Europas war aus ihrem Gefüge gerathen und rang unter furchtbaren Convulsionen, den Schwerpunkt wieder zu finden, auf dem sie fortan ruhen und um den sie künftig sich bewegen sollte. Mit jedem Kriege griff die Bewegung weiter um sich. Frankreich wurde zuerst von ihren Wirbeln erfaßt, dann allmälig alle anderen benachbarten und entlegeneren Staaten, Spanien, Deutschland, England und die Türkei. Der ursprüngliche Anstoß zum Kriege war den Hadernden aus den Augen gerathen und der fortschreitend wachsende Kampf hatte eine Fülle neuer Anstöße zu neuen furchtbaren Kämpfen geboren. Der ursprüngliche Preis des Streites war den ersten Ringenden bald aus den Händen geglitten und einem fremden dritten Staate als Beute anheimgefallen; der erste Urheber des Krieges ward von den Wogen des heraufbeschworenen Sturmes verschlungen und durch seinen ursprünglichen Bundesgenossen nicht nur der Ziele seines ränkevollen Ehrgeizes, sondern der Freiheit und des Ruhmes beraubt.

Jedes einzelne der europäischen Völker war seit den Kreuzzügen mit seinen Sitten und Einrichtungen und mit seinem Heerwesen bis zu diesem Augenblicke innerhalb der eigenen Grenze geblieben. Keines hatte die Angelegenheiten, die Vorzüge und Nachtheile in den Einrichtungen benachbarter Nationen genügend gekannt, oder wo es einer solchen Erkenntniß nicht ermangelte, daran Antheil genommen. Jetzt aber stießen diese Völker in Italien während langer Kriege auf einander. Jedes war mit einem Capital ihm eigenthümlicher, durch besonderen Entwickelungsgang, Nationalität, politische Organisation und geographische Lage bedingter Kraftsumme, Tugenden und Fehler, Sitten und Gebräuche auf diesen gemeinschaftlichen Tummelplatz getreten und hatte sich dort anderen Völkern entgegengestellt gefunden, deren Heereskraft einen ebenso selbständigen Entwickelungsgang zurückgelegt und sich in ebenso eigenthümlichen Formen herausgebildet hatte. Eine neue Gedankenwelt hatte sich ihnen deshalb auf den Schlachtfeldern Apuliens und der Lombardei erschlossen und den Anstoß zu einer in der menschlichen Geschichte noch nicht gesehenen Bewegung gegeben.

In den ersten Zeiten menschlicher Vergesellschaftung, wo der Staatsbau noch urwüchsig und die Staatseinrichtung nur der roheste Ausdruck der Nothwendigkeit gewesen, hatte die Sitte, die Tradition, der überkommene Brauch die Völkerentwickelung beherrscht. Jede Nation hatte nicht nur einen ihrer Eigenart entsprechenden Staat, sondern auch ihren eigenthümlichen Himmel und Gott, ihre Religion. Die letztere war gemeiniglich zugleich Sache des Staates, sowie dieser selbst Sache der Religion. Die Idee, welche die Staatsgesellschaft zusammenhielt, war häufig genug dieselbe Idee, welche das Glauben und Hoffen ihrer einzelnen Glieder beherrschte. Dieser innige Zusammenhang hatte den Völkern jenes Hinüberheben über die ererbte Ueberlieferung und überkommene Form ungemein erschwert. Der überlieferte Brauch hatte mit tyrannischer Strenge den Gang des öffentlichen wie des bürgerlichen Lebens vorgezeichnet und bestimmt. In derselben Form, in welcher die Vorfahren gebetet, gerathschlagt und gekämpft hatten, haben auch die Enkel beten, rathen und kämpfen müssen. Diese Tyrannei der ererbten Sitte hatte den Völkern des Alterthums zwar ihre Ursprünglichkeit bewahrt, aber auch die nationalen Gegensätze gegen andere Völker, und dies in solcher Schärfe, daß von einer inneren Verwandtschaft unter ihnen wenig die Rede war. Die friedliche oder kriegerische Berührung derselben hinterließ, weil Geist und Sitte schroff einander gegenüber-

standen, auch keine bedeutendere Rückwirkung auf die künftige Entwickelung derselben. Das treffliche Heerwesen der Römer wurde von benachbarten Völkern nicht nachgeahmt; sie gaben viel häufiger ihre politische Unabhängigkeit preis, als daß sie durch Nachbildung des überlegenen Kriegswesens ihrer Gegner für die Behauptung dieser Unabhängigkeit die angemessene Anstrengung versucht hätten.

Diese Herrschaft des überkommenen Brauches hatte erst durch die Verbreitung des Christenthums jenen Stoß erlitten, der sie in ihren Grundvesten erschütterte, und unter dessen Nachwirkungen sie eines Tages völlig aus einander fallen muß. Unter dem milden Lichte der civilisatorischen christlichen Lehre hatte im Verlaufe des Mittelalters das Leben der europäischen Völker einen gemeinschaftlichen Grundton angenommen und sie selbst einander viel ähnlicher gemacht, als je zu Zeiten Cäsar's und der Imperatoren. Zwar hatte der Proceß des ausgleichenden christlichen Geistes den Entwickelungsgang der einzelnen Völker jener Eigenthümlichkeiten nicht entkleiden können, wie sie örtliche Lage, Nationalcharakter und Rasseunterschied, geschichtliche Ereignisse, vorgefundene natürliche oder zufällige Verhältnisse oder das Talent der Fürsten hatten besonders gestalten mögen; aber sie waren in ihren thatsächlichen Zuständen keineswegs so weit auseinander gerückt, daß die innere Verwandtschaft nicht mehr kenntlich und ein allgemeiner Ausgleich nicht mehr erreichbar gewesen wäre.

Als endlich, mit erstaunlicher Gleichzeitigkeit, auch die mittelalterlichen Schöpfungen ineinander zu stürzen begannen, war die Empfindung von ihrer Unhaltbarkeit zu einem allerdings mehr oder minder abgeklärten, aber darum nicht weniger allgemeinen Bewußtsein geworden, und nur die Anschauung über jene Ordnungen getheilt, welche die zerfallenden zu ersetzen hatten. Eine wunderbare Empfänglichkeit für Fortschritt und Neuerung, eine gelehrige Bildungsfähigkeit, wie sie seitdem sich in solcher Frische kaum jemals wiedergefunden, wurde darunter als ein hervorstechender Charakterzug dem ganzen Zeitalter auf die Stirn gedrückt. Als daher die Nationen Europas mit einem Capital in Form und Ausdruck mannigfaltiger, im Geist und Wesen jedoch ähnlicher und sich verwandter Entwickelungsresultate im Kampfe um ein einziges, von jeher selbständig angestrebtes Ziel, auf den Schlachtfeldern Italiens einander begegneten, hatte diese Begegnung geistig und moralisch einen Proceß hervorgebracht, wie ihn die Chemie durch Mischung wahlverwandter Stoffe hervorzubringen

pflegt. Der unterschiedliche Werth der mitgebrachten Eigenschaften, Formen und Einrichtungen kam an dem gemeinschaftlichen Werthmesser des Krieges mit der unwiderstehlichen Beweiskraft von Sieg oder Niederlage zum Vorschein und wurde für jeden Kämpfenden die unfehlbare Richtschnur für den Gang seiner künftigen Entwickelung. Wer die überlegene kriegerische Tugend und den größeren Forschritt des Anderen so sehr nicht anerkennen mochte, daß er solchen sich anzueignen strebte, der ward in dem Wettstreit unerbittlich überholt und mußte auf den Preis verzichten. Ein merkwürdiger Austausch und Ausgleich von Eigenschaften, Ideen, Tugenden und Fehlern, Formen, ja selbst Namen hob an und machte bald den einseitigen Fortschritt zum Gemeingut Aller. Eidgenössische, deutsche, französische, spanische, italienische und albanesische Kriegsvölker hatten mit oder neben einander gekämpft. Die unabläßig wechselnden Bundesgenossenschaften hatten heute die zu Verbündeten gemacht, welche noch gestern Gegner gewesen. In einem und demselben Heere waren häufig alle diese Nationen vertreten. Das deutsche Regiment schloß sich zwar von dem eidgenössischen, das spanische von dem französischen ab, aber jedes lernte von dem anderen, prüfte dessen Bewaffnung und Waffengebrauch, Form und Weise, Sitten und Gebräuche und eignete sich freiwillig oder unfreiwillig dessen Vorzüge, mitunter auch dessen Fehler an. Dieser Austausch hatte die italienischen Kriege zu einem wahren Culturmarkte und zu der unübertrefflichen Kriegsschule aller europäischen Heere gemacht, auf welchem Jedermann gab und empfing und in welcher Jedermann Schüler und Lehrer gleichzeitig war. In dem Zeitraume von fünf Decennien hatte die Kriegskunst in allen ihren Fächern und mit allem, was daran hängt, weit größere Fortschritte erzielt, als in dem ganzen vorhergegangenen Jahrtausend.

Die Kriegsmacht der italienischen Staaten, Venedig ausgenommen, war zu Anfang dieser Kriege in Europa vielleicht diejenige, welche den Namen einer solchen am wenigsten verdiente. Ihr hergebrachtes Kriegssystem beruhte auf eigenthümlichen Grundsätzen, welche, den einheimischen Ansichten und Verhältnissen zwar angemessen, von dem Kriegsbrauche anderer Nationen durchaus unterschieden waren. Der Waffendienst war in Italien nicht, wie sonst überall im Mittelalter, eine regelmäßige Beschäftigung des Adels oder dessen Pflege Sache und Angelegenheit des Staates, sondern lag ganz und gar in den Händen miethbarer Kriegshauptleute, die eine Anzahl schwergerüsteter Reiter

in ihrem Solde hielten und ihre Dienste dem Meistbietenden verdingten. Die Streitmacht war dem Condottiere ungefähr, was die Meierei dem Pächter ist, ein Capital, dessen Zinsertrag ihn nährte. Aus diesem Grunde lag es in dem augenfälligen Interesse eines jeden dieser Kriegsobersten, sein Capital zu schonen und durch Verbrauch nicht zu verringern. Der Condottiere suchte den Inbegriff aller Kriegskunst deshalb blos in der Vertheidigung, doch keineswegs in der Vertheidigung von festen Plätzen oder günstigen Stellungen, sondern in Vertheidigung seiner selbst, auf daß seinem Körper durch die Waffe des Gegners nicht Unbill widerfahre. Die Kriegskunst war also dem Italiener gleichbedeutend mit der Kunst der Selbsterhaltung und wurde von Freund und Feind in diesem Sinne gleichmäßig geschätzt und jeder Verpflichtung gegen den Staat vorangestellt, der gezwungen war, bei dem Condottiere Zuflucht zu suchen. Die italienische Schlacht war deshalb ein wahres Possenspiel, bei dem die persönliche Gefahr der Kämpfenden nicht größer war, als bei der Nachmittagsbalgerei eines munteren Kirchenfestes. Das Treffen von Anghiari hatte, wie Macchiavelli erzählt, vier Stunden, das Treffen von Castracaro einen halben Tag gedauert; in jedem derselben war das Kampfgetümmel groß; das Schlachtfeld wurde zu mehreren Malen genommen und verloren; aber bei Anghiari gab es nicht einen einzigen Getödteten, bei Castracaro nur einen, der indessen nicht durch die Waffen des Gegners umgekommen, sondern unter dem Gewichte seiner Rüstung im Sumpfe erstickt war. So hatte der Italiener den Krieg aller Schrecknisse entkleidet und Muth und Tapferkeit zu werthlosen Eigenschaften gemacht. Als Carl VIII. mit einem abgehärteten Heere von hommes d'armes und Schweizern über die Alpen gestiegen war, konnte in Italien von einem Widerstande kaum die Rede sein. Die todesmuthige Verwegenheit der Franzosen erfüllte das Land mit staunendem Entsetzen. Sie waren bis nach Neapel gekommen, ohne daß, wie ein italienischer Geschichtschreiber bemerkt, eine einzige Lanze gebrochen oder ein einziges Zelt aufgeschlagen worden wäre.

Wenn aber der Italiener in Allem, was Mannhaftigkeit und ernsten Waffengebrauch betraf, erst in der Schule der fremdländischen Heere sich zu einem ebenbürtigen Kriegsmanne heranbilden mußte, so hatte ihn auf der anderen Seite sein hochgebildeter Geist befähigt, sich zum Lehrer der Fremden in all' dem zu machen, was mit der Durchgeistigung dieses Waffengebrauches im Zusammenhang stand. Die

Colonna, d'Alviano, Trivulzio, Petigliano waren den deutschen und französischen Feldhauptleuten in dem Umfassenden des Blickes, in Planmäßigkeit des Entwurfes, Zusammenklang des Handelns weit voraus. Die Mehrzahl der Schlachten der Mehrzahl der übrigen Nationen war bis dahin aus zufälligen Zusammenstößen hervorgegangen, und die Mehrzahl ihrer Siege war nicht das Resultat irgend einer Combination, sondern des blinden Ungefährs, der Zahlüberlegenheit oder einer überwältigenden, obwohl ungeschlachten Tapferkeit. Der Welsche unterrichtete sie fortan in der Kunst verschmitzter Anschläge, in Kriegslist, Ueberfall und Hinterhalt, in der Kunst den rechten Augenblick zur Schlacht zu fassen und in der Kunst einer ungelegenen Schlacht auszuweichen, wie in tausend anderen strategischen Kunststücken.

Während indessen der körperlich verkümmernde, aber geistig rührige Italiener blos jener kalten Begeisterung empfänglich schien, die in der gesteigerten Bewegung der Verstandeskräfte liegt, that sich der französische homme d'armes durch glühende Vaterlandsliebe, schwärmerische Anhänglichkeit an seinen König, heitere Ritterlichkeit, aufopferungsfreudigen Gehorsam und durch alle jene Eigenschaften hervor, welche die Kraft des Armes verzehnfachen, dem Handeln Schwung und Poesie, der That Glanz und Adel leihen, und die herrlichen Triebfedern sind, dem Heere im Sturm der Schlachten und im Elend der Entbehrung die innere Spannung unvermindert zu bewahren.

Im Spanier jedoch war der deutsche Kriegsknecht auf seinen vollendetsten Gegensatz gestoßen; der Sohn der am wenigsten disciplinirten war auf demselben Wege dem Sohne der am meisten disciplinirten unter den europäischen Nationen begegnet.

Der Maurenkrieg, welchen Ferdinand und Isabella im vorletzten Decennium des 15. Jahrhunderts mit Zertrümmerung des Reiches der Abenceragen zum Abschluß gebracht, hatte den Spanier in den am höchsten gepriesenen kriegerischen Tugenden geschult.

Das Volk der verschiedenen Provinzen, durch unwegsame Gebirge und frühere Geschichte unter sich getrennt, ja häufig mit einander in Zwist, hatte bis zu diesem Augenblicke ein Nationalgefühl nicht besessen. Der wilde Asturier war in Sprache und Sitten, Gefühl- und Denkweise von dem üppigen Andalusier weiter entfernt, als heutzutage der Spanier von dem Franzosen. Der Krieg von Granada aber hatte die entlegensten Landestheile einer gemeinschaftlichen Thätigkeit unterworfen, gemeinschaftliche Interessen, Hoffnungen und Befürchtungen erzeugt und

zwar unter Einfluß gemeinschaftlicher Beweggründe der anregendsten Art. Der düstere Baske, der ernste Castilier, der wilde Hirte der Sierren und der verfeinerte Hidalgo von Sevilla kämpften Seite an Seite gegen ein Geschlecht, gegen dessen Religion, Sitten und Verfassung sie von dem tiefsten Widerwillen erfüllt waren und das sie bis zur Vernichtung haßten. Dieser gemeinschaftliche Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind und noch mehr der gemeinschaftliche Sieg hatte das spanische Volksgefühl zu einem ungeahnten Schwung gehoben, in der Nation das Feuer der Vaterlandsliebe entzündet und die vor Kurzem noch auseinanderstrebenden Theile des Reiches zu einer einzigen unauflöslichen Einheit verknüpft.

Der nationale, noch mehr aber der religiöse Charakter des Maurenkrieges hatte die Nation und das Heer zugleich disciplinirt. Die starke Beimischung religiöser Antriebe hatte die Leidenschaften des Kriegsmannes niedergehalten oder mindestens deren ungezügelten Ausbruch gedämpft. Niemals neigte der Spanier zur Unmäßigkeit. Wüste Orgien nächtlicher Schwelgerei, wie sie die deutschen Feldlager zu schänden pflegten, waren unter den Zinnen der Alhambra und Malaga's nicht zu erblicken. Das Würfelspiel, dem der Spanier leidenschaftlich fröhnte, wurde durch harte Strafen aus den Lagern verbannt. Da es an Ursachen fehlte, die Leidenschaften zu erhitzen, so war die Mannszucht musterhaft. Es herrschte der vollkommenste Gehorsam; Streit und Mißverständniß war Seltenheit; fast niemals wurde das Messer gezogen, und Mönche und Geistliche hielten in verschiedenen Theilen des Lagers die Religionsübung mit aller Pracht des römisch-katholischen Gottesdienstes. Peter Martyr, der dem Maurenkriege als Augenzeuge beigewohnt, konnte nicht Worte finden, die Tugend des spanischen Heeres zu preisen und hielt sich im Lager des letzteren in einen nach Plato's Grundsätzen gebildeten Freistaat versetzt.

Die Heereskräfte, welche nach den ersten Erfolgen die allgemeine Begeisterung des Landes unter den Mauern Granada's vereinigt hatte, waren für jene Zeitverhältnisse ungeheuer. Die Führer lernten die Beurtheilung großer Verhältnisse, die Befehligung großer Heeresmassen und reiften allmälig zu Feldherren ersten Ranges heran; die Befehlshaber kleiner Abtheilungen erkannten die Nothwendigkeit, einem gemeinschaftlichen Oberhaupte sich zu unterwerfen, und der Soldat wurde dahin gebracht, die planmäßige Uebereinstimmung seines persönlichen Handelns mit der allgemeinen Handlung als die erste Bedingung des kriegerischen

Erfolges anzuerkennen. Der furchtbare el Zagal wurde sein Lehrmeister in List und in den verschmitzten Anschlägen des Guerilla-Krieges; der kreuzfahrende Söldner der Schweiz zeigte ihm den Vorzug des geschlossenen Fußvolkes gegen die bestgerüstete Reiterei und trug durch das Beispiel seiner Zucht ohne Zweifel zur Bildung jener unüberwindlichen spanischen Fußmannschaft bei, von der sich sagen läßt, daß sie unter dem großen Feldherrn Gonsalvo de Cordova und dessen ebenbürtigen Nachfolgern im Vereine mit dem Landsknecht das Schicksal der Christenheit auf ein halbes Jahrhundert hinaus entschieden hat.

Die wahre Kraft des Heeres, mit welchem Carl VIII. die Alpen überstiegen, lag in den Ordonnanz-Compagnien der hommes d'armes und in den gevierten Gewalthaufen der Schweizer, d. i. in schwerer Reiterei und in schwerem Fußvolk. Das Heer jedoch, mit welchem ein Jahr später Gonsalvo de Cordova in Calabrien landete, besaß nur nach maurischem Muster geschulte leichte Reiterei und das in altrömischer Weise mit Schild und dem kurzen Schwerte bewährte leichte Fußvolk. Wie die Franzosen, hatten auch die Deutschen nur schwere Waffengattungen mitgebracht; doch schon durch die ersten Feldzüge wurde der Austausch vermittelt. Der Spanier hatte dem Franzmann und Eidgenossen die schweren Waffengattungen, der Deutsche und Franzose dem Spanier die leichten Waffen nachgebildet, so daß binnen kurzem das europäische Heerwesen, wie ehemals das römische, alle Waffenarten zur Vorbereitung, Entscheidung und Vollendung der Schlacht in sich umschloß und eine noch heute unverkennbare Formenähnlichkeit empfing. Dies erstreckte sich bis auf die Namen herab. Die deutsche Bezeichnung Regiment wurde von den Franzosen übernommen, dagegen etwas später das deutsche Fähnlein durch die französische Compagnie verdrängt. Die romanischen Nationen nannten den gevierten Gewalthaufen bataglia oder bataillon, eine Benennung, der ebenfalls später die Ehre ward, im deutschen Heerwesen eingebürgert zu werden. Die Spanier nannten ihre Fußknechte soldatos, nach dem deutschen Worte Sold, die Italiener nannten sie infantes und das Fußvolk überhaupt infanteria, Bezeichnungen, die unseren Vorfahren höchst ungereimt und lächerlich erschienen, insofern der ernste deutsche Sinn sich nicht dazu verstehen mochte, „einen tapfferen, ernsthaften vnnd streitbaren Kriegßmann Infantem, d. i. Kind zu heißen“ und mit dem Namen des unschuldigsten und wehrlosesten Wesens zu belegen, und so findet man fast in jedem europäischen Heere

eine Menge Spuren, Namen und Bräuche, die aus dieser Periode der ersten großen Ausgleichung im Kriegswesen stammen.

Dieser nach Austausch der Entwickelungsresultate zielende Drang wurde seit dem italienischen Kriege zu einem stehenden Charakterzug der europäischen Heere. Er schlingt sich durch das ganze Jahrhundert in der Richtung des erhaltenen Anstoßes bis in den dreißigjährigen Krieg, der, ein Kampf theilweise ganz anderer Elemente, ganz andere Formen und Einflüsse hineingemischt hat, dauert unter wechselnden Anstößen, aber mit wachsender Stärke, bis in die Gegenwart, und wird wahrscheinlich ewig dauern.

Frundsberg ward durch den Krieg von 1508 mitten in die großartigsten Verhältnisse desselben gestellt und blieb darin mit kurzen Unterbrechungen durch volle zwanzig Jahre stehen. Im Zusammentreffen mit den fremdländischen Heeren hatte er das Werthmaß für die Mängel des deutschen Heerwesens gefunden und an dem fremden Modell seinen Landsknecht den Werth jener Eigenschaften schätzen gelehrt, denen dessen rohe Tapferkeit so häufig unterlegen war. Der stete Wechsel von Waffenbrüderschaft und Gegnerschaft jener verschieden gearteten Heere hatte den Landsknecht die eigene nationale Eigenthümlichkeit verstehen gelehrt. Die angeborenen, damals wenigstens den Formen nach scharf ausgeprägten nationalen Gegensätze wurden in Frundsberg's Händen ein scharfer Stachel zu Nacheiferung und Wettstreit. Die Schlachten Italiens hatten den schädlichen Widerspalt zwischen Fußvolk und Reiterei, wenn auch nicht beseitigt, doch sichtbar gemildert. Die ersten Feldzüge hatten auf der einen Seite der deutschen Reiterei den mittelalterlichen Charakter der Lehnsritterschaft benommen und dieselbe ebenfalls vollends in eine Truppe berittener, obwohl adeliger Doppelsöldner und Landsknechte verwandelt; auf der anderen Seite dem Fußvolke die allgemeine Anerkennung als Hauptwaffe der neueren Heere, die demselben vom scheidenden Mittelalter versagt werden wollte, in glänzender Weise gegeben. Bis dahin hatte der Fußknecht die herrlichsten seiner Siege nur gegen Reiterei erkämpft. Angesichts der Mißerfolge von 1499 war starker Zweifel an dem wirklichen Werthe des Fußvolkes zurückgeblieben. Sogar Machiavelli, der große Florentiner Staatssecretär, dessen Scharfblick eine Reihe von Grundgebrechen des zeitgenössischen Kriegswesens aufgedeckt, konnte über das Gefühl der Unterordnung des Fußvolkes unter die Reiterei nicht hinüberkommen. Nur wenige deutsche und spanische Feldherren, wie Gonsalvo de Cor-

dova, Frundsberg, Rudolph von Anhalt, Leyva, Pedro de Navarra, Pedro de Paz, die aus größerer Nähe in den Grund der Dinge geblickt, waren zu der Erkenntniß durchgedrungen, daß die wahre Kraft eines jeden Heeres fortan in einem wohl disciplinirten Fußvolke zu suchen sei. Ebenbürtiges Fußvolk war aber jetzt auf ebenbürtiges Fußvolk gestoßen, und die Reiterei, an die Flügel der Schlachtordnung hinausgedrängt, ebenfalls blos der Reiterei gegenüber gestellt. Der Stoß des Fußvolkes hatte den Kampf entschieden, der Stoß der Reiterei ihn vorbereitet und vervollständigt. So war die Reiterei von der ausschließlichen Beherrschung des Schlachtfeldes endgiltig gestürzt worden. Jeder folgende Feldzug hatte die neue Wahrheit in größere Augenfälligkeit gestellt und der Erkenntniß auch des blödesten Landknechts näher gerückt.

Ungeachtet dieser glücklichen Einflüsse, die sich noch weit verfolgen ließen, würde das Streben Frundsberg's, das Landsknechtsregiment zu einem Kriegsinstrument im besten Sinne des Wortes umzugestalten, doch nur langsam gefördert worden sein. Das Heer blieb selten während längerer Dauer bei einander und verlief sich gewöhnlich schon nach sechsmonatlichem Dienste. Jene, die während des vorhergegangenen Feldzuges unter Frundsberg in Italien gedient, zogen im Folgenden vielleicht gegen den Erbfeind christlichen Namens nach Ungarn, oder gegen die Hoecks nach den Niederlanden, oder, den Abrufungsmandaten zum Spott, zu den Embsern in die Feldlager des Königs von Frankreich. Der im ersten Feldzuge durch Frundsberg zugeschulte Stamm war im zweiten häufig zusammengeschrumpft und selten mächtig genug, die hinzuwachsenden neuen Elemente mit seiner größeren Tugend zu durchdringen. Frundsberg hatte erkannt, daß der kosmopolitische Charakterzug, welcher schon zu jenen Zeiten der deutschen Nation eigen war, die erwachende nationale Empfindung ohne Mithilfe eines höheren Beweggrundes oder einer tieferen Leidenschaft, deren Gluth die kosmopolitischen Neigungen verbrannte, schwer zu nachhaltigerer Kraft würde erstarken lassen. Diese Leidenschaft fand sein Auge im italienischen Kriege wirklich heraus — es war der deutsche Haß gegen die sieggeblähten übermüthigen Schweizer.

Mit jedem Versuche, den seit Kaiser Albrecht's Zeiten die österreichischen Herzöge zur Wiederherstellung ihrer Botmäßigkeit über ihren ursprünglichen schweizerischen Hausbesitz gemacht, war dieser Haß gewachsen, aber er hatte nur den deutschen Adel zu seinem vorzüglichsten

Träger gehabt. Erst die verhängnißvollen Entscheidungen von 1499 hatten denselben auch anderen Volksclassen mitgetheilt und so sehr zu einer nationalen Leidenschaft verallgemeinert, daß es im Reiche vielleicht keinen Stand gegeben hat, der das bittere Gefühl der verspotteten Ohnmacht Deutschlands nicht durchgekostet hätte. Aber in keinem Winkel des weiten Reiches hatte sich dieser Haß zu einer solchen Leidenschaftlichkeit erhitzt, als in jenen dem Schweizerlande benachbarten Gebieten, in welchen Frundsberg sein oberländisches Regiment zu werben pflegte. Gerade Tirol, das bayerische und schwäbische Oberland hatte im letzten Schweizerkriege durch die Eidgenossen härtesten Schaden erfahren und seitdem auch im friedlichen Verkehr das Andenken daran an dem Uebermuthe der siegesstolzen Nachbarn aufgefrischt.

Dieses Gefühles hatte sich Frundsberg nun bemächtigt und die träge Natur des Landsknechts mittelst desselben wie mit einer Geißel gestachelt. Die Fügsamkeit und selbstverleugnende Ausdauer, die der letztere versagt haben würde, wenn er sich blos dem Franzosen oder Spanier gegenüber gesehen hätte, leistete er williger, seit er den Schweizer in der Nähe wußte, entweder aus Furcht vor dessen Spott oder in Hoffnung auf Sättigung seines Hasses.

Merkwürdigerweise waren gerade die italienischen Kriege, welche die kriegerische Tüchtigkeit des Spaniers vollendet und die kriegerische Tüchtigkeit des Landsknechts dem Vaterlande dienstbar gemacht, für den eidgenössischen Söldner zu der Quelle eines unglaublichen Verderbnisses geworden. Seit dem Triumphe von 1499 hatte der schlichte und biedere Charakter dieses Volkes sichtbar einen Wandel zum Schlimmen erfahren. Gottvertrauen, Gehorsam, Mäßigkeit und Vaterlandsliebe, die das wahre Geheimniß seiner Großthaten gewesen, hatte sich verflüchtigt, und der in Demuth und Bescheidenheit erfochtene Sieg das Volk mit Hoffart und Uebermuth erfüllt. Der Verderbniß der Volkssitte war die Habsucht und manches andere Laster auf der Ferse gefolgt. Der fremdländische Kriegsdienst um Sold wurde Lebenserwerb. Das Land trieb in des Wortes schärfster Bedeutung mit seinem Blute Handel. Die Cantone beuteten, wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, die Nachfrage lediglich aus, um die Preise zu steigern. Sie waren von Mailand, von Frankreich oder vom Papste bestochen, das Volk kannte die Bestechenden wie die Bestochenen, und die Aufrechthaltung der wider das Reislaufen erlassenen Verbote fand keine Obrigkeit. Alles, was in Ehren und Ansehen stand, mischte sich in diesen Handel ein

und das ganze Land wollte endlich von nichts als von fremdem Solde leben. Diese Verschlimmerung des Volkscharakters war mit einer Verringerung des kriegerischen Werthes Hand in Hand gegangen. An die Stelle der ursprünglichen reinen Motive zum Kampfe war Habsucht und Eigennutz getreten. Die Antriebe, welche den eidgenössischen Söldner um die Lilien von Valois schaarten, waren ganz von der Natur der Antriebe gewesen, welche den Landsknecht unter das burgundische Kreuz oder den Aar von Habsburg versammelten. Während aber jener weder von einer großen Idee noch von einer großen Leidenschaft in den Kampf getragen wurde, warf der Landsknecht sein haßdurchtränktes Herz hinein und stritt deshalb mit der schärferen Waffe. Der Schweizer Söldner zögerte, floß der Sold unrichtig, keinen Augenblick, seine Fahne zu verlassen und zum Gegenpart sich zu schlagen, wenn dieser reichlicheren Sold versprach. Er verrieth den Herzog von Mailand, der ihn mit Wohlthaten überhäuft, um ihn bei Novara an Frankreich zu verkaufen; er verrieth den König von Frankreich, um bei Dijon gegen ihn zu kämpfen; er verweigerte den Sturm fester Plätze, zwang den Feldherrn zur Schlacht, als eine solche gefährlich, und verweigerte die Schlacht, als sie geboten war. Fast könnte es scheinen, daß alle Störrigkeit und Maßlosigkeit, deren sich der Landsknecht auf den italienischen Schlachtfeldern allmälig entledigt, von den Schweizern aufgelesen worden sei, vergrößert durch allen sittlichen Unrath, den die anderen Nationen daselbst zurückgelassen.

Der tiefe Schweizerhaß des Deutschen hatte im wirklichen Kampf schließlich die Formen eines Wettstreites angenommen und seinen Sieg über den entartenden eidgenössischen Soldknecht erleichtert. Jeder Sieg hatte das Heer Frundsberg's in Kriegszucht, Geist und vertrauensvollem Aufblick zu der Weisheit seines Führers gestärkt.

So waren im Verlauf der italienischen Kriege im Landsknechtsheere feste Ueberzeugungen erstanden, hatten allgemach die Formen bleibender Ueberlieferungen angenommen, um endlich bis zu einem gewissen Grade in das Eigenthum der Nation überzugehen. In der Schule Frundsberg's wurde die Kunst des Gehorsams gegen den Befehlshaber und die noch schwierigere Kunst der Befehligung gelehrt, es wurde darin Führer und Landsknecht erzogen und schließlich so weit gebracht, daß jeder Kriegsfürst mit dem Landsknechte getrost den Schweizern entgegen ging.

Der Krieg, den Maximilian I. seit 1508 gegen Venedig erhoben, hatte Herrn Georg zum ersten Male in der Rolle des obersten Befehlshabers seiner Landsknechte auf die Weltbühne geführt.

Die äußeren Bedingungen, welche den venetianischen Staat so mächtig und blühend gemacht, waren Gewerbefleiß, Handel und Colonien, also Machtquellen, die entweder des Auslandes als Markt bedurften oder außerhalb der natürlichen Staatsgrenzen lagen, wie heutzutage in England. Sie waren deshalb ihrer Natur nach wandelbar und von Zufälligkeiten abhängig. Jede Bewegung, die den Orient durchzuckte, hatte jedesmal den Wohlstand Venedigs getroffen und dessen Zukunft durch ihren Ausgang bedingt. Die Siegeskraft der osmanischen Sultane hatte jedoch sich allerwärts so überwältigend erwiesen, daß mit jedem Siege, welchen die Türken über den König von Ungarn, über die Chane der Tartarei, die Sultane von Aegypten oder die kleinen Despoten der Balkanhalbinsel davongetragen, die Hoffnung der Signoria auf Behauptung des levantinischen Besitzes mehr und mehr entschwand.

Diesen aus dem Osten lang befürchteten Sturm hatte die italienische Politik Venedigs plötzlich über sich heraufbeschworen. Sein (1499) mit Frankreich zur Vertreibung Ludovico Moro's geschlossenes Bündniß hatte diesen Fürsten veranlaßt, die Kriegsgemeinschaft Bajesid's II. nachzusuchen. Modon, Coron, Cephalonia, S. Maura, Lepanto, das festeste Bollwerk Venedigs im Osten, war nebst einer Reihe werthvoller Plätze in osmanische Gewalt gerathen, und der levantinische Handel begann, seit der Halbmond sich in so manchem Weichbilde des Löwen von S. Marco festgesetzt, unsicher zu werden und mit ihm alle Quellen des Reichthums spärlicher zu fließen.

Gleichzeitig hatte sich, unter minderem Geräusch, auf der anderen Seite ein für die Handelsrepublik noch verhängnißreicheres Ereigniß vollzogen. Vasco da Gama hatte die Südspitze Afrikas umsegelt und den Seeweg nach Indien gefunden. Staunend erblickte der Perser und Araber das siegende Kreuz in Gewässern, die bis zu diesem Augenblicke nur von seinen Felukken befahren worden waren. Diese Entdeckung hatte das reiche Indien dem venetianischen Markte entrückt und anderen Nationen genähert; der ostindische Handel hatte wohlfeilere Straßen gefunden. Allgemach mußten die Märkte Venedigs veröden, der in der Lagune zusammengedrängte Mastenwald sich lichten, die leeren Waarenhallen verfallen und mit ihnen der Prunk und die

Macht der stolzen Inselstadt. Schon die erste Kunde dieses Ereignisses hatte den großen Rath mit schwererem Kummer erfüllt, als die schlimmsten Trauerposten aus der Levante.

Das Zusammentreffen dieser Ereignisse, deren jedes einem Nationalunglück gleich zu achten, hatte den venetianischen Staat plötzlich an den nämlichen Wendepunkt seiner Geschicke gestellt, an welchen die erstarkende fremde Concurrenz heutzutage England zu bringen strebt, und zunächst einen Wechsel der hergebrachten Politik erzeugt, wie dieser seit den Stürmen der Napoleonischen Epoche in England eingetreten ist. Die Signoria hatte erkannt, daß ihr Staat, der Selbsterhaltung willen, seine Politik ändern, seine Macht auf einer anderen Basis neu begründen und die verlorenen oder zweifelhaften Domänen im Oriente durch neue, in Italien zu erwerbende Herrschaften ersetzen müsse.

Schon während der Kriege, die Spanien wegen Neapel mit Frankreich geführt, hatte sich Venedig aller östlichen Küstenplätze dieses Königreiches bemächtigt. Nach dem Tode des Papstes Alexander VI. hatte es Cesena zu überfallen, in Pisa sich festzusetzen gesucht, Faenza und Rimini durch Verrath gewonnen. In Oberitalien hatte es große Gebietstheile des kaiserlichen Hausbesitzes in Friaul, in Tirol und Istrien an sich gerissen und hielt eine Reihe lombardischer Städte in seinen Händen, die vormals den Visconti's angehört, als deren Erbe Ludwig XII. von Frankreich in den Besitz von Mailand getreten war.

Diese Politik des Umsichgreifens hatte der Lagunenstadt allerwärts mächtige Feinde erregt. Spanien begehrte die apulischen Häfen, der Papst die Romagna, Frankreich die lombardischen Städte, der Kaiser die ihm entrissenen altösterreichischen Gebiete, sowie die Anerkennung der Reichshoheit über Verona. Diesen Forderungen hatte die Signoria die entschiedenste Weigerung entgegengesetzt und den Kaiser durch Versagung des zum Römerzuge verlangten Passes beleidigt. So hatten sich denn 1508 diese Mächte durch die berühmte Ligue von Cambray zusammengethan, ihr beleidigtes Recht mit Waffengewalt zur Geltung zu bringen. Ein verwundernswerthes Schauspiel: das geistliche und weltliche Oberhaupt der Christenheit in Verbindung mit den am meisten disciplinirten und staatlich am besten geordneten Nationen Europas hatten sich gegen einen Staat erhoben, dessen Landbesitz den Umfang der kleinsten ihrer Provinzen nennenswerth nicht überstieg, und noch verwundernswürdiger darum, daß aus solch' ungleichem Kampfe so

vieler Staaten gegen einen einzigen schwachen dieser schließlich doch als Sieger hervorgegangen ist.

Der Ursachen eines so unerwarteten Ausganges sind mancherlei gewesen. Theils war es die Natur der Hilfsquellen, aus denen die Republik schöpfte, theils die unerreichbare Lage ihrer Hauptstadt, die sich dem Angriffe entzog, theils die Ungleichartigkeit in der Stärke des treibenden kriegerischen Motives, hauptsächlich aber die Klarheit und Einheitlichkeit des wohlverstandenen Zweckes und Interesses, dem die Signoria, von Zwischenfällen unbeirrt, durch alle Mittel und auf allen Wegen zugestrebt, während das vielköpfige Bündniß ihrer Gegner von vorneherein an einem tiefen Mißverständniß von Zweck und Mittel und an allen Schwächen großer Coalitionen litt.

Die Politik der Bündnisse endlich war in jenem Zeitalter noch eine völlig neue Sache. Wie eine neue Heilungsart, die sich in einzelnen Fällen erprobt, bald als untrügliches Universalmittel gegen jede Krankheit oder eine neue Waffe oder Stellungsart, wodurch ein Feldherr einmal gesiegt, als unfehlbarer Weg zum Siege betrachtet und in der widersinnigsten Weise so lange angewandt zu werden pflegt, bis Erfahrung das rechte Werthmaß gelehrt, so wurde damals alles Heil in Staatssachen durch Bundesgenossenschaften und Kriegsverträge gesucht. Nie hat es in der Geschichte eine Zeit gegeben, in welcher eine größere Unklarheit im politischen Zwecke, ein geringeres Verständniß in der Wahl der Mittel und deshalb eine größere Unbeständigkeit in den gegenseitigen Anziehungen und Abstoßungen geherrscht hätte. Der Leichtsinn, mit welchem in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Kriegsverträge geschlossen wurden, wird nur von dem Leichtsinn übertroffen, mit welchem sie gebrochen worden sind, und unbegreiflich bleibt nur, wie sie dennoch Glauben finden konnten. Die Päpste, Maximilian I., Carl V., Ludwig XII. hatten sich von der Fruchtlosigkeit gehäufter Vertragsschlüsse zu ihrem Schaden nur zu oft überzeugt, aber zum Abschluß neuer Verträge dennoch stets die unverminderte Bereitwilligkeit entgegengebracht. Alle diese Fürsten besaßen unleugbar so viel Redlichkeit und Ritterlichkeit, daß sie mit Abscheu die Grundsätze von sich gewiesen haben würden, die Macchiavelli's Buch vom Fürsten anempfohlen, aber sie haben in der Wirklichkeit gehandelt, als ob sie dessen Maximen zu ihrer Richtschnur angenommen hätten. Nur zu verdient war der herbe Spott, mit welchem Kunz von der Rosen, des Kaisers Hofnarr, seinen Herrn überschüttete, als er, nach Unter-

zeichnung des „auf Ewigkeit“ geschlossenen Freundschaftsbündnisses mit England, die versammelten Fürsten sein Lebensalter rathen ließ.

Ei, wie ihr schmeichelt! Ich zähle mehr als zweihundert doch,
Die Bünde von Blois und Cambray, die überlebt' ich noch.
Geschlossen ward ein jeder auf volle hundert Jahr
Und jetzt macht ihr mir Hoffnung auf Ewigkeiten gar.

In der That war die Ligue von Cambray von den hundert Jahren, auf welche sie abgeschlossen worden war, nicht weniger als neunundneunzig schuldig geblieben. Papst Julius II. hatte sich zuerst von derselben losgesagt und 1511 Spanien zu sich herübergelockt, um im darauffolgenden Jahre in Gemeinschaft mit seinem ursprünglichen Feinde die ursprünglichen Bundesgenossen zu bekämpfen. Doch schon im nächsten Feldzuge hatten die politischen Verbindungen wieder gewechselt. Frankreich schloß sich an Venedig, der Papst und Spanien traten zum Kaiser zurück, doch nicht sowohl um Venedig niederzuwerfen, als um Frankreich aus Italien wieder zu verdrängen. Später wandte sich der Sturm von Neuem Venedig zu, um sich nochmals gegen Frankreich zu kehren, und in solch' buntem Wechselspiele von Kriegszweck und Kriegsgemeinschaft wurden die riesenhaftesten Anstrengungen der Kriegführenden schließlich zu sinnloser Verschwendung. Die Kriegserfolge, welche die Streitenden in einer Verbündung im ersten Feldzuge gefunden, wurden von ihnen in einer anderen Verbündung während der folgenden Feldzüge mit Beeiferung wieder vernichtet; dieselben Plätze, welche sie von den Venetianern erstürmt, wurden von ihnen für die Venetianer wieder zurückerobert, so daß der niedergeworfene gemeinschaftliche Gegner am Ende der einzige siegreiche Staat blieb und den übrigen Theilnehmern der Liga nur die unfruchtbare Erschöpfung hinterließ.

Der Antheil, den Frundsberg an den Bewegungen dieser Kämpfe genommen, wurde von keinem seiner Biographen genau sichergestellt. Reisner, der älteste darunter, greift aus der langen Kette derselben nur zwei oder drei Momente heraus, in welchen die Heldengestalt auf kurze Augenblicke aus dem Zwielichte auftaucht, welches während dieser Epoche auf dem Kampfe des deutschen Heeres liegt. Die späteren Geschichtsschreiber haben sich darauf beschränkt, der schlichten Erzählung Reisners modern zugeschnittene Kleidung anzulegen. Frundsberg's kriegerisches Wirken während der venetianischen Kriegsläufte erscheint gewissermaßen wie die Alpen bei Sonnenaufgang. Während der himmel-

anstrebende Gipfel sich im Lichte badet, wird die Mitte noch von Morgennebeln umschwebt und das Thal am Fuße von den Schatten der Nacht bedeckt. Dies Halbdunkel erscheint für den ältesten unter den großen deutschen Heerführern mindestens ebenso charakteristisch, wie die minutiösesten Details der Anekdoten, welche die Las Cases, O'Meara oder Antomarchi von ihrem Heroen hinterlassen. Diejenigen der Briefe Frundsberg's, die sich aus diesen Zeiten in den Archiven von Innsbruck finden, beschäftigen sich mit den allgemeinen Verhältnissen des Krieges, mit Anschlägen, die im Schilde geführt, mit der Weise, in welcher die Interessen des Kaisers von den Verbündeten gewahrt werden, oder mit der Sorge, welche der Unterhalt des Kriegsvolkes in Anspruch nimmt. Niemals sprach Frundsberg von dem, was er selbst im Felde verrichtet hatte. Wer konnte von den französischen oder italienischen Kriegsleuten, die ihre Thaten auf Kosten der Deutschen bis zur Unbescheidenheit ausposaunt, erwarten, daß sie gegen den deutschen Feldherrn gerechter sein würden, als er selber war? Das ist der Grund, daß aus diesem Lebensabschnitt desselben nur dürftige Daten auf die Gegenwart gekommen sind. Man weiß nur, daß der Kaiser von allen Eroberungen, die er im venetianischen Gebiete gemacht, blos jene zu behaupten im Stande gewesen sei, deren Hut er Frundsberg anvertraut hatte. Drei Belagerungen hatte während der ersten zwei Feldzüge Herr Georg in Verona überstanden; während des dritten hatte er bei der Eroberung von Bologna und dem Ueberfalle des päpstlichen Heeres mitgewirkt, 1513 die Venetianer bei Bassano geschlagen, die Stadt Venedig beschossen, und im Herbste an dem berühmten Siege von Vicenza, wo das verbündete kaiserlich-spanische Heer vom Feinde umschlossen, mit Vernichtung bedroht schien, den hervorragendsten Antheil genommen; endlich 1516 Verona zum vierten Male unter den schwierigsten Umständen vertheidigt.

Wenn man lediglich die Zahl dieser Kriegshandlungen und ihre politische Bedeutung in's Auge faßt, so wird man sie keineswegs so überschwenglich finden, um den Namen Frundsberg's über die Feldherren seines Zeitalters stellen zu dürfen. Er hat im venetianischen Kriege nicht mehr und größeres gethan, als diese. Er hat seinem Kaiser kein Königreich erobert, wie Gonsalvo de Cordova, er hat keine Schlacht von solcher Bedeutung gewonnen, wie Gaston de Foix bei Ravenna. Von der ganzen Summe seiner Thaten ist dem Reiche nach achtjährigem Kampfe nichts übrig geblieben als die 200.000 Ducaten, welche Venedig

1517 im Frieden von Noyon für die Herausgabe von Verona gezahlt und die wahrscheinlich zur Deckung der Kriegskosten eines einzigen jener acht Feldzüge nicht genügt haben. Man darf jedoch bei Beurtheilung der Leistungen Frundsberg's nicht so sehr auf den Glanz der That als auf das Instrument blicken, mit dem dieselbe vollbracht ward. Gonsalvo, Gaston de Foix, d'Alviano hatten entweder begeisterte oder wohldisciplinirte und sicherlich wohlbezahlte Heere befehligt und waren im Angesichte der That niemals auf den inneren Widerstand gestoßen, welchem der deutsche Befehlshaber in seinem Kriegsvolke jederzeit begegnete. Die Ueberwindung dieses Widerstandes bei einem schlecht bezahlten und hungernden Heere hatte den besseren Theil der Schöpferkraft, der Sorge und Muße des Feldherrn verzehrt, bevor es noch zur Handlung kam. Dennoch war Frundsberg im Stande, mit den Deutschen Dinge zu vollbringen, die vor ihm Niemandem möglich gewesen sind, und dabei die Natur des verwilderten Landsknechtes derart umzukehren, daß in der Schlacht des deutschen Kriegsvolkes schließlich ein zweifelhafter Augenblick nicht möglich schien.

Schon bei Vicenza 1513 erscheint das störrigste, unbändigste und eigensinnigste Kriegsvolk der Welt zu einem gelehrigem, fügsamen und in Entäußerung des Eigenwillens geübten Heere umgewandelt, dem Selbstverleugnung ebenso geläufig war, als dem wohldisciplinirten Spanier oder dem von Begeisterung durchglühten homme d'armes. Das verbündete spanisch-kaiserliche Heer stak damals in der allergefährlichsten Lage, die sich denken läßt. d'Alviano, der Feldherr der Signoria, hielt dasselbe auf allen Seiten eingeschlossen; ein überlegenes venetianisches Heer lag in stark verschanzter Stellung vor Verona; Paolo Manfronio bedrohte mit venetianischer Reiterei und bewaffnetem Landvolk dessen Rücken; das Gebirge von Bassano und die Straße durch die Val Sugana war vom Feinde besetzt und gesperrt, ebenso alle Uebergänge des Vicentinischen Gebirges und der Monti Berici. Dabei litt das verbündete Heer bittersten Mangel. Magazinverpflegung war zu diesen Zeiten noch nicht üblich; die Felder Oberitaliens waren zertreten und wurden nicht bebaut, die Dörfer niedergebrannt, die Vorräthe der Bauern versteckt oder verdorben. Stradioten, die leichte albanesische Reiterei der Venetianer, fingen die karge Proviantzufuhr ab, die in das Lager der Verbündeten noch fließen mochte. Schon seit Monden hatte das deutsche Kriegsvolk keinen Sold erhalten; in Lumpen hingen die Kleider vom Landsknecht herab; der renommistische Tand, in den er sich zu kleiden

liebte, war ihm verfault vom Leibe gefallen; seine Schuhe, die Entenschnäbel, Kuhmäuler und Bärentatzen, wie er sie nannte, hatte er stückweise im Kothe der Landstraße zurückgelassen, und zu einem Skelett ausgehungert, zitterte er im Octoberregen, den ihm die kalten Stürme in's Gesicht peitschten. Bei halb so viel Elend hatte sonst der deutsche Söldner gemeutert, in Stuhlweißenburg 1490 nach Plünderung der Stadt den Kaiser mitten im Feindesland im Stich gelassen, sogar noch 1509 nach Aufhebung der berühmten Belagerung von Padua sich aus Mangel an Geld nach jeder Richtung der Windrose verlaufen und mit einem Schlage die glänzenden Kriegserfolge des Feldzuges zu nichte gemacht. In der ungleich trostloseren Lage von Vicenza war von dieser alten Unart nichts zu erblicken. Der Landsknecht hatte sich dem Feinde im Gegentheil so schrecklich gemacht, daß der siegesgewisse venetianische Feldherr, die deutsche Tapferkeit fürchtend, freien Abzug nach Deutschland anbieten ließ. Wohlgemuth durfte Frundsberg den ehrlosen Antrag mit dem selbstbewußten Worte beantworten: „Er hab' nackete Knaben, wann aber einer ein Pokal Wein im Busen hab, so seien sie jm lieber dann die seinen, die Harnisch antragen bis auf die Füß. Er wölle lieber da ehrlich umbkommen, denn schendlich abziehen. Es stehe noch Alles zum Glück. Vil Feind, vil Ehr." Und der Landsknecht, der sorglosen Wohllebens halber Kriegsdienst genommen, hatte von Hunger gequält und mit völlig nüchternem Kopfe das stolze Wort seines Feldherrn mit Vernichtung des Feindes eingelöst.

Wenn möglich noch entschiedener erscheint die Gewalt Herrn Georg's über die Gemüther 1516 zu Verona. Die Verhältnisse, unter welchen diese denkwürdige Belagerung verlief, konnten für die Vertheidiger nicht ungünstiger sein. Außer einer Besatzung von 5000 Deutschen und 3000 Spaniern und Italienern besaß die Stadt von den tausendfachen Nothwendigkeiten, die dazu erfordert werden, so gut als nichts. Die Besatzung besaß weder Lebensmittel, noch Geld, sich solche zu beschaffen; die Festung, in einer Epoche erbaut, in welcher Feuerwaffen noch wenig gebräuchlich gewesen, war von hohen freistehenden Ringmauern umschlossen, die vor der Stückkugel leicht zerbröckelten. Diese Mauern hatten kein Geschütz und das Geschütz keinen Schießbedarf. Der Landsknecht, der größere Theil der Besatzung, nährte unüberwindlichen Abscheu gegen Vertheidigung fester Städte. Der Kampf des Geschützes, der das Gemäuer langsam fällte, um alsdann die Reihen der deutschen Knechte mit feigem Geschröte desto reißender zu lichten

und den Tapferen mit dem Hasenherzigen zugleich niederzulegen, die Mine, welche die wankenden Mauern in Trümmer warf und den Weg zur Sturmlücke ebnete, war ihm in tiefster Seele verhaßt. Sein Lieblingskampf war die Wahlstatt auf freiem offenen Felde, wo nicht die größere Menge des Geschützes, sondern die größere Tapferkeit galt. Diesen tiefen Widerwillen hatte Frundsberg besiegt. Keiner seiner Geschichtsschreiber gibt von den peinlichen und langwierigen Unterhandlungen Kunde, welche in solchen Fällen während des ganzen Jahrhunderts deutsche Hauptleute mit dem Landsknechte zu pflegen hatten, und keiner der Briefe Herrn Georg's thut Erwähnung, daß für diese Fügsamkeit, altem Mißbrauch nach, höherer Besatzungssold gefordert worden sei. Frundsberg hatte im Gegentheil, bevor noch der Feind vor den Mauern erschien, den Geist seines Kriegsvolkes so sehr gehoben, daß es freudig zur Erstürmung Vicenza's eilte, um Verona aus den Vorräthen dieser venetianischen Festung mit Geschütz und Proviant einigermaßen zu versorgen. Als sich nach dem Falle von Brescia endlich das vereinigte französisch-venetianische Heer vor Verona legte, und die Versuche, die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen, scheitern sah, konnten die hohen Mauern dem ernsten Angriffe nur schwachen Widerstand leisten. 20.000 schwere Kugeln wurden in eilf Tagen in die Festung geschleudert. Weithin gähnte, an beiden Ufern der Etsch, das zweimal zerspaltene Gemäuer. Eine Reihe mörderischer, mit allem Feuer französischer Tapferkeit und allem Scharfsinn italienischer Erfindungsgabe unternommener Stürme mußten abgewiesen, Untergrabungen vereitelt und zu des Gegners Schaden gekehrt werden; Colonna, der spanische Oberbefehlshaber, ward verwundet und die ganze Sorge für die Abwehr fiel auf Frundsberg allein. Die langwierige Belagerung hatte mittlerweile die aus Vicenza eroberten Vorräthe verzehrt. Es gab in der Stadt sehr wenig Kraut und Loth, kein Schlachtvieh, keinen Wein und einen gar geringen Vorrath an Getreide. Die deutschen Obersten und Hauptleute, an Wohlleben gewöhnt, mußten sich schon seit 40 Tagen mit Wasser, Bohnen, Pferde- und Eselfleisch bescheiden. „Sie lebten wol, wann sie auff dem Scharmützl ein Pferd von Frantzosen bekamen, die waren feißt; aber die Pferdt in der Statt, die waren mager und schier Hungers gestorben: Wann sie ein tod Pferd vor der Statt sahen, so eiltens durch die Pfordten, zerhacktens und trugen die Stück mit Freuden in die Statt.“ Unter solchen Nöthen war die Belagerung verlaufen, ohne daß der

Landsknecht nach alter Gewohnheit gegen das Elend rebellirte, bis der so tapfer vertheidigte Platz endlich durch Georg von Liechtenstein entsetzt worden war.

Schade, daß Mangel an Mittheilungen in den Apparat nicht genug zu blicken gestattet, dessen Frundsberg's Genius sich zur Vollführung dieser moralischen Umwälzung bedient hatte. Der Einfluß des Zusammenwirkens mit den disciplinirteren romanischen Nationen ist darin allerdings nicht zu verkennen. Doch war er sicherlich nicht der wirksamste Hebel, und dies um so weniger, als gerade derjenige Gegenstand, an den sich der meuterische deutsche Söldnergeist zuerst zu heften pflegte, die Bezahlung, gerade bei den fremdländischen Heeren besser bestellt war. Dies erhellt deutlich aus der ganzen Correspondenz des deutschen Feldherrn. Am 6. September 1514 schrieb er an den Kaiser: „Der Vice-Re (Cardona) beswärt sich hoch, daz sich die Bezalung der knecht also sparn tuet, vnnd all monat mit den knechten also zu marckten, vnnd zaigt an, daz jme vil lieber wer ein tausend oder acht hundert Knecht bezalt, darauf er sich vertrösten vnnd verlassen mecht, dann 2000 knecht, der bezalung sich sparet, darauf er sich mit Jhren anslegen oder zügen verlassen khunde." Die Fügsamkeit und Aufopferung des Landsknechtes erscheint deshalb in erster Linie als der Dank, womit er die unermüdliche Sorge zahlte, die dessen Sein und Gedeihen bei dem Feldherrn fand. Jeder Brief Frundsberg's an den Kaiser oder die Regierung von Innsbruck enthielt eine Bitte, dem rechtmäßigen Anspruche des darbenden Heeres gerecht zu werden. Bei der Bedrängniß jedoch, in welcher Kaiser Maximilian sein Leben lang steckte, konnte Abhilfe gar selten kommen, und wenn etwas geleistet wurde, kam sie noch seltener in Gelde, als — in Tuch, das von deutschen Handelshäusern auf Borg leichter aufzutreiben war. Was sollte der Landsknecht mit einigen Ellen feinen Tuches beginnen, die ihm inmitten eines ausgezehrten Landes auf seinen Monatsold zugemessen wurden? Kriegsvolk und Feldherr waren jedoch glücklich zu preisen, so lange die Besoldung noch in solch' eigenthümlicher Weise floß; sie lieferte wenigstens einen Werthgegenstand, dessen er sich im Nothfalle, wenn auch mit Einbuße, gegen dringendere Bedürfnisse zu entäußern im Stande war. Aber gar häufig blieb auch die Bezahlung in Tuch aus. Der Kaiser, der im Augenblicke nicht helfen konnte, zog es vor, die Versorgung des Heeres dem erfinderischen Geiste seines Feldherrn zu überlassen und antwortete auf die Vorstellungen desselben durch monate-

langes Schweigen. „Ich schreib Ew. k. Mt. zum drittenmale," klagte Frundsberg am 5. September 1514, „aber Ew. k. Mt. gibt mir auf solche mein schreiben gar kein antwort; pit Ew. k. Mt. wolle mir ain mal genedigklich antwort auf meine schreiben geben und zueschickhen." In solchen Fällen ist Frundsberg in den Mitteln unerschöpflich, dem ärgsten Elende zu steuern oder dem Söldner wenigstens den Anspruch auf die gewissenhafteste spätere Befriedigung seiner Forderungen zu bewahren. Bald entlehnt er gegen eigene Verbürgung namhafte Summen von angesehenen Ghibellinen, bald schmeichelt er dem Rathe besetzter Städte größere Beträge ab, bald versetzt er seine Goldkette und sein fahrendes Habe oder veranlaßt welsche und deutsche Freunde zu dem gleichen Opfer.*) Ein Haupthebel seiner Herrschaft über die Gemüther war jedoch die unverbrüchliche Treue, mit welcher er in Leid und Freud zu seinem Kriegsvolk hielt und den billigen Ansprüchen desselben gerecht

*) Dem Leser wird folgendes Bruchstück aus einem Briefe Frundsberg's vom 30. September 1514 einen Begriff von diesen Verhältnissen geben: „Hab Sy (die Knechte) auch auf die drey gulden tuech vnd ain gulden an gelt heut gemustert, vnd so uill mit jnen gehandlet, daz Sy E. k. M. zu vndertenigem gefallen vnd auff mein pitt vnd glauben also bey einander zu beleiben, siech mit keinem geschrey gutwillig vnnd heill erzaigt haben vnnd sich in gehorsam halten wellen, doch daz Inen bezalung geraicht werde, damit Sy sich vnzertrennet aufrechthallten mögen. Sy sein auch warlich vast arm vnnd nötig, So müssen Sy alle notturfft hie teglichen am Platz vmb par gelt kauffen, vnd finden hie nit wiert (Wirthe) die jnen von ainer bezalung auf die anndere borgen, wie jm veld beschehen ist; es mecht auch die fürgenommene Ordnung bei der Taz (Zoll) halben nit erleiden, vnnd nachdem der Conte Cariati zusambt dem tuech nit mehr gelts dann auf ain yede person ain gulden zuegeben verordnet hat, vnnd mit den topplsöldnern zu handeln eill — — — zu steen oder gedult zu haben vnnd das tuech ainig um das andere jetzo mit dem gelt nit gegeben mag werden, damit aber desto weniger vnwillen gemacht werde, des Zollstands der toplsöldner halben hab ich mit den Räten hie gehandelt, den Rest auf den toplsold 5110 gulden, so doch solche hernach bezalt mueß werden, aufzubringen, darin sich die Ret gutwillig erzaigt, aber solchen Rest, sonnder mein ketten vnnd andre pfandt, so ich aufbracht vnd dargelegt hab, nit aufbringen mögen, solchen Rest hab ich von Imst auch empfangen, vnnd durchaus auf alle söld ainige bezallung gethan, vnnd den Knechten fürgehalten, das tuech Inn vier oder fünff tagen auch zuegeben. Darnach pitt ich E. k. M. mit dem Conte Cariati zue schaffen vnnd jme zu beuelchen, daz er mir solche mein pfanndt, So ich den Räten hie zu handen überantwort hab, vnn also vmb den Rest 5110 gulden versetzt sein, zum fürderlichsten wiederumb löse. (Ambraser Sammlung.)

zu werden wußte. Niemals hatte er seine Zusage gemacht, wenn er zu der vollgewichtigen Einlösung des verpfändeten Wortes nicht fest entschlossen war. Hatten sich in Augenblicken höchster Noth alle seine Hilfsmittel erschöpft, so pflegte er im offenen Ringe zu erklären, von seinem Volke nicht zu weichen, bis der rückständige Sold bis auf den letzten Pfennig beglichen sei, und hielt sich mit solcher Gewissenhaftigkeit daran, daß er sein Kriegsvolk nicht einmal eines Kriegsrathes halber, der seine Gegenwart in einem benachbarten „Losament" der Verbündeten erheischte, auf wenige Stunden verließ. Unter Frundsberg's Führerschaft war deshalb dem deutschen Landsknecht wenigstens am Schlusse jedes Feldzuges die vollste Befriedigung seines rechtmäßigen Anspruches geworden. Weil der Söldner allgemach erkannte, daß meuterische Treulosigkeit ihm diesen Anspruch verwirke, so entschloß er sich auf die Verbürgung seines Feldherrn hin, bei diesem durch Gefahr und Elend bis zum Ende auszuharren. Die Solidarität des Interesses, die daraus hervorgegangen, hielt die Unbändigkeit des deutschen Söldners straffer nieder, als die größte Strenge des Artikelbriefes, und war schon in diesem Kriege so stark, daß kein Elend sie ferner stören zu können schien.

Diese Schulung des verwilderten Landsknechtes in kriegerischer Zucht, dessen Gewöhnung an den Aufblick zu der Einsicht seines Führers und an die Entäußerung seines störrig aufbrausenden Eigenwillens war die segensreichste That, die Frundsberg während der venetianischen Kriegsläufte vollbracht hatte. Allerdings hatte der Kaiser von allen Eroberungen, die gemacht, und von allen Siegen, die erfochten worden waren, im Friedensschlusse nicht eine Hufe Landes zu behaupten vermocht; aber die höhere Tugend des deutschen Landsknechtsheeres, die darin erwachsen, war dem Reiche geblieben und die Keime der welterschütternden Siege der folgenden Epoche wurden auf den venetianischen Schlachtfeldern gelegt.

Kaiser Maximilian hatte den Werth der Dienste Frundsberg's richtiger als seine Geschichtsschreiber erkannt. Schon seit 1512 war dieser Letztere als Oberster Feldhauptmann in Tirol und kaiserlicher Kriegsrath bestellt. Die Pflege Schloß Runkelstein bei Bozen mit dritthalb hundert Gulden Burghut war ihm dafür zu seiner Vergnügung in Friedenszeit angewiesen. Bereitwillig hatte der Kaiser dem verdienten Feldherrn ziemlich oft auch die Vergünstigung zollfreier Einfuhr Welscher oder Tiroler Weine nach Innsbruck zugestanden. Während der winter-

lichen Waffenruhe, die einen Feldzug vom anderen trennte, war Frundsberg stets auf sein liebes Mindelheim geeilt, um sich während einiger Wochen im Schoße seiner frisch aufblühenden Familie für die Mühen des kommenden Feldzuges zu rüsten oder mit dem Kaiser die künftige Kriegsnothdurft zu berathschlagen. Während der ersten Jahre dieses Krieges hatte er seine Hausfrau Catharina durch den Tod verloren und sich nun in zweiter Ehe mit Anna Gräfin von Lodron, die er zu Trient kennen gelernt, wieder vermählt. Wenn der Kaiser „Herrn Jörgens in etlichen Sachen hervornen nothdürftig", ihn an sein Hoflager berief, so wurde ihm der „Regentensold" angewiesen, woraus erhellen würde, daß Frundsberg schon damals ein Mitglied der Regentschaft von Innsbruck gewesen sei. Als Oberbefehlshaber des kaiserlichen Contingents hatte er sich bei den vornehmen fremdländischen Heerführern größte Achtung und außerordentliches Vertrauen erworben. 1514 hatte Don Raymond de Cardona einen „lauffzug" nach Bovolenta in's Werk gesetzt und dem Befehle Frundsberg's 6000 deutsche Knechte, 6000 Kirisser und 4000 leichte Pferde untergeordnet, während der nachmals so berühmte Marquis Pescara bei dem nämlichen Unternehmen nur mit der Befehligung von 8000 spanischen Fußknechten betraut war.*) In diesen Nachrichten dürfte zugleich die ganze Summe der Kenntniß enthalten sein, die über diesen Lebensabschnitt Herrn Georg's auf die Gegenwart gelangt ist.

Die folgenden vier Jahre welche die Kämpfe Maximilian's gegen Venedig von dem Kampfe Carl's V. gegen Frankreich trennen, können als die vergleichsweise am wenigsten bewegte Epoche im Leben Frundsberg's gelten. Sie ist nur durch die bekannte Württemberger Fehde unterbrochen, in welcher der unbotmäßige Geist des scheidenden Mittelalters sich nochmals gegen den Zwang der Reichsgesetze zu stemmen versuchte, aber rasch niedergeworfen wurde, und die nur deshalb bemerkenswerth erscheint, weil sie in Frundsberg gleichsam die Verkörperung der hereingebrochenen neuen Zeit dem charakteristischen Vertreter der alten, Götz von Berlichingen, entgegengestellt. Nach Begleichung dieser Wirren, die der „Schwäbische Bund" durch seine Heereskraft mit der Vertreibung des landfriedensbrüchigen Herzogs Ulrich abgeschlossen, zog Frundsberg mit dem tirolischen Bundesaufgebot und Franz von Sickingen, der als

---

*) Brief Frundsberg's an die Statthalter und Regenten von Innsbruck. Monticolis, 3. September 1514.

Adelsmarschall die Kriegsvölker der fränkischen, rheinischen und schwäbischen Ritterschaft befehligte, gegen Mainz, die Wahlfreiheit der Kurversammlung zu schirmen, die sich in Frankfurt versammelt hatte, um dem deutschen Reiche ein Oberhaupt zu geben. Der Einfluß, den die Gegenwart so zahlreicher, dem Hause Oesterreich entweder zugehöriger oder ergebener Streitkräfte auf das Ergebniß des Wahlactes geübt, ist bekannt, und Herr Georg hat daran wohl auch dasselbe Verdienst, als gemeiniglich Sickingen zuerkannt wird.

Am 28. Juni 1519 war nach langem Schwanken die Wahl der Kurfürsten auf den Enkel Maximilian's, den jungen König von Spanien, gefallen. Der altösterreichische Hausbesitz, das burgundische Erbe, die Königreiche Spanien und Neapel, die goldreichen Länder des neuentdeckten Amerika gehorchten dem Scepter Carl's V., des römisch-deutschen Kaisers. Nie war, seit Carl dem Großen, ein so riesenhafter Landbesitz in der Hand eines Einzigen vereinigt gewesen. Die Furchtbarkeit dieser Macht war jedoch mehr augenfällig als wahr, lag mehr in den Verhältnissen ihres räumlichen Umfanges, als in ihrer inneren Kraftfülle oder Unwiderstehlichkeit, und die Zersetzung war ihrer Vereinigung unmittelbar auf dem Fuße gefolgt. Sie bestand aus ungleichartigen, einander durch Sprache, Sitten, Neigung, Bildung, Vergangenheit und Gesetze fremden Bestandtheilen, die der Neuzeit erwachender Geist nach verschiedenen Zielpunkten, ja in entgegengesetzter Richtung auseinander trieb und dem herrschenden Willen ungeheuren inneren Widerstand entgegensetzte. In Spanien und Italien lag gewissermaßen noch das geistige Erbe einer mehr als tausendjährigen Civilisation, in den Niederlanden und einigen Gebieten Deutschlands rang jugendkräftiges Streben nach einer solchen; in dem Reste aber lebten noch gewaltige Trümmer der alten Barbarei und athmete des Mittelalters roher Geist. Die mannigfach gearteten und einander fremden Bestandtheile waren dabei in zerrissenen Stücken über ganz Europa zerstreut und hatten zu einander und zum Herzen des Welttheiles die ungünstigste Lage. Gerade in Deutschland, das die zersplitterten Hausbesitze zu einem Ganzen verknüpfen sollte, war die kaiserliche Machtvollkommenheit zu einem Schatten herabgesunken. Gerade Deutschland hatte in diesem Zeitalter aufgehört der Schwer- und Mittelpunkt der europäischen Welt zu sein und der aus seinen Angeln gerathene Continent begann in anderthalbhundertjährigen Krämpfen nach einem neuen Schwerpunkte zu ringen. Jede große Frage, die das Zeitalter gebar,

forderte den Kaiser entweder in der Eigenschaft als Reichsoberhaupt oder in der Eigenschaft als König von Spanien und Neapel, oder Erzherzog von Oesterreich und Burgund heraus und erheischte dessen unmittelbare Betheiligung. Die Stellung Carl's V. erhielt dadurch eine Doppelseitigkeit, welche eine Fülle eigenthümlicher Schwierigkeiten umschloß und die Freiheit seiner Entschlüsse, sowie den Gebrauch dieser Macht vielfach beeinträchtigte oder fruchtlos verschlang.

Drei große Stürme gegen den vom Mittelalter überkommenen Zustand Europas hatte Carl V. mit diesem seinem Riesenerbe zugleich mitererbt. Frankreich strebte gewaltsam über seine Grenzen hinaus und drohte die benachbarten Staaten zu verschlingen; die Türken standen an den Marken Deutschlands, entschlossen, den Druck des Occidents auf den Orient zur Zeit der Kreuzzüge durch entgegengesetzten Druck heimzugeben, und Luther predigte die Auflehnung gegen die Autorität von Rom. Die Regierung Carl's V. war deshalb nichts als ein fortgesetzter unermüdeter Kampf zur Eindämmung dieser drei die alte Ordnung befehdenden Gewalten. Es ist wahr, diese feindselige Trias hatte ihn aus verschiedener Richtung bekämpft; Frankreich aus Westen, die Türken aus Osten, die religiöse Bewegung aus dem Innern; alle drei arbeiteten aber emsig an seinem Untergang. Ihre Gesichtspunkte waren verschieden, ihr Ziel jedoch ein gleiches — die Zertrümmerung alles Bestehenden. Diese so angefeindete alte Ordnung der Dinge hatte er mit dem Aufgebot seiner Riesenmacht aufrecht zu halten gesucht und theilweise auch aufrecht erhalten. Er hatte die Unabhängigkeit Europas gegen Frankreich, die Christenheit gegen den Islam, den Katholicismus gegen die Reformation vertheidigt. Der große Conflict, der sich aus dem Zusammenstoß gegen diese drei Bewegungen entlud, zeichnet sich vor anderen dadurch aus, daß er nicht auf die Kraft des deutschen Reiches, sondern auf die kaiserliche Hausmacht begründet war.

Der Kampf gegen Frankreich hatte sich zuerst erhoben. Eine reiche Aussaat von Groll und Verbitterung war während der kurzen Frist, seit Carl den Kaiserthron bestiegen, durch Franz I. ausgestreut worden. Er hatte demselben die Krone Carl's des Großen streitig gemacht, dessen erklärte Gegner gastlich aufgenommen; er hatte sich mit den Empörern von Castilien in Verbindung gesetzt, in Deutschland allerlei Ränke geschmiedet, Albert von Navarra und den Grafen de la Mark mit französischen Waffen unterstützt. So empfindlich verletzt, gewann der Kaiser die Bundesgenossenschaft des Papstes und Hein=

rich's VIII. von England und begann den Krieg an der niederländischen und spanischen Grenze und in Italien zugleich.

Frundsberg, den der junge Kaiser in allen ihm von seinem Großvater übertragenen Aemtern bestätigt, wurde durch diese Ereignisse von Neuem auf ihre Tummelplätze geführt. Der Zulauf unter seine Fähnlein war größer als jemals zuvor. Mit Beeiferung hatte der Landsknecht des Feldherrn Ruf in alle Gauen Deutschlands getragen und ihn zum Lieblinge seiner kriegerischen Zunft gemacht. Derselbe Führer, der einst dem ärmsten aller Kaiser mit so viel Ruhm gedient, ließ nun die Werbetrommel im Namen eines Fürsten wirbeln, in dessen weltumspannendem Reiche die Sonne nicht unterging und dessen Schatzkammer sich mit dem Golde märchenhafter Völker füllte. Die Zeiten des Elendes im kaiserlichen Feldlager schienen auf immerdar vorüber. In fröhlichen Gesängen pries der Landsknecht das Glück, endlich einen Fürsten erhalten zu haben, dessen Reichthum groß genug sei, starke Regimenter im Felde zu halten und regelmäßig zu besolden. In wenigen Tagen wurden die Musterregister geschlossen und Frundsberg zog mit 10—12.000 Mann der niederländisch-französischen Grenze zu, wohin sich die Haupthandlung des Krieges gezogen zu haben schien.

In der That hatte sich auf diesem Kriegsschauplatz unter dem Grafen von Nassau, Sickingen, Frundsberg und Fiennes die Hauptmacht — bei 50.000 Mann — versammelt, und zwar lange bevor Franz I. kampfgerüstet war. Die Ausnützung dieser durch verspäteten Aufmarsch des Gegners überaus günstigen Kriegslage war jedoch unter der bescheidensten Erwartung geblieben. Diejenigen Befehlshaber, welche sich des größten Einflusses erfreuten, waren ohne Zweifel in der Anführung einzelner Regimenter oder Reiterhaufen sehr geschickt, aber von der Befehligung eines zahlreichen Heeres haben sie wenig verstanden. Frundsberg, der Einzige, der sich zu solcher Aufgabe geeignet hätte, war durch eine natürliche Bescheidenheit, noch mehr aber durch Mangel an französischer Sprachkenntniß gehindert, seiner Ansicht im Kriegsrathe Geltung zu verschaffen, und der zwanzigjährige Kaiser besaß in solchen Dingen noch keine Erfahrung. Die Wucht des Instruments war für die Kräfte der einflußreicheren Befehlshaber zu groß, darum zerstückelten sie dasselbe in kleinere Glieder, deren Größe ihrer Fähigkeit entsprach, und gingen mit den Stücken kleineren Aufgaben nach. Fiennes zog zur Belagerung von Doornick, Nassau und Sickingen zur Belagerung von Lognes, Messancourt, Mouzon, Me-

zières &c. Frundsberg brach in die Picardie ein. Eine unglaubliche Willensschwäche herrschte dabei in den Entschlüssen derselben. Nur minder befestigte und minder besetzte Plätze wurden angegriffen, die entschlosseneren Besatzungen unberührt bei Seite oder im Rücken gelassen. Endlich brach Zwietracht unter denselben aus und lähmte vollends die Handlung.

So war der Herbst angebrochen und Franz I. näherte sich mit einem Heere von mehr als 40.000 Mann zum Angriffe auf Flandern. Der Kaiser rief seine zerstreuten Haufen bei Valenciennes an der Schelde zusammen, wohin der Zug des feindlichen Heeres gerichtet schien, entschlossen, demselben den Flußübergang zu verwehren. Nachdem sich beide Heere daselbst einige Tage unthätig gegenübergestanden, war dem Kaiser Nachricht zugekommen, daß der König den Grafen von St. Pol mit einem Heerhaufen gegen Bouchain entsendet habe, unterhalb dieser Stadt eine Brücke zu schlagen. Eiligst ließ er den Grafen von Nassau und Frundsberg mit 12.000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß, doch ohne Geschütz, das wegen seiner Schwerfälligkeit die Bewegung verzögert hätte, gegen jene Stadt rücken. Das Geschwader der Rennfahnen, das dem Heere als Vortrab voranzog, stieß jedoch schon nach vierstündigem Marsche auf starke Haufen feindlichen Kriegsvolkes, ohne im Stande zu sein, bis zur Brücke vorzudringen oder wegen der Büsche und des Röhrichts der Moräste von der Stärke des Feindes annähernd zuverlässige Kunde zu erlangen. Glaubens, daß die Hauptmacht des Königs noch am linken Ufer bei Valenciennes stände und daß nur St. Pol den Uebergang bewirkt haben könne, ordnete Nassau das kaiserliche Kriegsvolk zum Treffen, demselben wohlgemuth unter die Augen rückend und so nahe, daß, wie Reisner sich ausdrückt, „sie einander hörten schreyen vnnd solten angreiffen".

Da, im letzten Augenblicke, fand Frundsberg den Leichtsinn, mit welchem Nassau sich in den Kampf mit einem Feinde einzulassen willens war, dessen Stellung er nicht kannte und dessen Zahlstärke er nur auf vage Voraussetzungen beurtheilte, einigermaßen zu gefährlich. Wenn die dichten Schlachthaufen, die man des Nebels halber in ihrer Gesammtstärke nicht wahrzunehmen vermochte, nur die 12.000 Mann St. Pol's waren, so hatte es mit dem Angriffe allerdings keine Gefahr. Wer aber besaß die Sicherheit oder mochte dafür sich verbürgen? Lag es nicht im Bereiche der Möglichkeit, daß der König selbst mittelst

geheimen Marsches sich am rechten Schelde-Ufer bereits mit St. Pol vereinigt haben konnte? War jedoch dies der Fall, dann mußte der Angriff eines vereinzelten, von jeder Unterstützung entfernten Heerhaufens gegen den dreifach überlegenen Gegner nicht allein mit einer Niederlage, sondern mit Vernichtung gleichbedeutend werden. Frundsberg rief seine Trabanten herbei und versprach jenem darunter, der ihm sichere Kunde vom Feinde brächte, hundert Goldkronen. Da führte sein Jägermeister einen der im französischen Dienste stehenden eidgenössischen Söldner herbei, der durch die deutsche Vorhut soeben gefangen worden war. „Der Schweitzer weren," so berichtete dieser, „achtzehn tausend, der Guasconier sieben tausend, Acht tausend Pferd, des Frantzösischen vnnd anndern Fußvolks in grosser anzall, auch viel Hauptleut, ein Gewaltig Geschütz vnnd in einem grossen Vortheil in dreyen Hauffen." So verhielt es sich auch in der That. Der König hatte sich Nachts vorher an die Brücke gezogen und den Uebergang vollführt. Mehr als 40.000 Mann standen zwischen den Morästen des rechten Schelde-Ufers dem kaiserlichen Häuflein in stark verschanzter Stellung entgegen.

Eilends rief Frundsberg einen Kriegsrath der Obersten zusammen, welchem er die Lage auseinandersetzte und dringend zum Rückzuge rieth. „Wir sind diesem Volke zu schwach, greiffen wir an, so verschlahen wir dem Keyser land vnnd leute vnnd vnnser kainer kompt darvon." Der heißblütige Graf von Nassau wollte immerhin den Kampf wagen; aber die anderen Oberste anerkannten die Wahrheit, die in den Gründen des erfahreneren und ruhigeren Frundsberg lag, und der Rückzug wurde beschlossen. Herr Georg übernahm die unter solchen Umständen außerordentlich gefahrvolle Ausführung desselben.

Nur wer jemals mit eigenen Augen solche Lagen mit angesehen und die ganze Stufenleiter der auf's äußerste gespannten, ungestüm aufbrausenden Gefühle durchempfunden hat, die mit unwiderstehlicher Gewalt das menschliche Gemüth zu erfassen pflegen, wird die Aufregung zu ermessen im Stande sein, die sich des kaiserlichen Heerhaufens bemächtigt hatte. Während der Geist durch Vorstellungen von einer großen, unbestimmten Gefahr zu maßlosen Befürchtungen fortgerissen wird und die ruhige Ueberlegung, die noch Mittel zur Rettung finden könnte, verflogen scheint, ist die erhitzte Phantasie der Masse regsamer denn je. Jedes dunkle Gerücht, jedes noch so geringfügige Ereigniß vorwärts oder seitwärts oder im Rücken wird durch sie bis

in's Ungeheuerliche vergrößert. Wie ein finsterer Sturmvogel fliegt das grundlose, plötzlich zu einer Schreckensnachricht angeschwollene Gerücht von Mund zu Mund, von Abtheilung zu Abtheilung mit elektrischer Schnelle, und der unbedeutendste Zwischenfall kann in solchen Augenblicken der mitunter lächerliche Anstoß verhängnißvoller Katastrophen werden. Ringt sich da aus einer gepreßten Brust ein Laut der Angst oder des Schreckens los, so wird der einzige Aufschrei für die Umstehenden zu einer ganzen schreckenvollen Erzählung, und die auf's Höchste gebrachte innere Spannung entladet sich in blindes, sinnloses Entsetzen, das sich gegen den Zwang des Befehls auflehnt, vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht mehr kennt. Dem Ersten, der sich zur Flucht gekehrt, folgen Hundert, diesen Tausende nach; der mächtig anschwellende Strom reißt, wie eine Lawine unwiderstehlich wachsend, gar bald den unter dem gleichen Einflusse stehenden Rest, den Tapferen mit dem Feigen fort und zieht den besten Feldherrn in die nämliche niedere Region der thierischen Natur herab. Die Herrschaft über die Gemüther während solcher Augenblicke zu bewahren und die ausbrechende Krisis ihrer dunklen, unheilschwangeren Möglichkeiten zu entkleiden, gehört unter die allerschwierigsten Aufgaben, welche menschliche Kraft überhaupt zu lösen im Stande ist. Der Feldherr kann sich der Einwirkung jener Eindrücke, denen sein Kriegsvolk unterliegt, auch nicht entziehen. Sie stürmen um so viel stärker gegen ihn an, als er sich bewußt ist, daß er mit der Kraft seines Willens wie ein Atlas eine ganze Welt voll widerstrebender Willen tragen, mit dem Blicke seines Geistes den angstumflorten Blick seines Heeres ersetzen muß, und daß alles verloren ist, wenn er selbst nicht zu retten weiß. Die Gemüthsstärke, die erfordert wird, der erstickenden Umarmung solcher Einflüsse sich zu entwinden und die volle Freiheit der Seele zu bewahren, kann die trefflichste Theorie nicht geben. Die Dauer solcher Krisen ist überaus kurz und erstreckt sich selten über einige Minuten; sie sind wie eine rapid verlaufende, lebensgefährliche Krankheit, wo nur schleunigste Hilfe retten kann, oder keine. Der Entschluß des Feldherrn zu ihrer Beschwörung muß augenblicklich, klar und in allen Theilen der sachlichen Lage und der inneren Stimmung entsprechend gefaßt und in's Werk gesetzt werden. Mit Recht hat deshalb auf der Rangsleiter des Talentes und des Genies der Instinct der Völker am höchsten jenes kriegerische Talent gestellt, das sich in solchen Augenblicken nicht verleugnet hat.

Des Angriffsbefehles wohlgemuth gewärtig, war das kaiserliche Kriegsvolk durch den überraschenden Bericht des Gefangenen, der mit Blitzesschnelle durch die Reihen flog, plötzlich in die Atmosphäre einer solchen Spannung versetzt worden. Der Kriegsrath, den die Obersten im Angesicht der Haufen und zwar in einem Augenblick hielten, in welchem man sonst über seine Entschlüsse völlig im Reinen zu sein pflegt, hatte nur dazu gedient, die übertriebensten Vorstellungen von der Gefahr der Lage zu rechtfertigen. Bange hatten sich alle Blicke an die Berathschlagenden geheftet. Würde Angriffsbefehl gegeben worden sein, so hätte sich die Erregtheit dieser in Gefahr erwachsenen, hartgesottenen Gemüther ohne Zweifel in einer niederschmetternden Tapferkeit entladen; doch wie die Verhältnisse einmal lagen, konnte auch höchste Tapferkeit keine Gewähr gegen eine sichere Niederlage geben. Der plötzliche, ohne Uebergang erfolgende Wechsel des Entschlusses mußte dem zu Grunde liegenden Motive in den Augen der Masse deshalb ungeheuerliche Umrisse leihen und die allgemeine Beängstigung steigern. Die Gegend, durch die man ziehen sollte, war völlig kahl und offen. Lockerte sich im Rückmarsch die Ordnung, so war Angesichts der doppelt überlegenen französischen Reiterei der Untergang nicht abzuwenden.

Ruhig trat Frundsberg zu seinen Hauptleuten und sprach dem Kriegsvolk freundlich zu, „sie wölten gemach ein klein wenig hinder sich weichen, daß sie den Frantzosen aus seinem vortheil (festen Stellung) brechten vnnd wölten dann in Namen Gottes angreiffen." Um seinen Abzug besser zu maskiren als es der leichte Nebel that, warf er gleichzeitig die deutsche Reiterei unter Isselstein zwischen die Schlachtordnungen beider Heere. Der Feind, darin den Beginn des Angriffes vermeinend, empfing dieselbe mit mörderischem Feuer. Der Rauch des französischen Geschützes verhüllte vollends den Abzug, den Frundsberg mit hoch aufgerichteten Fähnlein, wie beim Angriff Brauch, in Ordnung leitete. „Hett der Hauff", erzählt Frundsberg's ältester Biograph und Diener, „den abzug verstanden vnnd weren auß der Ordnung gelauffen, so hetten's die feindt gemerckt vnnd hetten im nacheilen sie alle erschlagen." So ging unter Schutz der Reiterei, die sich dabei verblutete, der Rückzug durch eine angstvolle Stunde ohne Unfall fort. Die Knechte fanden die Dinge endlich nicht geheuer und fühlten sich wenig sicher. Als einige Reiter des Trosses, der, wie es scheint, durch Gensdarmerie belästigt wurde, wie toll durch die Ordnung rannten,

meinten die niederländischen Knechte, deren es einige Hundert beim Haufen gab, „die Feind weren hinden auff jnen" und flohen in Schwärmen davon. Von gleichem Schrecken wurden die englischen Bogenschützen erfaßt. Sogar unter den Deutschen riß Entsetzen ein; schon begannen einzelne ihre Spieße wegzuwerfen und plötzlich schienen die unmeßbaren dämonischen Gewalten die verlorene Herrschaft zurückgewinnen zu wollen. Selbst in diesem äußersten Augenblicke war es Frundsberg geglückt, seine Herrschaft über die Gemüther wieder zu befestigen. „Sie solten nit fliehen," rief er dem Kriegsvolke heiter zu, „es wer kein feindt in einer meile wegs," und der Landsknecht vertraute des Feldherrn Worte, das ihn noch nie getäuscht. Bei Valenciennes angelangt, hieß Frundsberg den Heerhaufen sich auf die Knie werfen „vnnd Gott dem Herrn Dank sagen, der jnen allen auf diesen Tag das Leben geschenckt hett."

In der Kriegsgeschichte des 16. Jahrhunderts wird es ohne Zweifel eine Menge glänzenderer Thaten geben, aber sicher sehr wenige, die sich mit diesem Rückzuge vergleichen lassen, und keine, deren Verdienstlichkeit von der Mitwirkung Anderer so wenig abhängig ist. Sogar der berühmte Sebastian Schärtlin, der länger als ein halbes Jahrhundert hindurch auf allen Schlachtfeldern Europas die unglaublichsten Fährlichkeiten bestanden und davon nicht viel Wesens gemacht, hatte den Rückzug von Bouchain einen höchst „geferlichen" geheißen, und Frundsberg selbst denselben „für sein höchst und für die ehrlichste Kriegsthat gehalten."

Die Episode von Bouchain gehört unter die letzten Ereignisse des unfruchtbaren Feldzuges an den niederländisch-französischen Grenzen. König Franz, der das belagerte Doornick zu entsetzen beabsichtigte, blieb im Kothe der Straßen stecken; Frundsberg zog mit der kaiserlichen Hauptmacht gegen diese Festung, nach deren Eroberung das Heer abgedankt und aufgelöst ward.

Während auf diesem Kriegsschauplatz, wo bei Anhäufung so zahlreicher Streitkräfte die Hauptentscheidung erwartet werden konnte, der Krieg wie ein chronisches Siechthum ohne jeden Anlauf zu einer allgemeinen Krise verlief, waren die Verhältnisse in Italien unerwartet zur Entscheidung gediehen.

Die Kräfte, mit denen Kaiser und Papst auf diesem Kriegsschauplatz selbständig hatten auftreten können, waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Beide rechneten auf die Mithilfe der Schweiz. Die Eidgenossen

hatten 1512 Mailand für die Sforza's von den Franzosen zurückerobert und ein paar Jahre später bei Marignano an diese wieder verloren. Sie hatten bei der Kaiserwahl für Carl Partei genommen und waren seit 1520 mit einigen tausend Mann in päpstlichen Sold getreten. Papst und Kaiser strebten einmüthig Mailand den Sforza's wieder zurückzugeben, denen sie ewigen Schutz zugesichert. Doch an dem Krämergeiste, der sich der Cantone mehr und mehr bemächtigt hatte, wurde jede Berechnung zu Schanden; der Meistbietende erhielt ihre Bundesgenossenschaft. Die erkaufte Eidgenossenschaft hatte dem Könige von Frankreich die Werbung von 16.000 Mann gestattet und dadurch alle Pläne des Kaisers zu nichte gemacht. Prospero Colonna, der kaiserliche Oberbefehlshaber, war auf das Hinhalten der Entscheidung und die bloße Abwehr beschränkt. So hatte sich der Krieg bis zum Herbste hingeschleppt.

Allein dieselben Mittel, welche das Uebergewicht Frankreichs begründet, hatten dasselbe bald wieder zerstört. Kaiserliche und päpstliche Abgesandte hatten ihrerseits Zürich zur Bewilligung von Werbungen bewogen, und Ende September wurden in Graubündten 6000 eidgenössische Söldner für den Kaiser gemustert. Die ganze Entscheidung des Feldzuges schien nun in der Vereinigung dieser Mannschaften mit dem Heere Colonna's zu liegen, nicht blos darum, weil der Zuzug eine wesentliche Verstärkung des kaiserlichen Heeres begründete, sondern hauptsächlich, weil er Schweizer Schweizern entgegenstellte und deshalb auf das Handeln des französischen Heeres lähmend einwirken mußte.

Anfangs October zog Colonna, der sich bis dahin am rechten Po-Ufer gehalten, über diesen Strom und den Oglio herauf, den über Morbegno von den Alpen heruntersteigenden Eidgenossen entgegen. Hätte Lautrec, der französische Oberbefehlshaber, das kaiserliche Heer in diesem Augenblicke angegriffen, so war der Sieg leicht und die Vereinigung der Kaiserlichen mit den Schweizern vereitelt. Er beschränkte sich jedoch darauf, die nächsten Festungen zu besetzen und, während Colonna sich mit den Schweizern verband, hinter der Adda Stellung zu nehmen.

Damit war die Entscheidung des Feldzuges gegeben. Mit der zaghaften Kriegsweise der französischen Feldherren unzufrieden und nicht willens, gegen Landsleute sich zu schlagen, verließen die Schweizer das französische Lager. Zu schwach, im Felde sich zu halten, zog Lautrec sich vollends in die Festungen hinein, die nun Colonna nach

einander erstürmte. Nur Cremona, Novara und das Schloß von Mailand waren am Ende des Feldzuges in französischen Händen geblieben.

Die Heimkehr der eidgenössischen Hauptleute hatte jedoch in den Cantonen neuerdings der französischen Partei das Uebergewicht verschafft; Zürich rief sein Kriegsvolk vom Heere Colonna's zurück und bewilligte dem König Franz die Werbung von 16.000 Mann.

Dieser Wandel der eidgenössischen Anziehungen und Abstoßungen hatte nun wieder alle Errungenschaften des Feldzuges auf's Spiel gesetzt. Der Kaiser mußte daran denken, dem eidgenössischen Fußvolke des französischen Heeres nunmehr vorwiegend deutsche Kräfte entgegenzusetzen.

Wenige Wochen nach der Heimkehr Herrn Georgs aus Flandern erschien der kaiserliche Unterhändler zu Mindelheim, wo sich in derselben Absicht der Prätendent von Mailand, Herzog Franz Sforza, und der Prätendent von Genua, Geronimo Adorno, eingefunden hatten. Nach Papieren der Archive von Innsbruck scheint Mindelheim in diesen Tagen sogar Abgesandte des Königs Franz I. und Venedigs beherbergt zu haben. Dem Miethlingsgeiste abhold, welcher das Zeitalter schändete und so viele der wackersten Söhne Deutschlands in die Reihen der Feinde Deutschlands führte, hatte Frundsberg die vortheilhafteren Anträge der Fremden abgelehnt und das am wenigsten vortheilhafte Anerbieten des Kaisers angenommen, kraft dessen er 6000 Mann auf eigene Rechnung aufzunehmen und zur Verstärkung Colonna's nach Mailand zu führen versprach.

Während Francesco Sforza im Süden des Brenners 6000 Knechte zu sammeln sich befliß, hatte Frundsberg im Norden die Werbtische aufgeschlagen und schon im Januar die Werbregister geschlossen. Höchste Eile war höchstes Gebot der Lage. Seit Ende Januar waren die Schweizer, die das französische Heer verstärken sollten, unterwegs und kämpften bereits mit dem Schnee der Alpen; Lautrec sammelte sein durch venetianisches Hilfsvolk verstärktes Heer auf venetianischem Gebiete, während der Marschall von Foix (l'Escun), Bayard, Pedro de Navarra und die Blüthe des französischen Adels sich mit mächtiger Verstärkung durch das Genuesische näherten. Jeder dieser drei französischen Heerhaufen war den 6000 Landsknechten, die Frundsberg nach Mailand führen sollte, mehr als nochmals überlegen; nur durch Ueberraschung und Schnelligkeit konnte seine Vereinigung mit Colonna glücken, indem er die Gegner über den Zeitpunkt seines Aufbruches in Ungewißheit hielt, über seine Zugrichtung täuschte und durch Eilmärsche

sich zwischen ihnen gleichsam hindurchstahl, bevor ihre wuchtige Umarmung ihn zu erdrücken vermochte. Am 12. Februar (1522) war seine Musterung zu Glurns vollendet, am 13. fand der Aufbruch statt. Frundsberg hätte es vorgezogen, auf dem kürzesten Wege, durch's Valtellin, auf Como herabzusteigen, aber die Graubündtner hatten die Pässe versperrt und den angesuchten Durchzug abgeschlagen. Er rückte deshalb über das Wormser Joch auf Tirano; 200 Bauern zogen vor ihm her, die Schluchten zu überbrücken und die Bergpfade von dem Schnee zu säubern, der sie verstopfte; von Tirano wandte er sich durch die Val Camonica in's Gebiet von Bergamo nach Lovere und erschien am 23. Februar glücklich an den Thoren von Mailand. Die Schweizer, die ihren Zug seit Januar angetreten, stacken noch im Schnee des Gebirges, während der getäuschte und nun nacheilende Lautrec erst die Adda erreicht hatte. Frundsberg hatte also mitten im Winter und auf Straßen, von deren Beschaffenheit wir uns kaum einen Begriff machen können, einen der höchsten Alpenpässe überschritten und in zehn Tagen eine Strecke zurückgelegt, deren Ueberwindung gegenwärtig in vierzehn Märschen als preiswürdige Leistung betrachtet wird.

Die staunenswerthe Schnelligkeit der Bewegung Frundsberg's hatte nicht allein alle Pläne des Gegners zu nichte gemacht, sondern durch die Kette von Consequenzen, die sich daran reihte, entscheidende Bedeutung gewonnen. Der französische Oberfeldherr hatte nunmehr die doppelte Aufgabe, die Vereinigung des mit 6000 Knechten aus Südtirol heranrückenden Herzogs Sforza mit Colonna zu hintertreiben, dagegen seine eigene Vereinigung mit den 16.000 Schweizern und dem Heerhaufen l'Escun's zu bewirken. Die erstere zog ihn in den östlichen Theil des Kriegsschauplatzes, diese in den nordwestlichen. Die Vereinigung Frundsberg mit Colonna hatte nnn beide Aufgaben in Gefahr gestellt. Bis dahin hatte der kaiserliche Oberbefehlshaber, seiner numerischen Schwäche halber, nicht daran denken können, den Vortheil seiner centralen Stellung inmitten der aus entgegengesetzter Richtung zusammenrückenden feindlichen Heersäulen zu benützen, um über eine derselben mit seiner Gesammtmacht herzufallen oder wenigstens deren Vereinigung zu hintertreiben. Seit dem 23. Februar war dies anders geworden. Lautrec mußte sich entschließen, den nachmals so gefürchteten Connetable Anne de Montmorency mit einem ansehnlichen Theile seines Heeres dem aus dem oberen Po-Thale heranziehenden Heerhaufen des Marschalls von Foix in die Lomellina entgegenzusenden; selbst jedoch von Cremona,

wo er die tiroler Landsknechte Sforza's schlagfertig erwartet hatte, in Eilmärschen an die obere Adda zu ziehen, um seinen aus dem Gebirge herabsteigenden Schweizern die Hand zu bieten. So hatte Frundsberg's rascher Zug nun auch dem Herzog Francesco den Weg nach Mailand frei gemacht. Während dieser zu dem kaiserlichen Heere stieß, hatte zwar auch der Gegner seine ganze Streitmacht an der unteren Adda vereinigt, aber dieselbe unklug auf eine Reihe geringfügiger Unternehmen verschwendet. Er begann Pavia zu belagern, ließ jedoch bald wieder von dieser gut vertheidigten Stadt ab, um gegen Lodi, später gegen Cremona zu ziehen.

Dies Herumtasten, dem es an einem Plane gebrach, hatte mitlerweile eine kostbare Zeit verzehrt. Anhaltende Regengüsse hatten die Gewässer geschwellt; die Lebensmittelzufuhr aus der Lomellina war in's Stocken gerathen; die Kriegscasse geleert und den Schweizern mehrere Sölde schuldig. Eine schwere Summe war aus Frankreich allerdings unterwegs, aber Moro, Sforza's wachsamer Kanzler, der davon Wind erhalten, hielt durch Streifparteien alle Wege besetzt und der Vorsicht halber mußte das Geld zu Arona am Langen-See liegen bleiben. Die Kunde war unter das schweizerische Fußvolk gedrungen und hatte dasselbe gegen einen Feldherrn erregt, dessen planlose Kriegführung keinen Zweck zu haben schien, als das Elend in seinem Lager zu verewigen. Diese täglich wachsende mürrische Verstimmung hatte den französischen Heerführer endlich bewogen, mit seiner Gesammtmacht von Cremona abzulassen und, an Mailand nordöstlich vorüberziehend, die Wege für seine Kriegscasse zu reinigen. Kurz nach Ostern (22. April) hatte er Monza erreicht.

Diesen Bewegungen aufmerksamen Blickes folgend, entschlossen sich die kaiserlichen Befehlshaber dem Gegner unter die Augen zu ziehen und eine Schlacht anzubieten. Donnerstag am 24. April rückte das kaiserliche Heer auf der Straße von Monza etwa eine Stunde aufwärts und lagerte im Thiergarten von Bicocca, einem alten Jagdschlosse der Visconti, fast im Angesichte des Feindes; in der Front lag ein Hohlweg mit steilem Rande wie ein Graben; die anderen Seiten des Vierecks waren von Wassergräben umschlossen, nur im Rücken gegen die Straße von Mailand führte eine Steinbrücke hinüber.*)

*) Die Histoire et Tactique des trois armes etc. par Ild. Favé, Liège 1850, enthält die Reduction eines sehr alten, augenscheinlich aus diesen Zeiten stammenden Planes des Schlachtfeldes und der Schlacht.

Dieser Herauszug des kaiserlichen Heeres hatte die feindliche Bewegung zum Stehen gebracht und im französischen Kriegsrathe arge Stürme erregt. Der Marsch nach Arona war durch denselben gefährdet; die Schweizer schrien nach Geld und ließen durch ihre Ambosaten Schlacht, Sold oder Rückkehr in die Heimat fordern. So wurde denn nach langem Schwanken der Angriff für den nächsten Morgen, 27. April, beschlossen.

Aus der Bewegung, die sich im Lager der Franzosen kundgegeben, hatten die kaiserlichen Heerführer deren Entschluß erkannt. Frundsberg, dessen Befehlen auch die Landsknechte Sforza's gehorchten, hatte sich im Centrum des ersten Treffens mit 10—12.000 Mann, die Schützen seines Haufens, 1500 an der Zahl, zwischen dem Geschütze vor der Front, und Franz von Castelalt mit fünf anderen deutschen Fähnlein zu seiner Rechten aufgestellt; links stand der Marquis Pescara, von einer Hecke der berühmten „geschwinden Archibusierer" gedeckt und in der Front durch sein Feldgeschütz verstärkt. Anderes spanisches und italienisches Kriegsvolk zu Roß und Fuß war in's zweite Treffen gestellt, hinter dem sich das Heerlager bis über die Steinbrücke hinaus erstreckte, während an der Mailänder Straße außerhalb des Thiergartens Sforza mit anderem neugeworbenem italienischen Kriegsvolk hielt.

Noch als die erste Sonntagsfrühe über der dampfenden Landschaft lag und die Glocke von Mailand zur Frühmesse rief, rückten die finster blickenden Haufen der Eidgenossen schwer und langsam aus dem sonnbestrahlten Strauchwerk heraus, das ihr Nahen verdeckt hatte. 8000 derselben, in zwei gewaltige Vierecke geordnet, richteten sich unter dem verwegenen Arnold von Stein gegen den Hohlweg gerade auf die Mitte der Stellung Frundsberg's, Anne de Montmorency, der älteste Baron der Christenheit, an ihrer Spitze. L'Escun, der Marschall von Foix, hatte mit einem Theile der Gensdarmerie und einigem italienischen Fußvolk in weitem Bogen das Lager links zu umgehen, das Kriegsvolk Sforza's zu werfen und über die Steinbrücke in den Rücken der Kaiserlichen einzubrechen. Der Rest des eidgenössischen Fußvolkes zog mit einigen Geschwadern Gensdarmerie unter den Befehlen Lautrec's als Mitteltreffen diesen beiden Haufen nach, um entweder den von Arnold von Stein versuchten Durchbruch des Centrums oder den von l'Escun beabsichtigten Rückenangriff zu unterstützen, während Crequi de Pontdormy mit dem Reste der Gensdarmerie und der auserlesenen welschen Reiterei Gianettino Medici's als

eine allgemeine Hinterhut allenthalben, wo es noth, einzugreifen hatte. Nur die Venetianer, welche wenig Lust zum Kampfe zeigten, zogen, gleichsam als Zuschauer, in ungefährlicher Ferne daher.

Die glänzenden Harnische l'Escun's, die links aus den Büschen blinkten, ließen die Kaiserlichen ruhig vorübertraben; aber der Reiterei Gianettino's warf Pescara einige Geschwader seiner „ringen Pferde" entgegen, die einander nun während längerer Zeit mit wechselndem Erfolge herumjagten. Bald darauf vernahm man das wilde Geschrei der eidgenössischen Haufen, die sich zum ersten Male in großer Schlacht mit ihren alten landsknechtischen Widersachern messen sollten. Als man der Vorhut des Gegners schier in's Auge blicken konnte, rief Frundsberg seinem Kriegsvolk in tapferer Rede die Unbill, den Spott und die Kränkung in's Gedächtniß zurück, die seit drei Menschenaltern demselben in jeder Berührung mit Schweizern widerfahren, fiel nach altem Brauch auf die Knie, und erhob sich, den Seinigen nochmals zurufend: „Wohlauf zu guter Stund', im Namen Gottes!"

Dem Angriffsplane nach sollten sich die Schweizer den Landsknechten Frundsberg's in der Front nur zeigen und zum Angriff erst schreiten, wenn der Rückenangriff l'Escun's die Aufmerksamkeit der letzteren dahin gezogen haben würde. Die Geringschätzung, die der Schweizer seit 1499 dem Deutschen allenthalben engegenbrachte, hinderte die eidgenössischen Befehlshaber, die Zweckmäßigkeit dieser Anordnung zu würdigen. Arnold von Stein und sein blinzelnder Locotenent Arnold Winkelried werfen in leidenschaftlicher Hast den verlorenen Haufen vorauf, der bis an den Rand des Hohlweges stürmt, aber von dem Feuer des Geschützes und der deutschen Schützen zum Stehen gebracht wird. Der Gewalthaufen dringt indessen seinen verlorenen Knechten wacker nach und bald hängt unter dem heftigen Feuer Vorwärtsschreiten oder Zurückgehen an einem Haare. Tobend stürzt der verlorene Haufen in den Grund des Hohlweges, erklettert mit Hilfe seiner Hellebarden den anderen Steilrand, reißt die deutsche Schützenhecke auseinander und findet sich plötzlich dem bis dahin verdeckten Gewalthaufen Frundsberg's gegenüber, der ihm seine Spieße lautlos entgegenstreckt. Schnell schließen die Schweizer Knechte in dichte Glieder an einander und rücken vor, den nachfolgenden Raum zu schaffen. Aber Frundsberg hat bereits den Vortheil erfaßt, den diese Gefechtslage bot. Rasch rückt er den Schweizern entgegen, ehe deren ganzer Haufe über den Hohlweg hinüberkommen kann und stößt in einem schrecklichen Kampfe mit ihnen zusammen.

Arnold Winkelried, der einstens unter Frundsberg Verona gegen denselben Lautrec vertheidigt, für welchen er nun stritt, hatte in dem Gedränge seinen alten Oberbefehlshaber erblickt. „Find' ich dich da, du alter Geselle!" rief er ihm entgegen, „du mußt von meiner Hand sterben!" und stieß ihm die Hellebarde in den Schenkel. „Es soll dir widerfahren, will's Gott!" entgegnete tiefaufathmend Herr Georg, indem er seinen Gegner fällte. Nach einer Viertelstunde sind die Eidgenossen in den Hohlweg hinabgeworfen und der Kampf auf diesem Punkte der Hauptsache nach entschieden. Dreitausend Schweizer, Arnold von Stein, Arnold von Winkelried und zweiundzwanzig Hauptleute deckten vor dem Haufen der Landsknechte den Boden. Vom Feuer der Schützen verfolgt, trat der Rest, heulend und knirschend, den Rückzug an und war durch Bitten der französischen Befehlshaber zur Wiederholung des Angriffes nicht mehr zu bringen.

In der siegreichen Abwehr dieses Angriffes lag zugleich die Entscheidung der ganzen Schlacht. Dem Gefechtsplane war dadurch der Zusammenhang ausgebrochen; alle übrigen Angriffe sanken zu vereinzelten Demonstrationen herab, die an dem Ausgange nichts zu ändern vermochten. L'Escun, der Marschall von Foix, hatte sich zwar bis an die Steinbrücke durchgearbeitet und eines Theiles des äußeren Lagers bemächtigt, doch alle Tapferkeit Bayard's und der Blüthe der französischen Gensdarmerie scheiterte dort an der Standhaftigkeit einiger Trabanten Frundsberg's, die der Zufall an diese Brücke geführt, bis die spanische Reiterei Leyva's und die italienische Sforza's Zeit gewonnen, die tapferen Gegner abzutreiben. Aehnlich waren alle übrigen Angriffe mißlungen.

So hatte der Landsknecht seinen ersten großen Sieg über den für unbezwinglich geglaubten Schweizer errungen. Der Erfolg hätte ohne Zweifel glänzendere Trophäen bringen können, wäre eine nachdrücklichere Verfolgung möglich gewesen. In der That sprengte Pescara herbei, Herrn Georgen ermahnend, „er solt nachdrucken, nacheilen und keinen Schweizer mit dem leben lassen davon kommen, weil sie der Teutschen Landsknecht grösste Feinde weren"; doch Frundsberg weigerte standhaft das Begehren und keine Schmährede des erhitzten Spaniers konnte seinen Entschluß erschüttern. „Wir haben heut der Ehr gnug eingelegt," entgegnete er kalt und trocken.

Wie sehr diese Weigerung befremden und veranlassen mag, über die pedantische Schwerfälligkeit des deutschen Feldherrn die Achseln zu

zucken, so war sie dennoch in dem genauesten Verständniß der Lage begründet und ist viel eher geeignet, einen neuen Beleg für die Besonnenheit, Geistesgegenwart und unerschütterliche Standhaftigkeit Frundsberg's zu liefern. Er kannte genau die Gemüthsstimmung seines Volkes und hatte ihr bündigen Ausdruck gegeben. Der Landsknecht hatte den Sieg erfochten und war sich dessen bewußt. Der Rest des Heeres hatte bei der Richtung des Hauptangriffes wenigstens in gleich entscheidender Weise nicht mitwirken können. Ein Befehl zur Verfolgung und erneuertem Kampfe würde dem Ersteren nur als unbillige Vertheilung der blutigen Arbeit erschienen und wahrscheinlich mit Unwillen abgelehnt worden sein. Auf diese Gefahr hin mochte aber Frundsberg sich mit der Stimmung seines Kriegsvolkes nicht in Widerstreit setzen — ein Grundsatz, dem er niemals untreu geworden ist. Uebrigens kannte er zu genau die alte Schwachheit des deutschen Söldners, der unter dem Anhauch des frisch erlangten Sieges überaus geneigt war, seine Reihen zu lockern und dem Beuten und Kistenfegen nachzulaufen, als daß er sich der Gefahr hätte aussetzen mögen, der Vergrößerung des Erfolges halber den Erfolg selbst preiszugeben. Nicht alle Truppen des Feindes waren übrigens wie die Schweizer erschüttert und verbraucht; die gefürchtete Gensdarmerie hatte wenig gelitten, das italienische Kriegsvolk Lautrec's ebenfalls und das venetianische Hilfsheer gar nichts. Die Möglichkeit eines Rückschlages bei ungeordneter Verfolgung war also sicherlich vorhanden — eine Ansicht, die der besonnenere Colonna theilte, und mit ihm Guicciardini. Adam Reisner lieh diesen Beweggründen beredte Worte: „Aber der von Frundsberg wolt nicht von seinem Stand weichen, daß er nicht den Sieg aus der Hand gebe vnd im nacheylen schaden empfing, wie gemeinlich beschieht.“ Der ungestüme Pescara, den weder die Weigerung Frundsberg's, noch die Abmahnung Colonna's zurückzuhalten vermochte, wurde, wie vorherzusehen war, im Verfolgen mit Verlust zurückgewiesen, ohne daß jedoch die aus der Schlacht hervorgegangenen Verhältnisse durch sein Mißgeschick gelitten hätten.

Mit dieser Schlacht war das Schicksal des Feldzuges besiegelt. Das venetianische Kriegsvolk flüchtete nach Brescia; die Schweizer, durch den unerwarteten Schlag völlig betäubt, traten über Bergamo den Heimweg ohne Abschied an. Frundsberg's Name aber blieb fortan der Schrecken derselben; „der Leutfresser“ war der Beiname, mit dem man ihn seit diesem Tage in den Cantonen nannte. Lautrec zog hinter die Adda zurück, um wenigstens Lodi und Crema zu retten.

Wenig hätte übrigens gefehlt, daß die Spitzfindigkeit der welschen Befehlsleute kurz nach der Schlacht den Brand eines gefährlichen Aufruhrs unter das tapfere deusche Kriegsvolk geschleudert und alle Früchte des Sieges von Neuem in Frage gestellt hätte. Laut Artikelsbrief sollte die gewonnene Schlacht den Soldmonat beschließen; aber der Herzog von Mailand, Adorno und Colonna machten dem Deutschen diesen Anspruch mit heimtückischer Unterscheidung streitig. Die Landsknechte hätten weder den Feind aus dem Felde geschlagen noch verfolgt; ungehindert sei dieser mit Troß und Geschütz abgezogen, und eine Schlacht gewinnen sei etwas ganz anderes, als eines Angriffes sich erwehren. Diese Klügelei der Welschen, die, nachdem der Landsknecht sein Blut verschwendet, mit ihrem Gelde geizen wollten, hatte den geraden deutschen Sinn empört und alle bösen Leidenschaften des Haufens entfesselt. Die Landsknechte bemächtigten sich des Geschützes, senkten ihre Spieße gegen Colonna und riefen solchen Schrecken hervor, daß Sforza endlich sich entschließen mußte, ihrem billigen Begehren zu willfahren. Wenn es gleich an Nachrichten über die Haltung gebricht, die Frundsberg in diesem Falle angenommen, so läßt doch alles, was über seine Denkweise bekannt ist, kaum einen Zweifel zu, daß er sich seines verkürzten Kriegsvolkes mit Wärme angenommen habe und treu und fest zu demselben gestanden sei.

Erst als die Deutschen begütigt waren, konnten die Operationen weiteren Fortgang nehmen. Das kaiserliche Heer rückte geradeswegs auf Lodi, nahm die Stadt im ersten Anlauf und mit ihr 4000 Gefangene. Dieser neue Schlag warf neues Entsetzen unter das französische Heer. Die Venetianer zogen vollends hinter den Mincio zurück, Lautrec übergab den Befehl an l'Escun und eilte nach Frankreich, vor seinem Könige sich zu rechtfertigen. Pizzighettone fiel nach kurzer Gegenwehr; Crema öffnete seine Thore durch Uebergabe. Nur wenige unbedeutende Schlösser und Genua blieben noch in den Händen der Franzosen.

Gegen diesen letzten Haltpunkt ihrer Herrschaft kehrten sich nun die siegreichen kaiserlichen Waffen; am 30. Mai wurde diese stolze Stadt erstürmt. Der Landsknecht hatte auch dieses Mal den Löwenantheil am Siege, aber er nahm sich nun denselben auch an der Beute. Tief griff er in die Schätze der reichen Stadt hinein, belud sich mit ihrem Golde und maß sich die Seide und den Sammt ihrer Kaufhallen mit seinem achtzehn Fuß langen Spieße zu. Eigennütziger Habsucht abhold und voll warmen Gefühles für die Leiden des Volkes,

das mit dem Schweiße seiner Arbeit den Sieg bezahlen mußte, hatte Frundsberg von den Kostbarkeiten dieser Stadt nichts für sich in Anspruch genommen, wie andere Befehlshaber. Nur ein „silbern Scepter, die silbern Schlüssel deß Meers, sampt dem Hauptfahnn auff dem Meer und ein köstlichen Compaß zur Meerfahrt," die ihm „von ehren wegen" zugestellt worden, war die ganze Beute, die er aus dem siegreichen Feldzug heimgebracht.

Als es in Welschland nichts mehr zu thun gab, überließ Frundsberg den Befehl über das deutsche Kriegsvolk seinem Locotenenten Rudolph Häl und zog, seinen ältesten Sohn Caspar als Doppelsöldner in Mailand zurücklassend, heimwärts über die Berge.

Obgleich der entscheidende Antheil, den Herr Georg an dem Triumph der kaiserlichen Waffen genommen, zu augenfällig war, um von irgend Jemand angezweifelt zu werden, so ist doch von dem reichen Regen von Lohn und Gnaden, der auf die anderen Befehlshaber herabgeströmt, auf ihn selbst kein Tropfen niedergefallen. Die wahrhaft armseligen Pensionen und Gehalte, deren er genoß, waren nicht der Ehrenpreis seines Verdienstes, sondern eine seinem Amte anhaftende Entlohnung. Seine Feldhauptmannschaft in Tirol war mit unglaublich geringfügigen Einkünften verbunden; letztere bestanden aus einer „jährlich pension von 400 fl. rheinisch, nemblich 200 fl. rheinisch paar vnnd für die andern 200 rh. soll Er vnnser Pflege vnnd Schloß Runckelstain pflegweiß Innhaben vnnd behalten mit der Purkhuett, wie Er denn die bißherr gehabt hat." *) Gleichwohl war der Kaiser gegen den bescheidenen Feldherrn bei aller Armseligkeit freigebiger, als sein Bruder Erzherzog Ferdinand, dem er seit 1521 die deutschen Erbländer abgetreten hatte. Ersterer hatte ihm 1520 für die Tiroler Feldhauptmannschaft doch wenigstens 600 fl. jährliche Besoldung angewiesen, ja für den Antheil, den er durch den Marsch nach Mainz an der Kaiserwahl genommen, ihm eine lebenslängliche Rente ausgesetzt, und zwar „vmb seiner getreuen gehorsamen vnd nützlichen Dienst willen, so Er weyland vnnserm lieben Herrn vnd Ahnherrn Kaiser Maximilian löblichen gedächtnus in zeit seiner Regierung vnnd nach desselben abgang vnns in manigfelltig weg gethan hat, die auch bemeltem vnnserm lieben Anherrn, vnns vnnd

*) Erlaß des E. H. Ferdinand's an das Regiment und Raitkammer in Innsbruck ddo. 24. Mai 1522.

dem Hauß Oesterreich zu nutz vnnd guten kommen sein, jerlichen sein lebelang vierhundert guldin Rheinisch von den Einkommen vnnd quellen vnnser Thyrollischen Camer genedigelich bewilligt vnnd verschrieben."**) Das ist die einzige Belohnung, der sich Frundsberg unseres näheren Wissens zu erfreuen hatte. Aber schon ein Jahr darauf schmälerte Erzherzog Ferdinand die Besoldung Frundsberg's als Obrister Feldhauptmann auf 400 fl.; 1523 setzte er sie gar nur auf den Genuß „der Pfleg Runggelstain mit gewendlicher Purkhuet," also auf 200 fl. herab, und nur „so er als obrister veldthaubtmann eruordert vnnd gepraucht wierdet" hatte ihn „die Tirolisch Cammer nach ziemblichkhait darumb zue vergnüegen." Von einer Anerkennung seiner That von Bicocca durch den Kaiser oder Erzherzog ist nirgends eine Spur zu finden, wenn nicht etwa die Verwendung des tirolischen Regiments beim Erzherzog dafür gelten soll, damit dem Ritter jene Summen, die er zur Werbung des Kriegsvolkes vorgestreckt, endlich doch bezahlt werden möchten. Die Haltung dieses Schriftstückes ist in dieser Beziehung charakteristisch: „Unnd nachdem aber wissentlich ist, daz gedachter Herr Jörg bei vill Erlichen, Redlichen sachen vnnd getaten gewesen, sich alzeit vnnd sonnderlich in den Venedigischen Kriegen in Erhaltung der Statt Bern vnnd auff yetztberüerter khay. Mt. beuelch in Einnehmung des Fürstenthumbs Würtemberg, anoch yetzt in Jünngst beschehener slaht zu Maylandt willichen brauchen lassen, sich darinn ritterlich vnnd wolgehallten, desshalben man allenthalben nach Ime stellt, vnnd groß Pensionen anpeut, aber sich kheineswegs bewegen lassen, sondern obbemelter Röm. Khay. Mt. vnnd fürstl. Durchl. vnnd dem löblichen Hauß Oesterreich für all anndere Herrn anhanngen vnnd trewlichen dienen will, wie dann sein Eltuordern so lannge Zeit in dieser Regierung gewesen, vnnd als Landleut des Fürstentumbs mit Darstreckhung Irs leibs vnnd guets.... gethan haben, vnnd sodann ein solch trewer vnnd wolverdienter Ritter bey gutem willen zue hallten vnnd für annder zu prauchen ist, auch sonnder liebe vnnd begier hat, Khay. Mt. vnnd fürst. Durchl. vnnd dem Hauß Oesterreich zue dienen vnnd sich prauchen zu lassen, so ist an Ew. fürstl. Durchl. vnnser vnndertennig pitt vnnd beger, die wolle genedigklich erindrung geben, damit vorangezaigte seine vorderung zufrieden gestellt werde u. s. w." **)

*) Carl V. an das oberösterreichische Regiment, Brüssel, 1. Juli 1521.

**) Das Regiment von Innsbruck an die fürstliche Durchlaucht, 21. September 1522.

Die Vergessenheit, welcher die glänzenden Verdienste des Ritters so rasch verfallen scheinen, muß um so viel mehr Verwunderung erregen, als gerade Kaiser Carl derjenige Fürst seines Hauses ist, welchen man der Undankbarkeit vielleicht am wenigsten beschuldigen kann. Man wird in den Archiven wohl vergeblich nach Gründen suchen, die unserer Meinung nach nur in der Individualität Frundsberg's und in der Eigenthümlichkeit seiner Beziehungen zum Kaiser zu finden sind. Der Stolz einer sittlich vornehmen Natur, welcher sein ganzes Wesen trug, hatte dem schlichten Ritter gewehrt, sich durch den Kreis der welschen und hispanischen Herzöge, Fürsten und Markgrafen hindurchzudrängen, der den Kaiserthron umgab und sich in den Strahlen der kaiserlichen Gunst sonnte. Es war ihm jenes zweifelhafte Talent nicht gegeben, seine Dienste an die Glocken der Hofkirchen zu hängen und in allen Tonarten schallen zu lassen. Dem Herzen des Letzteren waren Niederländer, Spanier und Welsche stets näher gestanden, als die Deutschen selbst, deren Sprache er nicht redete und deren Mitte er nur selten betrat. Die fremdländischen Befehlshaber konnten, wenn es sich um die Gunst des Kaisers handelte, deshalb um so weniger schwer finden, die Verdienstlichkeit Frundsberg's auf ihre eigene Rechnung zu schreiben, als der Oberbefehl thatsächlich in ihren Händen gelegen ist. Als der hauptsächlichste Grund erscheint jedoch die Eigenthümlichkeit der Stellung selbst, in welcher Frundsberg dem Kaiser diente. Die Kriege Carl's V. gegen Frankreich waren, obschon im Zielpunkte deutschen Interessen dienstbar, dennoch nicht Kriege des deutschen Reiches, sondern Kriege des deutschen Kaisers und lediglich auf dessen Hausmacht gegründet. Der Erzherzog Ferdinand war denselben politisch ebenso fremd als das Reich. Er hielt Frieden mit Frankreich, wie mit den Verbündeten desselben. Wenn er aber den Kaiser dabei dennoch durch Geld und Truppen unterstützte, so trat er zu den Kriegführenden in das nämliche Verhältniß, in welchem die Schweiz gestanden, als sie die Pensionen Frankreichs nahm und dessen Werbungen in den Cantonen begünstigte. Ausdrücklich hatte er sich jedesmal dagegen verwahrt, daß Frundsberg die Heere nicht im erzherzoglichen, sondern in des Kaisers Namen werbe. Herr Georg war deshalb, obzwar Feldhauptmann in Tirol, thatsächlich nicht der Feldherr des Erzherzogs, sondern des Kaisers. Letzterer mochte sich überzeugt halten, daß der Erzherzog, und dieser, daß der Kaiser die Leistung des trefflichen Ritters belohnen würde, und so mag es wohl gekommen sein, daß endlich der Eine wie der Andere desselben vergaß.

Dies mag einigermaßen auch der Grund gewesen sein, weshalb während der folgenden zwei Jahre der Name Frundsberg sich der Geschichte abermals entzieht. Ob er seitdem auf seinem traulichen Mindelheim gesessen, oder als einer der Regenten zu Innsbruck sich für seine Mühewaltung „des gewendlichen lifergelts auff fünff Pfärd vnd ain troß roß" vergnügt, oder endlich ob er dem Erzherzoge während der schwerfälligen Reichstagsverhandlungen bei Aufbringung der gegen den großen Soliman geforderten Türkenhilfe Beistand geleistet, ist aus den vorhandenen Nachrichten nicht aufzuhellen. Sicher ist nur, daß er sich während dieser Zeit den welschen Kriegshändeln ferngehalten und Colonna's Bitten abgelehnt hat, der ihn 1523 dringend zum Zuge nach Welschland mahnte.

Der Schwung, welchen der Sieg vom 27. April dem kaiserlichen Kriegsglück gegeben, schien die kühnsten Erwartungen beschämen zu wollen. Carl von Bourbon, der Connetable von Frankreich, hatte, von seinem Könige gekränkt, den kaiserlichen Kriegsvölkern sich zugesellt. Des Kaisers alter Lehrer, Hadrian, saß auf dem Stuhle von Rom, und die seit der Schlacht an der Bicocca der Sache Frankreichs entfremdete Signoria war auf des Kaisers Seite getreten. Admiral Bonnivet, den König Franz mit einem mächtigen Heere zur Wiedereroberung des Mailändischen entsendet, wurde bei Romagnano in leichtem Siege überwunden und aus Italien gedrängt.

Zu weitaus höheren Zielen hatte sich der folgende Feldzug (1524) erhoben. Die kaiserlichen Heerführer drangen in Frankreich ein, um den standhaften Gegner im Herzen seiner Kraft zu treffen. Bourbon nahm Toulon und belagerte Marseille. Da jedoch enthüllte sich mit einem Male der Fortschritt, zu welchem die seit Erstarkung des Königthums begründete nationale Disciplinirung des französischen Volkes bereits gediehen war. Die Gefahr Frankreichs hatte die vaterländische Tugend desselben geweckt. Drei schwere, nacheinander ausgeschriebene Kriegssteuern hatten unerwartet reiche Erträge geliefert und nebst freiwilligen Beiträgen der Städte, Kriegsgeldern der Clerisei und Anlehen des Adels den König in den Stand gesetzt, ein stattlicheres Heer in's Feld zu stellen, als jemals früher zuvor. Bourbon mußte von der Belagerung Marseille's lassen und einen vom Aufruhr des Landvolkes verfolgten Rückzug zur Deckung der Lombardei antreten, welche nun durch eine mehr als dreifache Uebermacht des Königs auf's Aeußerste gefährdet war.

Ausgehungert und bis zur Ohnmacht erschöpft, waren die Trümmer des kaiserlichen Heeres am unteren Ticino angekommen, als der König den oberen Theil dieses Flusses erreicht hatte. An Behauptung Mailands, wo eine furchtbare Pest wüthete, war unter solchen Umständen nicht zu denken. Bourbon warf einen Theil seines Heeres nach Alessandria, Pavia und Lodi und zog mit dem Reste nach Soncino, um die Entwickelung der feindlichen Absichten zu beobachten.

Die Früchte von drei siegreichen Feldzügen waren durch diesen Rückschlag verloren gegangen. Die 9000 Mann, mit denen Bourbon am Oglio Stellung nahm, konnten dem bei 50.000 Mann starken Heer des Feindes unmöglich Stand halten. Der König hatte nur vorzurücken, um sie aus Italien vollends zu drängen. Statt aber die Verfolgung mit dem ursprünglichen Eifer fortzusetzen, verschwendete er die beste Zeit, dem entvölkerten Mailand den Prunk seiner königlichen Majestät zur Schau zu tragen, und des eitlen Gepränges überdrüssig, wandte er sich endlich nicht gegen die kaiserliche Hauptmacht unter Bourbon, sondern gegen die Festungen. Aber Pavia, unter dessen Mauern das französische Heer zunächst erschien, besaß eine tapfere Besatzung von 4000 Mann, darunter 3300 Landsknechte, und in Antonio de Leyva, Fürsten von Termini, einen trefflichen Befehlshaber, dessen Thätigkeit für den inneren Bedarf einigermaßen gesorgt und den Platz der Möglichkeit eines Handstreiches entrückt hatte. Ein Sturm, den Montmorency versucht, wurde abgewiesen, und der König mußte sich zur Eröffnung einer regelmäßigen Belagerung entschließen.

Schwerlich hätte im kaiserlichen Lager von Soncino ein glanzvoller Sieg größere Freude hervorrufen können, als die Nachricht von diesem Entschlusse des Königs. Bourbon gab seiner Befriedigung unverhohlenen Ausdruck und prophetisch erblickte Pescara darin die Morgenröthe sicheren Triumphes.

Am 28. October 1524 hatte die weltberühmte Belagerung von Pavia ihren Anfang genommen. Alle in diesem Zeitalter bekannten Künste und Mittel des Belagerungskrieges wurden dabei erschöpft; dreizehn Stürme abgewiesen; Versuche, den Ticino abzuleiten und die Südseite des Platzes ihrer Vertheidigung zu entblößen, vereitelt; Versuche, mit dem goldenen Schlüssel der Bestechung die Thore zu öffnen, zu nichte gemacht. Die alte ghibellinische Treue der Stadt war erwacht. Die Opferwilligkeit der Bevölkerung spottete aller Schrecken des Hungers; sie öffnete dem Kriegsvolke ihre Speicher; sie ließ das silberne

Geschirr ihrer Kirchen zu Münzen schlagen; sie erschloß ihre Geldkisten und schoß der Vertheidigung den letzten Sparpfennig vor. Man erblickte an der Spitze vornehmer Damen die Gräfin Malaspina mit Spaten und Schaufel an den Schanzen arbeiten; später sah man sie in der Mauerlücke stehen und die Knechte zur Abwehr des Sturmes ermuntern. Dennoch war nach mehr als dreimonatlicher Belagerung die Noth der Besatzung endlich auf's Aeußerste gestiegen. Sebastian Schärtlin, der dort die deutschen Schützen befehligte, schreibt: „wir haben unser eigen pferd, esel und hund gessen." Schon hielt die Besatzung den Tag nahe, an welchem das letzte Pferd getödtet und das letzte Stück Brod verzehrt wird, als die Nachricht eintraf, daß Herr Georg mit einem Heere zur „Entschüttung" der Stadt im Anzuge sei.

Bourbon, Lannoy und Pescara, die kaiserlichen Befehlshaber in Soncino, hatten wohl erkannt, daß die tapferste Vertheidigung dem standhaft fortgesetzten Angriffe eines so überlegenen Heeres endlich unterliegen müsse; aber sie waren viel zu schwach, um selbst den Entsatz bringen zu können. Die Neutralität der päpstlichen Curie war, seitdem nach Hadrian's VI. Tode Clemens VII. den römischen Stuhl bestiegen, im höchsten Grade zweideutig und die fernere Bundesgenossenschaft der lässigen Signoria ungewiß. Der lange Krieg hatte die kaiserliche Schatzkammer geleert; der Kaiser war zu fern und jene schleunige Hilfe, die vielleicht Italien noch hätte retten können, nicht zu erwarten. In diesen trüben Läuften erinnerten sich die kaiserlichen Befehlshaber des schlichten deutschen Ritters, dessen sie inmitten der Kriegserfolge, die er vorbereitet und miterfochten, danklos vergessen. Nur Frundsberg, dessen Volksbeliebtheit in Deutschland ohne Gleichen und der schneller als irgend Jemand Heere aufzubringen im Stande war, konnte diese Hilfe bringen. Bourbon verkaufte die aus den Trümmern seines Reichthums geretteten Juwelen und eilte selbst nach Innsbruck zum Erzherzog und nach Mindelheim zu Ritter Georg. Der Vicekönig Lannoy veräußerte, was einen Käufer fand, und sandte den Erlös nach Deutschland. Kaiser und Erzherzog forderten den Ritter gleichermaßen zum Zuge nach Welschland auf. Die italienische Macht des Kaisers, die er ja selbst mitgründen helfen, wie eine persönliche Angelegenheit betrachtend, vergaß er des Undankes und traf eilends Anstalt, Italien von neuem zu erobern und seinen in Pavia eingeschlossenen Sohn zu entsetzen.

In unglaublich kurzer Zeit hatte er elf Fähnlein zusammen-

gebracht. Zu Meran, wo er dieselben zu Weihnacht musterte, hatte sich Marx Sittich von Embs mit achtzehn anderen Fähnlein und Graf Niclas von Salm mit 200 Pferden, der erzherzoglichen Hoffahnen, mit ihm vereinigt. Unverweilt wurde der Zug über Roveredo, Verona, Desenzano und Soncino angetreten und am 20. Januar zu Lodi die Vereinigung mit dem Heere Bourbon's bewirkt.

Während sich durch den raschen Zug Frundberg's die Kriegsverhältnisse des Kaisers auf der einen Seite gebessert, hatten die Ränke des Papstes dieselben auf der anderen in desto größere Gefahr gesetzt. Die Macht des Kaisers in Italien schien dem Letzteren zu groß und der Vorherrschaft des römischen Einflusses gefährlich. Er hatte Alles angestrengt, demselben Feinde zu erwecken. In der That war im Thiergarten von Pavia, zur Verdrängung des Kaisers von der Halbinsel, zwischen der Republik Venedig und Frankreich ein Kriegsvertrag unterzeichnet worden. In Ausführung desselben hatte der König 6000 Mann unter John Stuart, Herzog von Albany, nach Unteritalien entsendet, um mittelst einer Bedrohung von Neapel eine Trennung des kaiserlichen Entsatzheeres zu veranlassen.

Die Republik bedurfte aber zu ihren Rüstungen und die strategische Diversion zu ihrer Wirksamkeit einer gewissen Zeit, während bis dahin ein Angriff des schlagfertigen Entsatzheeres das Gebäude jenes Kriegsbündnisses zu zertrümmern im Stande war. Diesen Angriff zu hintertreiben, waren nun päpstliche Legaten in die belagerte Stadt, wie auch in das kaiserliche Lager geeilt. Die Versuche, Leyva zur Capitulation zu bewegen, hatten zwar damit geendet, daß man die Unterhändler vor die Thore setzte, und die Versuche, im kaiserlichen Lager Mißtrauen und Uneinigkeit zu säen, damit, daß Frundsberg den Legaten gewaltsam aus dem Lager vertrieb; doch nicht, ohne daß unter den Heerführern Verstimmung zurückgeblieben wäre. Die Nachricht von dem Heerzuge Stuart's und Umtrieben des französischen Anhanges in Neapel, die der Legat daselbst ausgestreut, hatten den Vicekönig Lannoy mit ungemessensten Besorgnissen für sein Vice-Königthum erfüllt und zu dem Entschlusse gebracht, zum Schutze jenes Königreiches aufzubrechen. Die kräftigsten Beweisgründe, die Verderblichkeit eines solchen Entschlusses in Licht zu stellen, waren ohne Wirkung geblieben. Vergeblich hatte Frundsberg auseinandergesetzt, daß man im Kriege nicht Alles decken könne, ohne Alles auf's Spiel zu setzen, und das Ganze preisgäbe, wenn man der Rücksicht auf den Theil unge-

bührlichen Spielraum ließe; vergeblich hatte Pescara zu beweisen gesucht, daß die Hauptentscheidung nur in der Lombardei und gegen die Hauptmacht des Königs gesucht werden müßte, welche in ihrem Ausgange auch über die im Süden sich abspielende Nebenhandlung mitentscheiden und daß Neapel desto sicherer verloren würde, je sicherer durch den Abzug Lannoy's Oberitalien verloren gehen müßte. Da nahmen endlich Frundsberg und Pescara den wankelmüthigen Vicekönig in ihre Mitte und erklärten mit Entschiedenheit, dessen Abzug, wenn es anders nicht kommen könne, gewaltsam verhindern zu wollen. So wurde, wenigstens äußerlich, die Eintracht wieder hergestellt. Das Endresultat jener päpstlichen Praktiken war schließlich ein ihrer Absicht völlig entgegengesetztes. Statt den Angriff der Kaiserlichen zu hintertreiben, hatten sie denselben nur beschleunigt.

Außer den maßgebenden Bedingungen der allgemeinen Kriegslage, welche bei der zweideutigen Haltung der Curie und Angesichts der venetianischen Kriegsrüstungen zu einem Angriff auf des Königs Lager gebieterisch drängten, ließen auch die nächsten Existenzbedingungen des Heeres nicht leicht eine andere Wahl. Im kaiserlichen Heerlager herrschte der bitterste Mangel. Die Geldzuschüsse, welche seit 1522 der Papst, Florenz und Venedig für die Zwecke des kaiserlichen Krieges geleistet, waren seit Erwählung Clemens' VII. versiegt; die langen Kriege hatten des Kaisers Schatzkammer erschöpft; alle Opfer, welche dessen Befehlshaber für Werbung und Erhaltung des Heeres gebracht, hatten sie zwar arm gemacht, aber der allgemeinen Noth nur vorübergehend gesteuert. Die Landsknechte Herrn Georg's hatten zu Weihnacht nichts als das Laufgeld empfangen, aber im Vertrauen auf die Bürgschaft ihres Feldherrn einen Monat unbesoldet zu dienen versprochen; dieser Monat hatte am 24. Januar sein Ende erreicht. Die beschlossene Entscheidungsschlacht konnte im Laufe jenes Monats nicht mehr geschlagen werden. Die Ausführbarkeit war deshalb an die Möglichkeit geknüpft, das hungernde deutsche Kriegsvolk zu unbesoldetem Dienste auf die Dauer eines neuen Monats zu vermögen. Noch am 24. Januar ließ Frundsberg seine neunundzwanzig Fähnlein zu einer Gemeine zusammenrufen; trat, wie sein Brauch in den geschlossenen Ring, legte die Lage in treuherziger Weise auseinander, indem er jene, die sich trotz aller Noth zum Angriff auf den „prächtigen Feind, den sie vor allweg geschlagen," dennoch entschlössen, freundlich ermahnte, ihre Meinung durch Aufheben der Hände erkennen zu lassen. „Da haben

alle Haubtleut vnd Knecht," bemerkt sein Geheimschreiber, „frölich die Hände auffgehebt vnd geschrien: Er sei jr aller Vatter, sie wöllen Leib und Leben zu jm setzen."

Am folgenden Tage, 25. Januar, brach das kaiserliche Heer in der Richtung auf Melegnano auf, um den König durch Bedrohung Mailands aus seinen Verschanzungen herauszulocken. Als nach einigen Tagen diese Demonstration ohne Wirkung geblieben war, zog man den Lambro herab, erstürmte S. Angiolo, nahm in Belgiojoso französischen Lebensbedarf weg und lagerte am 5. Februar im Angesichte des feindlichen Lagers auf der Cremoneser Straße.

Die Annäherung des kaiserlichen Heeres wies so überzeugend auf dessen Entschluß zur Schlacht, daß der König sich nun entscheiden mußte, ob er den angebotenen Kampf in seinem Lager oder auf einem anderen Schlachtfelde anzunehmen beabsichtige. Die kriegsverständigsten seiner Heerführer riethen zur Aufhebung der Belagerung; allein der König, welchem es widerstrebte, die Früchte einer viermonatlichen Ausdauer sich gerade in dem Augenblicke entwinden zu lassen, in welchem der Preis bereits erreichbar schien, beschloß, die Kaiserlichen in seinem Lager zu erwarten.

Das französische Lager hielt die Stadt von Ufer zu Ufer in ziemlich engem Bogen umschlossen. Beim Anmarsch des Ersatzheeres vereinigte der König den Kern seiner Macht auf der Seite gegen Lodi, wo der Angriff erwartet wurde, und sicherte diese Strecke durch starke Verschanzungen. Ein großer, von hohem Gemäuer umschlossener Thiergarten, der sich an das Jagdschloß Mirabell lehnte, sprang zum größten Theil über die Linie dieser Befestigungen heraus, zum Theil lag er innerhalb derselben. Seine Umfassungsmauer wurde für stark genug gehalten, künstliche Verstärkungsmittel einigermaßen zu ersetzen. Nur jene Mauerstrecke, die sich im Innern der Stellung befand, wurde zur Erleichterung der Verbindung unter den „Losamenten" an einzelnen Stellen niedergerissen. Ein kleiner Wasserlauf, die Vernavola, der den Thiergarten mitten durchfloß und unterhalb S. Pietro in den Tessin mündete, verstärkte durch seine eingerissenen Ufer vortheilhaft die zunächst bedrohte Seite des Lagers.

Diese Stellung des Königs war unleugbar sehr stark. Der erste Augenschein hatte die kaiserlichen Heerführer überzeugt, daß ein Angriff derselben ohne die allerschwersten Opfer unmöglich sei. So blieben sie im Angesichte des Feindes durch volle drei Wochen in Schnee und Regen liegen.

Der Widerspruch, der in dieser Verleugnung des dringendsten Gebotes der Lage auf den ersten Blick enthalten scheint, schließt in Wahrheit einen bemerkenswerthen Theil der Kriegskunst jenes Zeitalters ein und ist keineswegs als Symptom von Wankelmuth und Unentschlossenheit anzusehen. Der dreiwöchentliche Stillstand war auch nicht in dreiwöchentlichen Müßiggang verlaufen, sondern vielmehr in der rührigsten Thätigkeit zu einer systematischen Vorbereitung der Schlacht, wie dieselbe allenthalben gebräuchlich gewesen war, wo der Gegner, wie 1528 vor Neapel oder 1546 vor Ingolstadt, entweder durch Stellung oder Zahl eine gewisse Ueberlegenheit besaß.

König Franz I. hatte in seinem Lager vor Pavia, den Kaiserlichen gegenüber, sowohl den Vortheil einer überlegenen Zahl — sein Heer war nach Entsendung Albany's noch bei 30.000 Mann zu Fuß und 6000 zu Roß (d. i. 1200 hommes d'armes), also 36.000 Mann stark — als den Vortheil einer überlegenen Stellung. Die kaiserlichen Befehlshaber, deren Heer nur 24.000 Mann (3000 Italiener, 6000 Spanier, 3000 Pferde, d. i. 800 Lanzen- und 12.000 Landsknechte unter Frundsberg) zählte, waren deshalb bemüht, dem Gegner diese Vortheile zu verleiden.

Die überschäumende Streitlust des kaiserlichen Heeres schaffte sich zu diesem Ende seit 5. Februar in zahllosen Scharmützeln Luft, um sich dem Belagerer durch vorgeschobene Befestigungen mehr und mehr zu nähern und dessen Stellung zwischen sich und der belagerten Stadt so unleidlich als möglich zu machen. Den Basteien des Königs wurden kaiserlicherseits andere Basteien entgegengestellt und bis an den Steilrand des Vernavola-Baches auf 40 Schritt an das französische Lager geschoben. Ihr Feuer hatte St. Lazzaro zerstört und den Feind zur Räumung jener Strecke gezwungen. Am lästigsten jedoch erwiesen sich die endlosen kleinen Angriffe der Kaiserlichen, welche das königliche Lager Nacht um Nacht aus dem Schlafe störten und zu fortwährender Kampfbereitschaft nöthigten. Ließ manchmal wegen der in Strömen fallenden Frühjahrsregen deren Heftigkeit beim Entsatzheere nach, so übernahm die Besatzung Pavia's die Rolle des Ruhestörers und gönnte dem Gegner keinen Augenblick der Rast. Erschöpfung bemächtigte sich endlich des Feindes. Müde und schlaftrunken sank das französische Volk unter den Waffen zusammen. Die 5000—6000 Graubündtner fanden solche Kriegsmanier endlich so unerträglich, daß sie unter eitlem Vorwand lieber ohne Abschied in ihre Berge zogen. Einige andere

eidgenössische Fähnlein schlossen sich denselben an. Der König erkannte, daß die Entsendung Albany's, weit entfernt, das kaiserliche Heer zu trennen, vielmehr ihm selbst am entscheidenden Punkte Gefahr zu bringen drohe. Um die seit dem Abzug der Graubündtner entstandene Lücke auszufüllen, rief er 4000 Mann aus der Riviera herbei. Allein Francesco Sforza, der Herzog von Mailand, der Alessandria hütete, sprengte sie auseinander, und der König mußte sich entschließen, die Besatzung von Mailand zu seiner Verstärkung heranzuziehen, so daß am 24. Februar seine Gesammtmacht sich wohl schwerlich höher als auf 26.000 Mann zu Fuß und 6000 zu Roß belaufen haben dürfte.

Keiner jener Zwischenfälle hatte sich wirksam genug erwiesen, die Standhaftigkeit zu erschüttern, mit welcher der König dem lästigen kleinen Kriege seiner regsamen Gegner trotzen zu wollen schien. Aufgefangene Briefe kaiserlicher Befehlshaber, welche über Mangel an Geld und Nahrung klagten und die trübsten Befürchtungen athmeten, waren nur geeignet, seiner Hoffnung auf eine nahe bevorstehende Auflösung des Entsatzheeres neuen Schwung zu geben und ihn zur standhaftesten Ausdauer anzuspornen.

Die vier Wochen unbesoldeten Dienstes, zu welchem sich die deutschen Knechte am 24. Januar bereit erklärt, waren in der That fast verstrichen, und nun hatten Hunger, Nässe und Kälte die deutsche Geduld erschöpft: der Lagerhaushalt lieferte eine täglich kärglicher werdende Versorgung; das Land war weit in der Runde umher ausgezehrt, und Pallavicini hatte die geringe, auf dem Po zufließende Proviantzufuhr „abgestrickt". Frundsberg und Pescara sahen, daß man mit dem Angriffe nicht länger säumen dürfe, „vnd trachteten darauff tag und nacht, daß sie darvor weder essen, trincken noch schlaffen mochten." Der Plan, den sie zu diesem Ende entworfen, konnte nicht einfacher sein. Man beschloß, den Thiergarten auf seiner Nordseite aufzubrechen und mit dem ganzen Heere hineinzudringen. Schloß Mirabell im Parke wurde zum allgemeinen Sammelpunkte aller Haufen bestimmt und die Besatzung Pavia's, mit der man sich durch heimliche Boten verständigt, zu einem kräftigen Ausfall nach der nämlichen Richtung befehligt. Da das königliche Lager auf jener Strecke unbefestigt war, so mußte der König in die Alternative gerathen, die Entsetzung Pavia's unter seinen Augen entweder geschehen zu lassen oder aus seinen Verschanzungen zum Gegenangriff herauszuziehen. An diesen Beschlüssen hatte Frundsberg noch einen besonderen Antheil, insofern seine besonnene

Darlegung der Verhältnisse mannigfache Bedenklichkeiten zerstreut hatte, die von Bourbon und Lannoy dagegen erhoben worden waren.

Die Nacht vom 23. auf den 24. Februar war zur Ausführung bestimmt. Sie zeigte sich sternenhell, aber unfreundlich und kalt. Seit Mitternacht waren spanische Guastadoren bemüht, die Nordseite der Thiergartenmauer aufzubrechen. Um die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken, wurde während dessen an verschiedenen Stellen mit Heerpauken und Drommeten unausgesetzt Lärm geschlagen. Das Gekrach der Hakenbüchsen und der Donner der Geschütze mischte sich in das Getöse, also daß es schien, es würde gegen St. Lazzaro einer der gewohnten kleinen Angriffe im Schilde geführt.

Während dies Toben und Lärmen das schläfrig verdrossene Kriegsvolk des Gegners an die Ostseite des Lagers und den unteren Tessin lenkte, wurde es auch in den kaiserlichen Losamenten lebendig. Um Mitternacht beiläufig rottete sich das Kriegsvolk allgemach in Haufen zusammen, legte als Erkennungszeichen Hemden oder Papier über den Stahl der Rüstung, und steckte, um sich den Anschein zu geben, daß all' jener Lärm nur zur Maske eines Rückzuges diene, sein Lager in Brand. Zweitausend Landsknechte und tausend Spanier ordnete Pescara als verlorenen Haufen*) und rückte über Prado, das feindliche Heerlager in weitem Bogen umziehend, gegen die Straße von Mailand, an welcher der Mauerbruch geschah. Vierhundert leichte albanesische Pferde, unter Castriota, dem Enkel des großen Türkenbezwingers, waren ihm vorangeeilt und hastigen Schrittes folgten die anderen Heersäulen nach.

Die Festigkeit des Gemäuers hatte der Haue der Guastadoren unerwarteten Widerstand entgegengestellt. Als der verlorene Haufe, kurz vor Tagesanbruch, die Stelle erreichte, war die Mauer kaum auf einer Strecke von 60 Schritt niedergeworfen. Die Albanesen Castriota's drangen indessen durch die Lücke ein, Pescara mit den Fußknechten folgte auf der Ferse nach. Ein durch das Getöse herbeigelocktes Geschwader französischer Gensdarmerie wurde von ihnen im Flug überrannt und verbreitete die Nachricht des Einbruches in den königlichen Quartieren.

*) Copie d'un Extrait des lettres écrites en allemand à Monseigneur L'Archiduc Ferdinand par Messire George de Frunsberg Capitaine General de Lansquenetz etc. bei Buchholtz. Die deutsche Abschrift des Originals findet sich im Archiv von Innsbruck im Buche „Von der fürstl. Durchl."

Während Castriota, von Pescara gefolgt, geradeswegs auf Mirabell weiter zog, schoben sich in kurzen Zwischenräumen die einzelnen Heerhaufen durch die enge Pforte in den Thiergarten hinein. Der Vicekönig Lannoy mit den italienischen Lanzen brach zuerst durch die Lücke, nach ihm der Herzog von Bourbon, des Kaisers Locotenent, mit der burgundischen Reiterei und den erzherzoglichen Hoffahnen unter Niclas Salm, dann Hernando Alarcon mit der spanischen Lanzenreiterei. Zunächst diesem schritt schwer und schweigsam das deutsche Fußvolk daher, das Frundsberg in zwei gleich starke Haufen geordnet; der vordere von Marx Sittich von Embs, der andere von ihm selbst geführt. Ihm folgte über die Mauertrümmer und auf dem weichen Wiesengrunde langsam und mit vieler Noth das Geschütz, durch zehn Fähnlein Spanier und Italiener gedeckt. Nur die italienische Leibcompagnie Lannoy's unter dem Marquis de Vere blieb an der Mauerlücke als Hinterhut zurück. Alle Haufen hatten Befehl, sich bei Mirabell zu vereinigen.

Während das kaiserliche Heer in den Thiergarten brach und Castriota, von Pescara gefolgt, das Schloß Mirabell durch Ueberrumpelung gewann, konnte der König, als sich bei Sonnenaufgang der Nebel zertheilt, von der Höhe seines Lagers den langen Zug der kaiserlichen Heerhaufen deutlich wahrnehmen. Er sah augenblicklich, daß ihm nur die Wahl gegeben sei, der Entsetzung der belagerten Stadt ruhig zuzusehen oder zu deren Verhinderung aus seinen Verschanzungen hervorzubrechen. Er beschloß den Angriff, welchem in der That die gegebenen Verhältnisse einen unerhört glänzenden Ausgang zu verheißen schienen. Die kaiserlichen Heerhaufen zogen in Entfernung von nicht 3000 Schritt von Nordost nach Südwest an dem königlichen Lager vorbei und boten dem Angriffe des Königs die linke Flanke dar. Allerwärts von hohem Gemäuer umfangen, war nur eine schmale Mauerlücke ihr einziger Rückzug. Glückte es, dieses Ausganges sich zu bemächtigen und das kaiserliche Heer in Nachtheil zu bringen, so war es möglich, dasselbe gänzlich und vollständig zu Grunde zu richten. Eine nennenswerthe Zahlüberlegenheit schien die Gewähr eines solchen Sieges und der ebene Boden des Thiergartens bot der unvergleichlichen Gensdarmerie einen beneidenswerthen Tummelplatz. Nichts schien gegen, Alles für die Zweckmäßigkeit des Angriffes zu sprechen.

Von hoffnungsvoller Zuversicht erfüllt, brach der König in hellen Haufen in den Thiergarten ein, doch nicht in der Richtung auf Mira-

bell, dem Zielpunkte der Kaiserlichen, sondern gegen die Mauerlücke, durch welche sich eben noch die Hinterhut der letzteren zog. Galliot de Genouillac, Großmeister des französischen Geschützwesens, deckte mit dem Feuer von dreißig schweren Stücken und zwanzig Falkonetten diese Bewegung. So zogen denn beide Heere nahe und immer näher an einander in entgegengesetzter Richtung, eines gegen Mirabell, um sich dort zu vereinigen, das andere gegen die Mauerlücke, um sich ihrer zu bemächtigen. Nur auf solche Weise war es möglich geworden, daß aus dieser Marschrichtung eine Art schiefer Schlachtordnung hervorgegangen war, wonach die Vorhut des französischen und die Hinterhut des kaiserlichen Heeres einander zunächst, die französische Hinterhut und die kaiserliche Vorhut einander am entferntesten stand, und daß gerade die zuletzt in den Thiergarten eindringenden zehn spanisch-italienischen Fähnlein, noch hart an der Mauer, von einigen Gensdarmerie-Geschwadern unter Brion und dem Fürsten von Bozzolo angefallen wurden, während der Rest des kaiserlichen Heeres erst von dem Geschützfeuer Galliot's belästigt ward. Theils mit Fortschaffung des Geschützes beschäftigt, theils so raschen Angriffes nicht gewärtig, wurden diese Fähnlein von den eisernen Schwadronen ohne Mühe überrannt und mußten, ihr Geschütz im Stich lassend, sich in den Schutz eines nahen Wäldchens werfen, während der Feind die Stränge der Bespannung zerhieb, diese tödtete oder an den Sehnen verstümmelte. So wurde gleich im Beginn des Kampfes der weitaus größere Theil des an sich unzureichenden kaiserlichen Geschützzuges unbrauchbar gemacht.

Als Pescara, dem Bourbon und Lannoy, die eigentlichen Oberbefehlshaber, die Leitung der Schlacht anvertraut, das Hintertreffen angegriffen sah, befahl er dem Heere seine Bewegung auf Mirabell augenblicklich einzustellen, die Marschordnung mittelst einer kurzen Linksschwenkung in eine Gefechtsordnung zu verkehren und näher zusammenzuschließen und rief gleichzeitig die albanesische Vorhut, sowie den verlorenen Haufen aus Mirabell zu sich. Nur einem Theil des Heeres war die Vollführung dieser Anordnungen möglich. Das französische Geschützfeuer, in dieser Schlacht zum ersten Male nicht gegen das Geschütz, sondern unmittelbar gegen die tiefgeordneten Fußvolkhaufen der Kaiserlichen selbst gerichtet, hatte die Schlachtordnung der letzteren schräge erfaßt. Die Gewalthaufen Frundsberg's wurden gezwungen, sich in eine benachbarte Niederung zu werfen. So war der

Aufmarsch der kaiserlichen Heere in Stillstand gerathen. Der glückliche Angriff de Brion's hatte dasselbe des größten Theiles seines Geschützes beraubt. Die übriggebliebenen brauchbaren Stücke waren außer Stande, das überwältigende Feuer Genouillac's zu dämpfen, und die Versuche Pescara's, das französische Geschütz durch albanesische Reiterei zu verscheuchen, ohne Erfolg geblieben.

Dieser glückliche Beginn des Kampfes hatte den König mit den ungemessensten Hoffnungen erfüllt. Nach Abwehr der Albanesen, die er eine Strecke weit selbst verfolgte, den überaus günstigen Stand überblickend, schaffte er den entzückenden Gefühlen Luft, in denen sich seine Brust erhob: „Heute," rief er frohlockend aus, „heute nenn' ich mich Herr von Mailand!"

Da das kaiserliche Heer, in der Bewegung gegen Mirabell innehaltend mittlerweile seine Treffen ordnete und die Reiterei vorwärts schob, so formirte sich unter Schutz der Artillerie Galliot's auch der König zum Kampfe. Er selbst mit den erlesensten Compagnien seiner Gensdarmerie hatte sich im Centrum aufgestellt; rechts an ihn schloß ein 10.000 Mann starker Gewalthaufe eidgenössischen Fußvolkes, auf beiden Flügeln durch leichte Reiterei gedeckt, und an diese der greise de la Palice, Marschall von Chabannes, mit den Gensdarmerie-Compagnien Brion's und des Prinzen von Bozzolo. Zur Linken des Königs standen die berühmten „Schwarzen Fähnlein", deutsche Landsknechte in französischem Solde, ihrer Unbezwingbarkeit halber, „die Unüberwindlichen" geheißen, 5000 Mann stark und wie die Schweizer auf beiden Flügeln durch leichte Reiterei gedeckt. Links an diese stieß ein kleinerer Schweizer Haufe und zu äußerst standen vier Compagnien Gensdarmerie unter dem Herzog von Alençon, des Königs Schwager.

Als der König den Stand der Schlacht nochmals überschaut und nochmals gefunden, daß die Wagschale des Sieges sich zu seinen Gunsten zu neigen beginne, hielt er den Augenblick gekommen, der Streitlust seiner stürmisch drängenden Gensdarmerie die Zügel schießen und den kaum begonnenen Kampf durch den Angriff seiner Reiterei zu einer raschen Entscheidung bringen zu lassen. Mit jugendlichem Ungestüm fiel de la Palice vom rechten Flügel auf die linke Flanke der welschen Lanzenträger Lannoy's im Vordertreffen, der inzwischen ziemlich nahe herbeigekommen war. Der Angriff geschah, altfranzösischer Taktik gemäß, die mit der modernen Taktik nichts gemein hatte und

bis zur Schlacht von Moncontour unverändert blieb, in Gliedern zu 20—30 Pferden auf 20—25 Schritt Gliederabstand mit eingelegter Lanze und gestrecktem Lauf, Glied um Glied anrennend und dem rückwärtigen durch schnelle Räumung der Front Raum schaffend. Waren die Lanzen zerbrochen, so griff man zu Kolben, Streitaxt oder Schwert. Der Kampf der Glieder löste sich dann gewöhnlich in Zweikämpfe Einzelner auf, und der Angriff fand in der Regel seine Entscheidung erst, wenn der eine oder andere Theil an physischer Körperkraft erschöpft oder zur Hälfte vernichtet war. In dieser Form erschien der Reiterangriff noch als letztes Ueberbleibsel mittelalterlicher Kriegskunst. Dem Flankenangriffe des greisen Marschalls folgte der Frontalangriff des Königs auf dem Fuße, und dem Angriffe des Königs jener d'Alençon's gegen die rechte Flanke. Hier zurückgeworfen, dort zurückwerfend, hier durchgebrochen und dort wieder durchbrechend, wogte der Kampf in schrecklichem Spiele und mit lange schwankendem Glücke. Die burgundische Reiterei und die Hoffahnen Niclas' von Salm werden gar bald in das lärmende Gewoge hineingerissen, ebenso die albanesische Reiterei. Der stets erneuerete Anprall der doppelt überlegenen französischen Reitermassen beginnt seine Wirkung allmälig zu äußern, indem sie stetig an Raum gewinnen und die kaiserliche Reiterei unaufhaltsam zurückdrängen. In diesem höchst bewegten, lärmenden, tosenden, klirrenden und schreienden Gemenge, in das sich endlich ordnungslos der größte Theil der kaiserlichen und fast die Hälfte der französischen Ordonnanzreiterei aufgelöst hatte, suchte des Königs Lanze vor allem die mit wehendem Helmbusch geschmückten kaiserlichen Hauptleute, voll Begier, darunter den verrätherischen Bourbon herauszufinden. Dieser aber, sich bewußt, daß gar manches Auge nach ihm spähen würde, hatte die Rüstung eines gemeinen Knechtes angelegt und seinen Widersachern sich unkenntlich gemacht. So nach dem tiefgehaßten Vetter suchend, hatte des Königs Lanze mehrere Hauptleute des Kaisers niedergelegt, zuerst den Enkel Skanderbeg's, dann d'Andelot aus Burgund, endlich Don Hugo de Cardona. Immer hitziger brannte der Kampf und immer sichtbarer that sich das französische Uebergewicht hervor. Die Hoffahnen Salm's waren durchbrochen, Lannoy's Geschwader zum Theil zersprengt, Bourbon abgestoßen.

Da warf Pescara, der Vater der Schützen, 1500 seiner auserlesenen geschwinden Arcabusero's der siegreichen Gensdarmerie in zerstreuten Haufen entgegen und führte dadurch in dem Kampf dieser

Reiterei eine unerwartete Wendung herbei. Die Waffe der hereinbrechenden neuen Zeit forderte auf diese Weise die Waffen der alten plötzlich zu einem schrecklichen Kampfe heraus. Dem Feuer der langen Hakenbüchsen kann kein Harnisch widerstehen. So in der Vollendung des Sieges aufgehalten, muß sich die französische Reiterei gegen die Schützen kehren, deren Kugel den glühendsten Heldenmuth vom Rosse stößt, und hetzt sich nun in fruchtlosem Jagen gegen dies flüchtige, überall angreifende und nirgends Stand haltende Kriegsvolk ab, mit ohnmächtigem Schmerz erblickend, wie die Kunst namenloser Knechte den Stolz und die Blüthe Frankreichs fällt.

Dieser übereilte Reiterangriff hatte den Gang der ganzen Schlacht verhängnißvoll geändert. Weit entfernt den Sieg zu entscheiden, hatte er schon durch die bloße Thatsache und ohne Rücksicht auf die Resultate, die er hinterlassen möchte, dem König mit einem Schlage alle bis dahin errungenen Vortheile aus den Händen gewunden. Der Angriff der Gensdarmerie Chabanne's, die sich zwischen den linken Flügel der Kaiserlichen und das Geschütz Galliot's eingeschoben, der Angriff des Königs aus dem Centrum, d'Alençon's vom linken Flügel hatten dies schwer bewegliche Geschütz maskirt und dessen fernere Wirksamkeit vereitelt. Augenblicklich ließ Frundsberg seine zwei Gewalthaufen links vorwärts und dem französischen Fußvolk entgegenrücken; die in's Gehölz geworfenen zehn spanisch-italienischen Fähnlein der Hinterhut waren im Stande, sich dem deutschen Fußvolke anzuschließen und das kaiserliche Geschütz in einige Wirksamkeit zu bringen; ebenso der verlorene Haufe auf dem entgegengesetzten Flügel. Der in der kaiserlichen Schlachtordnung gestörte Zusammenhang war wieder hergestellt; der feindliche Vortheil einer in Zahl, Treffsicherheit und Aufstellung überlegenen Artillerie paralysirt, die gegenseitigen Chancen des Sieges ausgeglichen und die Entscheidung lediglich von der größeren Tapferkeit und der größeren Planmäßigkeit des Handelns abhängig gemacht.

Seit dem unheilvollen Reiterangriffe jedoch war dem königlichen Heere die Leitung des Ganzen verloren gegangen, und aus diesem Grunde der Sieg sozusagen principiell entschieden. Noch gänzlich von dem Geiste der ritterschaftlichen Kriegsweise des Mittelalters erfüllt und von der Gluth seines Empfindens fortgerissen, war der König, indem er dem Angriff seines Adels sich anschloß, von dem hohen Standpunkte des Oberbefehlshabers aus freien Stücken zu der Rolle

eines bloßen Kämpfers herabgestiegen. Der Feldherr war im Ritter aufgegangen. Der König von Navarra, die Marschälle de la Tremouille und de la Palice, l'Escun de Foix, der Admiral Bonnivet, Louis d'Ars, Alles, was im Heere durch Talent und Kriegserfahrung in Ansehen stand, war mit dem Angriff des Königs in persönlichen Kampf verwickelt worden. Nur die unmittelbaren Befehlshaber der einzelnen Haufen waren beim Fußvolk zurückgeblieben. Niemand war vorhanden, dessen Autorität mächtig genug gewesen wäre, den ferneren Gang der Handlung in Zusammenhang und Zweckmäßigkeit zu erhalten. Zwar schien während eines Augenblickes, als ob das blinde Ungefähr, welches auf diesem Schlachtfelde so weiten Spielraum gefunden, dem französischen Gefechte seinen verlorenen Zusammenklang wieder geben sollte. Der Marschall Anne de Montmorency, der am rechten Tessin-Ufer die Vorstadt St. Antonio eingeschlossen hielt, war auf den Geschützdonner, bei 4000 Mann stark, auf dem linken Flügel der Königlichen erschienen und hatte sich unverweilt den ihm entgegenstehenden spanisch-deutschen Fähnlein des verlorenen Haufens entgegengeworfen. Wäre dieser Angriff geglückt, so würde es dem Marschall nicht schwer geworden sein, sich der Leitung des führerlosen Fußvolkes zu bemächtigen und den Dingen vielleicht einen minder verhängnißvollen Ausgang zu geben. Aber er ward beim ersten Anlauf abgestoßen, zersprengt, vom Rosse geworfen und gefangen. Die Schlacht lief nun unaufhaltsam ihrem tragischen Ende zu.

Der höheren Führerschaft entbehrend, handelte der große, noch unbesiegte Rest des französischen Heeres nach eigenem Antrieb und ohne Rücksicht auf den allgemeinen Gang der Schlacht.

Um dem König Luft zu schaffen, dessen Reiterangriff weit vor der Linie des Fußvolkes tobte, hatte sich auch die leichte Reiterei in das Gemenge gestürzt und der im linken Centrum stehende „Schwarze Haufe" zu einem Angriff auf den verlorenen Haufen Pescara's sich in Bewegung gesetzt, der sich eben diesem Theile des Schlachtfeldes näherte. Die Schwarzen galten als der unbesiegbare Kern des französischen Fußvolkes. Aus landflüchtigen deutschen Knechten zusammengesetzt, schien dieser berüchtigte Haufe der echte und zugleich der letzte Abkömmling jener landstreicherischen Söldnerbanden zu sein, die Maximilian vor vierzig Jahren vernichtet hatte. Seine Reihen waren der Sammelplatz für Alles, was im weiten deutschen Reiche mit den Gesetzen des Gaues oder mit den Gesetzen des Kaisers im Zwiespalt lag. Aechtung,

Verbrechen jedes Namens, Landfriedensbruch, Leichtsinn und Laster hatten den Schwarzen einen unversiegbaren Zufluß stets sich erneuernden und stets sich gleich bleibenden Stoffes gesichert. Ueber der Gemeine im Ganzen, wie über Hauptleuten und Knechten im Besonderen ruhte des Reiches Acht und Aberacht. Jedes Einzelnen harrte daheim die Kerkerhaft oder das Hochgericht. Diese Gemeinschaftlichkeit eines finsteren Geschickes hatte jene mißrathenen Söhne Deutschlands zu einer unauflöslichen Genossenschaft vereinigt und zu den glühendsten Widersachern ihres Vaterlandes gemacht. Wo sich auch dem Kaiser eine Gegnerschaft regen mochte, dahin waren sie stracks geeilt und hatten zu ihren alten Verbrechen noch Vaterlandsverrath und Brudermord gehäuft. Am Tage von Pavia diente ein Graf von Lupfen in der „Schwarzen" Reihen, sein Bruder unter den Vertheidigern Pavia's; ein Graf von Ortenburg und ein Herr von Fleckenstein waren Hauptleute der „Schwarzen" und ihre Brüder die Hauptleute Frundsberg's.

Richard, der flüchtige Herzog von Suffolk, von der weißen Rose von York, war ihr Befehlshaber an dem verhängnißvollen Tage. Zehntausend Schweizer unter Dießbach hatten sich vom rechten Centrum den „Schwarzen" angeschlossen. So rückte diese furchtbare Macht, 15.000 Mann stark, mit Entschlossenheit gerade auf Pescara los.

Durch Gebüsch getäuscht, das diese Haufen zum Theil noch verbarg, hatte sie Pescara für Leyva's aus Pavia endlich heranrückendes Hülfsvolk gehalten, als der wild aufjauchzende deutsche Kriegsschrei: „her, her!" und das Feuer vorspringender Hakenschützen ihm rasch zeigte, daß die größte Gefahr des Tages ihm entgegengetreten sei. Mit bangem Herzen erhob sich das spanisch-deutsche Kriegsvolk vom Boden, auf den es sich zu hastigem Gebet geworfen, denn Jedermann sah ein, wie schwer sich dreitausend Mann so gewaltiger Massen erwehren könnten. Schon war das Gefecht der Hakenschützen, welches dem Zusammenstoße voranzugehen pflegte, mit großer Lebhaftigkeit in Gang gekommen. Da ließen plötzlich die „Schwarzen" von dem Spanier ab. Sie hatten Frundsberg erblickt, der sich durch die Sträucher näherte.

Seit das Geschütz Galliot's verstummt war, hatte Frundsberg sich bemüht, den Gefechtsverhältnissen des linken Flügels eine bessere Gestalt zu geben. Er hatte das brauchbare Geschütz wieder in Thätigkeit gesetzt, zersprengte spanische Arcabusero's in seine Reihen aufgenommen, die durch Brion's Angriff in Unordnung gerathenen zehn spanisch-italienischen Fähnlein gesammelt, und war nun, dem Schalle

des Feuergefechtes nachgehend, plötzlich auf die „Schwarzen Knechte“ gestoßen. Dies Zusammentreffen hatte allen Privathaß, den so mancher fromme Landsknecht gegen so manchen „Schwarzen“ seit Jahren genährt, sowie den Zorn aller Besseren gegen die Vaterlandsverräther zur Wallung gebracht. Schrecklich jauchzten beim Anblick der Schwarzen Fähnlein die Haufen Frundsberg's auf. Still und gemach rückte nach vollbrachtem Schlachtgebet Herr Georg auf seine Gegner los, die seiner mit entschlossenem Schweigen warteten. So waren sich die Haufen auf Schußertrag entgegengekommen. Georg Langenmantel aus Augsburg, der „Schwarzen“ Locotenent, eines ehrlichen Vaters entarteter Sohn, trat aus ihren Reihen und forderte Herrn Georg zum Zweikampf auf. Den Verwegenen eines ehrlichen Kampfes unwerth achtend, wehrten die Knechte mit grimmigem Geschrei so entehrendem Zweikampf und streckten den Landesverräther durch vier Kugeln zu Boden. „Und ein Knecht hat sein abgehauwene Hand mit der Armschienen vnd die Finger mit den gülden Ringen als ein Sigzeichen aufgeworffen.“ Stürmisch drang alsbald der deutsche Haufe über die verstümmelte Leiche hinüber und auf die „Unüberwindlichen“ los. Ein Theil der Knechte, die Marx Sittich führte, schwenkte in ihre linke Flanke, Pescara warf seine Spieße in die rechte, während der Rest, und zwar die Schützen des Letzteren, die Schützen Marx Sittich's und die zehn spanisch-italienischen Fähnlein mittlerweile den eidgenössischen Haufen zwischen ihr vereinigtes Feuer faßte. Damit keiner der Landesverräther entkomme, umschloß Herr Georg allerwärts deren Haufen und drückte den Ring seiner Spieße in entsetzlichem Kampfe immer enger zusammen, bis nach einer halben Stunde schreckenvollen Schlachtens in der Mitte nur ein wüster Haufe blutiger Leichen übrig blieb. So hat jene berüchtigte Rotte ihren Untergang gefunden. Nicht fünfzig sollen mit dem Leben davongekommen sein und keiner unverwundet.

Als der Schwarze Haufen unter dieser fürchterlichen Umarmung verendet, kehrte Herr Georg gegen die Eidgenossen um, die durch das Kriegsvolk Marx Sittich's in Schach gehalten, mittlerweile eines andern unerwarteten Zwischenfalles Opfer geworden waren.

In seinem Fortschreiten durch die spanischen Archibusiers gehemmt, war während dieser Ereignisse der Angriff der königlichen Gensdarmerie allmälig seiner Entscheidung entgegengereift. Die zerrissenen Schwadronen Lannoy's, Bourbon's und Salm's hatten, des Gegners einigermaßen losgeworden, ihre auseinander flatternden Glieder

wieder gesammelt und fester zusammengeschlossen, während das erbarmungslose Feuer der Hakenschützen fortgesetzt Verwirrung unter die Reiterschaaren des Königs warf. Ein Gegenangriff, den Bourbon auf den linken Flügel der in einzelne Geschwader aufgelösten Gendarmerie unternehmen ließ, spaltete diese in zwei ungleiche Hälften, riß den Herzog von Alençon von dem Könige hinweg und warf ihn ungestüm zurück. Etwa aus 400 hommes d'armes bestehend, stieß dieser Haufe d'Alençon's, gerade als sich nach Vernichtung der Schwarzen Frundsberg gegen die Schweizer Dießbach's kehren wollte, als ein wild verworrener Schwarm in tollstem Rennen an den eidgenössischen Gewalthaufen und riß einen Theil seines Flügels mit sich. Ueber diesen so verstümmelten Haufen stürzten nun Frundsberg, Pescara, Marx Sittich und die spanisch-italienischen Fähnlein her und sprengten ihn nach schwacher Gegenwehr auseinander.*)

Die Flucht d'Alençon's hatte das Schicksal des Königs besiegelt. Seine Gensdarmerie stritt fortan in mehreren von einander getrennten Haufen, die sich in der Nähe eines Wäldchens hart am Ufer der Vernavola wie kleine Krystalle um ihre hervorragendsten Führer zusammengedrängt hatten und nicht länger um die Herrschaft über Italien, sondern um Leben und Freiheit der Königs kämpften. Der edle de la Palice, der schönste Greis des Heeres, stürzt mit seinem Pferde zusammen und wird von einem mitleidlosen Spanier ungeachtet des Angebotes von 20.000 Ducaten feig erschossen. Louis d'Ars, der tadellose Freund des untadeligsten aller Ritter, gleich berühmt durch adelige Gesinnung wie durch Feldherrntalent, erstickt, vom Pferde geworfen unter den Hufen der Rosse. Der fünfundsiebzigjährige Marschall de la Tremouille und der ebenso bejahrte Grand-Escuyer San Severin, der Graf von St. Pol, l'Escun, der Marschall von Foix, sinken nacheinander schwer verwundet vom Pferde und mit ihnen Hunderte der stolzesten Namen von Frankreich. Blutbedeckt, vielfach verwundet, den Harnisch von Kugeln verbogen, von einem fast zweistündigen Kampfe bis zur Ohnmacht erschöpft, drängt der König an der Spitze eines Häufleins gegen die Vernavola, sich über die Brücke einen Ausweg zu erkämpfen. Schon hat er sich bis an die Brücke durchgeschlagen, da sprengt mit eingelegter Lanze Niclas Salm entgegen, ver-

*) Nach der Relation Frundsberg's, die in diesem Punkte mit den Angaben anderer Schriftsteller in Widerspruch steht.

wundet, den Fuchshengst desselben niederstoßend, des Königs rechte Hand, und jagt, ohne den Fürsten erkannt zu haben, weiter vorüber. Spanisches Kriegsvolk zu Roß und Fuß umringt den Gefallenen, der, zum Theil unter seinem verröchelnden Thiere liegend, sich mühevoll der Menge zu erwehren vermag. Einen Spanier, der des Königs bunten Helmbusch erfaßt, um ihn vollends unter dem Pferde hervorzuziehen, stößt des letzteren Schwert so gewaltig zurück, daß die Federn in seiner Hand verbleiben. Da legt d'Urbieto, ein spanischer Lancier, dem Hülflosen die Spitze der Lanze an die zwischen Brust- und Rückenharnisch klaffende Lücke und bringt ihn zu der Erkenntniß, daß gegen die Wucht des Schicksals nicht länger zu kämpfen sei. „Das Leben!" ruft er aus, „ich bin der König! Ich ergebe mich dem Kaiser." Eine nahe Gefahr ruft den spanischen Edelmann wieder hinweg und der König, den das spanische Kriegsvolk als solchen nicht anerkennen will, muß noch eine lange Reihe von Demüthigungen und Fährlichkeiten erdulden. Jenem muß er den Handschuh zum Pfand geben, diese reißen ihm die Kette des St. Michaelordens vom Halse, andere wollen ihn sogar tödten. Endlich führt der Zufall den Gefährten Bourbons, de la Motte, vorüber. Des Königs Knie umfassend, beschwört er ihn inständigst, dem Herzoge sich zu ergeben. „Ich kenne keinen Herzog von Bourbon, denn mich selbst!" ruft Franz entrüstet aus. Bis der Vicekönig von Neapel, dem er sich überliefern zu wollen erklärte, aus dem Getümmel herausgefunden ward, verging geraume Zeit, und der Herrscher eines der mächtigsten Reiche der Welt hatte noch die bittersten Anfechtungen durchzukosten. Jeder der Anwesenden, die des Gefangenen Rang nicht länger bezweifeln konnten, wollte ein Andenken zur Erinnerung an diese Stunde haben. Man stritt sich um das Gefieder seines Helmbusches, man schnitt die Schöße seines Wappenrockes in Stücke, man schnallte ihm die goldenen Sporen vom Fuße oder riß seine Schärpe in Fetzen, „so daß in wenigen Minuten der reichgeschmückteste Turnierheld aller Zier entblößt dastand." Des Vicekönigs Erscheinen setzte endlich dem schamlosem Ungestüm der Soldateska ein Ziel. Mit Thränen in den Augen übernahm er des Königs Schwert. Viele französische Edelleute ließen sich auf die Kunde von dem Mißgeschick ihres Herrn aus freien Stücken gefangen nehmen, um dessen Loos zu theilen.

Die Scenen von Schrecken und Verwüstung, deren Schauplatz jetzt das französische Lager wurde, waren grauenvoller als die Schlacht

selbst. Die flüchtigen Reste des französischen Heeres wurden nach drei Richtungen versprengt. Ein Theil wandte sich durch den Thiergarten auf Mailand, ein anderer gegen Mirabell und die oberhalb Pavia's befindliche Brücke, der dritte endlich durch das Lager des Königs zwischen S. Paolo und S. Giacomo gegen die untere Ticinobrücke. Auf dem zweiten dieser Wege war der Herzog von Alençon entkommen und hatte dabei unglücklicherweise die Brücke zerstört; Einzelne nur haben durch die Mauerlücke nach Mailand flüchten können, die Hauptmasse wandte sich dem unteren Tessin zu. Während der Strom der Flüchtigen nach dieser Richtung wogte, hatte Antonio de Leyva den verabredeten Ausfall aus den östlichen Thoren Pavia's herausgelassen. Bussy d'Amboise, der mit französischem Fußvolk die Laufgräben dieser Seite hütete, wurde durchbrochen und größtentheils in den Thiergarten gejagt, aus dem Frundsberg's siegreicher Haufe die flüchtende Masse der Schweizer „wie zahmes Vieh" vor sich hertrieb, und nun dies alles in einen einzigen wirren Knäuel verwickelnd, zur weiteren Flucht nöthigte. Theils vorsichtshalber, theils aus Mitleid blieb Herr Georg mit seinen Knechten von Zeit zu Zeit stehen, die ihm zugeschworen hatten, bei einander im Haufen zu bleiben, bis Alles zu Ende sei. Desto furchtbarer ließen Leyva's wuthentbrannte Knechte das Elend einer viermonatlichen Belagerung den besiegten Feind entgelten. Und zwar durch der Schweizer eigenes Verschulden.

Im Vertrauen auf ihre Unüberwindlichkeit hatten die eidgenössischen Söldner das Recht des Siegers seit mehr als dreißig Jahren mit erbarmungsloser Härte geübt und dem niedergeworfenen deutschen Landsknecht, selbst wenn er flehend des Siegers Knie umfaßte, grundsätzlich das Leben niemals geschenkt. Der sogenannte „böse Krieg" (mala guerra) war daraus entstanden. Nur sehr selten wurde derselbe zwischen anderen Nationen ausgerufen, zwischen Landsknecht und Schweizer jedoch geübt, ohne ausgerufen zu sein. Diesen „bösen Krieg" der Schweizer hatte nun Pescara aus Gründen, die sich heutzutage der Kenntniß entziehen, vor der Schlacht im ganzen Heere verkündigen lassen, und Spanier und Italiener, Fußvolk und Reiterei zu Vollstreckern der Landsknechtsrache gemacht. Unter Leyva's erbarmungslosen Streichen waren die Flüchtlinge an dem unteren Tessin angelangt, doch aus Pavia herausgerückte Knechte hatten während der Schlacht die Brücke dieser Seite zerstört. Der Gedanke, daß die unmenschliche Härte, womit ihre Sieghaftigkeit den Unterliegenden mitleidlos nieder-

geschlagen, in fürchterlicher Entgeltung heute auf ihr Haupt zurückfallen würde, hatte die eidgenössischen Flüchtlinge mit Verzweiflung erfüllt. Schaarenweise ineinander geschlungen, stürzten sie sich in die gefräßige Fluth und wurden, des Schwimmens unkundig, von der Last ihrer Rüstung in die Tiefe hinabgezogen. Bis Piacenza herab waren nächster Tage die Ufer mit Leichen der Ertrunkenen bedeckt. Der Rest der Schweizer warf die Waffen hinweg und bat fußfällig um jenes christliche Erbarmen, das sie selbst niemals geübt und das ihnen nun auch versagt wurde. So waren an 5000 entweder ertrunken oder durch Leyva's ergrimmte Knechte erschlagen worden. Da kam Frundsberg, auch jetzt milde und menschlich wie immer, mit seinen Haufen herab und steckte, den „guten Krieg" verkündend, dem grauenvollen Morden ein Ziel. Um die Wette schrieen seine Knechte ihren alten unglücklichen Gegnern Verzeihung und Sicherheit des Lebens zu, zogen die Sinkenden aus dem Wasser, sie ermahnend, der Gutthat eingedenk zu bleiben, wenn sich der Sieg von den kaiserlichen Fähnlein einstmal wieder abwenden sollte.

Man sagt, daß in der anderthalbstündigen Schlacht und während der unmittelbaren Verfolgung 12.000 Mann des französischen Heeres getödtet worden oder ertrunken sein. Der Rest wurde gefangen oder versprengt, die Gensdarmerie bis auf geringe Reste vernichtet. Fast alle namhaften Anführer waren getödtet oder gefangen. Der König von Frankreich und der König von Navarra, der Bastard von Savoyen, mütterlicher Oheim des Königs, Louis von Nevers, Fleuranges, l'Escun, Montmorency, Brion befanden sich darunter. Der Bericht Frundsberg's führt lange Namenslisten auf. Der alte Ruhm der Schweizer aus den Burgunder Kriegen war hier zu Grunde gegangen. Nie war ein Sieg vollständiger gewesen. Nun erst konnte sich der Kaiser unbestritten den Meister Mailands nennen. Der Papst, Florenz und Venedig, die, so lange die Entscheidung schwebte, eine feindselige oder wenigstens zweideutige Stellung eingenommen, erinnerten sich mit einem Male ihrer Verpflichtungen und zahlten dem kaiserlichen Heere 600.000 Ducaten. Mit diesem Gelde konnten die Forderungen des Kriegsvolkes befriedigt werden. Nur zehn Fähnlein Landsknechte blieben unter Caspar Frundsberg, dem Sohne Herrn Georg's, in Welschland zurück.

Die Eintracht, in welcher gemeinschaftliches Unglück und gemeinschaftliche Gefahr die Heerführer nothdürftig erhalten, hatte unter dem

Anhauch des so unerhört glanzvollen gemeinschaftlichen Sieges einem tiefen Mißvergnügen Platz gemacht. Der mattherzige Vicekönig von Neapel, den Frundsberg's und Pescara's Entschlossenheit zur Schlacht geradezu gezwungen und der sich um den Sieg in jeder Weise am wenigstens verdient gemacht, maß sich den Hauptantheil am Erfolge zu und nahm für sich die glänzendsten Beweise kaiserlicher Huld in Anspruch. Mit Hintansetzung eines Beschlusses der übrigen Heerführer, die den König von Frankreich nicht mit Unrecht als ihren gemeinschaftlichen Gefangenen betrachteten, hatte er denselben auf eigene Faust nach Madrid geführt. Pescara, der sein überwiegendes Verdienst durch Belehnung mit Carpi und Sora belohnt zu sehen wünschte, fand sich mit leeren Worten hingehalten und bat mißvergnügt um seine Entlassung, um fern von Verdacht und Krieg, seines Lebens ruhig zu genießen. Bourbon, der wegen des kaiserlicherseits ihm zugesagten Besitzes der Provence eine kräftigere Ausnützung des Sieges durch Erneuerung des Einbruches in Frankreich wünschte, fand den Eifer des Kaisers abgekühlt und sich durch die eifersüchtige Mißgunst Lannoy's verletzt. Der meiste Grund zu Unmuth und Verstimmung wurde jedoch Herrn Georg gegeben. Die Berichte Bourbon's und Pescara's an den Kaiser hatten seiner kaum erwähnt und Lannoy blos geschrieben: „Georg von Frundsberg hat Ihnen wolgedient." Der Kaiser hatte zwar dem Erzherzoge Ferdinand für die große und gute Hilfe, die er gesendet, um die italienischen Sachen in guten Gang zu bringen, nicht genug danken und versichern können, daß der Erzherzog die Ursache des großen Sieges sei, den es Gott gefallen habe, den kaiserlichen Waffen zu schenken; doch bezüglich Herrn Georg's hatte er sich darauf beschränkt, den Feldherrn zur besten Behandlung zu empfehlen. Dabei war es auch geblieben. Von der Geringschätzung und Danklosigkeit gekränkt, mit welcher, seit der Sieg erfochten war, die anderen Heerführer ihm begegneten, zog er Ende März über die Alpen. Und dennoch war der herrliche Sieg nur durch ihn vollbracht worden, „denn were", wie sein ältester Biograph mit Recht bemerkt, „der von Frundsberg nicht auß Teutschland kommen, hett er den Vice-Roi lassen abziehen vnd den Bäpstlichen Legaten, Bischoffen von Capua, nicht auß dem Läger getrieben, hett er nicht gerathen den Thiergarten auffzubrechen, wer er nit im ersten Glied gestanden vnd die franzesische Fußknecht angegriffen vnd sie erlegt, so wer der Sieg schwerlich beschehen." Francesco Sforza allein hatte sich dankbar gezeigt und dem Ritter

aus den Einkünften Mailands eine ewige Jahresrente von 1600 fl. zugesichert.

Ereignisse anderer Art riefen schon nach wenigen Tagen den siegreichen Ritter aus der Muße seiner väterlichen Hallen heraus.

Der große Erfolg, mit welchem sich die neue Kirchenlehre Luther's gegen die Autorität Roms stemmte und durch die beredtesten Thatsachen zum Volke sprach, den Pfarrherrn des Gelübdes halber zu dem Bischof, den Bauer der Zehnten halber zu dem Pfarrherrn in Widerstreit setzte, hatte, durch die weltliche Macht der kleineren Fürsten gestützt oder wenigstens nicht bekämpft, in Deutschland eine Art allgemeiner Auflehnung anfänglich nur gegen die kirchliche, bald jedoch auch gegen die zeitliche Autorität unter Allen hervorgerufen, denen diese Auflehnung irdischen Vortheil versprach. Seit dem Tage, an welchem Luther dem vernichtenden Bannstrahle mit so viel Glück getrotzt, war in Deutschland eine Reihe kühner, verbitterter und verworrener Geister erstanden, die unter dem Mantel kirchenverbessernder Neuerung den zerstörenden Hammer gegen jede Einrichtung und jede Pflicht erhob, welche dem Einzelnen irgendwie anstößig oder unbequem erschien. Himmelanstürmende Prediger erörterten die Verhältnisse aller Stände und beleuchteten alle Gebrechen in der Beziehung des gegenseitigen Rechtes und der gegenseitigen Pflicht. Carlstadt rieth zur Polygamie; Strauß eiferte wider die Zinsen von Darlehen; in Würtemberg ward die alttestamentarische Einrichtung des Jubeljahres gepredigt, das in den Besitz veräußerten Erbgutes zurückführen sollte; in Straßburg wurde gelehrt, daß der Zehnten, eine Einführung des alten, durch die Grundsätze des neuen Testamentes aufgehoben sei. In Sachsen und am Oberrhein predigte Münzer sogar die Ausrottung der ungläubigen Katholiken mit dem Schwerte.

Während dieser der überkommenen alten Ordnung feindselige Geist durch Deutschland wehte, hatte sich die Reichsregierung, die Maximilian aufgerichtet, aufgelöst, und jene, die sie ersetzt, war kaum ein Schatten zu heißen; das Reichsoberhaupt weilte außer Landes, lag mit dem geistlichen Haupte der Christenheit in Zwist, und unter den mächtigsten Reichsfürsten herrschte weder Eintracht noch Verständniß.

Unter solchen Verhältnissen bedurfte es nur eines Funkens, um den allenthalben vorhandenen Brandstoff in helle Flammen zu setzen. Im Klettgäu war dieser Funken hineingefallen. Hagelwetter hatten dort alle Erntehoffnungen zerstört. Die Bauernschaft erhob sich im

Aufruhr, um eine evangelische Gemeinde aufzurichten und das Landvolk des ganzen deutschen Reiches vom Drucke des Adels und der Kirche frei zu machen. Die Landgemeinden in Schwaben, im Allgäu, am Bodensee, an der Iller schlossen sich jenen zwölf Artikeln an, in welchen die Empörer Freiheit der Jagd, des Fischfangs, der Holzung, Abschaffung neu aufgelegter Steuern, neugeschaffener Rechte und Strafen, Aufhebung der Leibeigenschaft und des geistlichen Zehnten forderten. 1525 griff die Bewegung nach Franken hinein. Furchtbare Schaaren zogen plündernd vor die Klöster und Abteien, brachen Burgen und Schlösser und verbreiteten vor sich her Angst und Entsetzen. Der Adel des Odenwaldes unterwarf sich ihren Artikeln; ganz Ober-Deutschland, Speyer, die Pfalz, Elsaß, die Markgrafen von Baden geriethen für einige Zeit unter ihre Herrschaft; die Städte gesellten sich den Empörern zu; Hessen und Thüringen wurden von dem Brande erfaßt, der auch in Sachsen und Bayern einzudringen strebte; in Tirol ergriff der Schreiber des Bischofs von Brixen, Michel Gaismair, die Fahne des Aufruhrs; in Salzburg und Pinzgau rebellirten die Bergknappen; ganz Ober- und Mitteldeutschland wogte wie eine sturmgepeitschte See in dieser greuelvollen Bewegung, die mit einem völligen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse enden zu müssen schien.

Endlich im Augenblicke der höchsten Gefahr ermannten sich Fürsten, Adel und Prälaten zu kräftigem Handeln. Der junge Philipp von Hessen hatte zuerst losgeschlagen, dann mit ihm die Churfürsten von Sachsen und die Thüringer Fürsten, und in Kurzem stürmte es von allerwärts mächtig wider die aufrührerischen Bauern. Münzer's Heer ward bei Frankenhausen vernichtet, die Empörer im Elsaß warf der Herzog von Lothringen nieder; das churtrier- und pfälzische Heer zertrat sie am Mittelrhein. Der schwäbische Bund fegte die württembergischen Rebellen bei Sindelfingen, die fränkischen bei Würzburg hinweg, und der kühne Umwälzungsplan des Landvolkes flog wie blöder Aberwitz auseinander.

Aber im Gefolge der allenthalben siegreichen, geordneten Kriegsmacht zog blinde Leidenschaft und wilde Rachgier mit ihren grauenvollen Handlangern daher. Furchtbar waren die Verbrechen der entfesselten Bauernschaft, noch furchtbarer wurde die Sühne. Nach Zehntausenden ist die Zahl derjenigen zu rechnen, die nach jedem solchen Siege auf der Flucht erschlagen worden sind. Der Herzog von Lothringen allein hatte ihrer 17.000 getödtet. In demselben Style hatten

die Andern gewürgt. Der Brandmeister warf seine lodernde Fackel in die Speicher und Hütten der Empörer; der Henker spannte sie auf's Rad, enthauptete, viertheilte und bevölkerte die Hochgerichte mit den Früchten seines grauenvollen Eifers.

Mitte Mai war Frundsberg auf Geheiß des Erzherzogs, welcher „den sieghaften, glücklichen Mann, deß Namen überall erschrecklich," unmittelbar nach dem Siege im Thiergarten zur Dämpfung des Brandes erfordert, nach Trient geeilt, um von dort als landesfürstlicher Commissär die Empörung des Nons- und Sulzbergs niederzuschlagen. Dem Sieger von Pavia widerstrebte es, gegen unkriegerisches Landvolk zu Felde zu ziehen und seinen in Triumphen über des Reiches Feinde erkauften Ruhm durch Siege über Bauern zu verunglimpfen. Die gewaltsame Beruhigung Tirols wurde deshalb dem Grafen Ludwig von Lodron und Franz von Castelalt übertragen und nach einigen Monaten zu Ende geführt.

Im Juli waren das Allgäu und Salzburg noch allein in den Händen der Empörer. Der Schwäbische Bund, Erzherzog Ferdinand und Bayern nahmen die Bewältigung dieser Gegenden in ihre Hände. Als Oberster Feldhauptmann von Tirol konnte es Frundsberg nicht vermeiden, mit dem Aufgebote der gefürsteten Grafschaft zu den Bundesvölkern zu stoßen. Bis an die Mauern seines traulichen Mindelheim hatte die Sturmfluth des Aufruhrs zerstörend gebrandet. Seine eigenen Bauern, ob er ihnen auch stets ein milder Herr gewesen, hatten in seinem Absein geplündert, gebrannt und sich vernehmen lassen, „sie wöllen das Schloß zu Mündelheim eynnemmen vnnd stürmen vnnd Frawen Anna, Gräfin von Lodron, gefangen nemmen."

Aus Franken mit schwäbischem Bundesvolke heimkehrend, hatte sich der Truchseß von Waldburg gegen die Bauern des Allgäues gewendet und war am 13. Juli auf dieselben gestoßen. Sie lagerten schlagfertig und kampflustig mit 45.000 Mann in starker Stellung. Viele Landsknechte der aufgelösten Regimenter hatten sich ihren Reihen beigesellt und erfahrene Kriegshauptleute, die in Italien gedient, die Vertheidigungsanstalten trefflich geordnet. Unter solchen Verhältnissen wagte es der harte und ungestüme Truchseß nicht, sie vor Eintreffen des tirolischen Aufgebotes anzugreifen. Herr Georg jedoch war zu einem Angriffe nicht zu bewegen. Er fand es wenig rühmlich, tapferes Kriegsvolk mit zusammengelaufenen Bauern zu messen und war sich bewußt, auch auf minder gewaltsamem Wege zum guten Ende zu

kommen. Die Thatsache seiner Ankunft hatte im Lager der Empörer Schrecken verbreitet und bei ihren Anführern, die er noch vor Kurzem im Thiergarten von Pavia seine lieben Söhne und Brüder genannt, eine Entmuthigung erzeugt, die dem hoffnungslosen Aufgeben des Kampfes nahe kam. Als daher Herr Georg mit den Hauptleuten der Aufrührer heimlich handeln und Geldanerbieten machen ließ, damit sie die Bauern „auß jrem Vortheil vund zu einem abzug brechten," hatten seine Anträge bereitwillige Ohren und offene Hände gefunden. Sie zogen aus ihrer festen Stellung ab, nahmen eine andere ein, um sie bei Frundsberg's Anzuge neuerdings zu räumen. Während dieser Bewegung hatten sich die Hauptleute jedoch verloren und als der Haufe den Betrug gemerkt, wußte er nichts Besseres zu thun, als sich in die benachbarten Thäler und Waldungen zu verlaufen. So wurde das Allgäu ohne Blutvergießen in kürzester Frist beruhigt.

Diese Kriegspolitik Frundsberg's hat mancherlei Tadel erfahren. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß Verrath eine Waffe sei, die nicht nur den Verräther, sondern auch jenen beschmutzt, der sich dessen bedient, und daß der Erfolg heimtückischer Praktiken für einen zu physischer Vergewaltigung berufenen Kriegsmann von zweideutigem Ruhme sei. Indessen ist es immer bedenklich, die Sittlichkeit früherer Jahrhunderte mit dem Maße späterer zu messen. In den Kriegsläuften jenes Zeitalters galt der unbeschränkteste Gebrauch des Verrathes als ein völlig tadelloses und legitimes Mittel, das nicht blos erlaubt, sondern geboten war. Es giebt während des 16. Jahrhunderts keinen Feldzug, in welchem Verrätherei nicht eine Rolle gespielt hätte oder mindestens versucht worden wäre. Das redlichste Kriegsvolk und der biederste Feldherr trug so wenig Bedenken, den Gegner durch Verrath zu entwaffnen, als er Bedenken hatte, ihn durch Ueberfall oder Hinterhalt zu bewältigen. Franz I., der ritterlichste König des Jahrhunderts, hatte Versuche gemacht, sich die Thore Pavia's mit dem goldenen Schlüssel zu öffnen, und Bayard, der untadeligste Ritter seiner Zeit, zu ähnlichen Mitteln wiederholt gegriffen. Kein einziges aus der nicht geringfügigen Zahl von Büchern, die dies Jahrhundert über Krieg und Kriegskunst geschrieben, behandelt den Verrath am Feinde anders, als wie eine gebotene und unerläßliche Kriegslist. Lazar Schwendi, nächst Frundsberg einer der berühmtesten deutschen Feldherren dieses Zeitalters, stellt den durch Verrath erlangten geradezu über den durch gewaltsame Mittel errungenen Erfolg. „Im Krieg ist der

Obsieg das Ziel; wer den erlangt, der hat das Best vnd vnangesehen, wie die Vrsachen vnd Mittel seien, so lang als man den Sieg in Händen behält; das vberig urtheilt Gott zu seiner Zeit. Mit Verrätherey, guter Kundschafft vnd Gelt verricht vnd erhält man etwa mehr im Krieg, dann mit der Faust vnnd dem Gewalt; Tugent, Auffrichtigkeit, Treue vnd Glaub ist hoch zu loben: aber im Krieg ist vbersehen, sich betriegen lassen, vberwunden werden vnd darnieder liegen, der gröst Schad vnd Schand, die kein Reue oder Entschuldigung zulässet. Darumb braucht man nicht allain Tugend, sonder auch List, Geschwindigkeit, Vntrew, Betrug, Verrätherey vnd alles was man kann, den Sieg vnd Obhand zu erhalten."

Bevor man übrigens über die sittlichen Grundsätze Frundsberg's urtheilt, sollte man die Gründe in's Auge fassen, die sein Handeln bestimmt haben mochten. Der Bauernrebell lag in seinen letzten Zügen und die Allgäuer kämpften für eine bereits verlorene Sache, die der glänzendste vereinzelte Erfolg nicht mehr gerettet hätte. War es unter solchen Umständen nicht menschlicher, eine unnütze aber doch furchtbare Hekatombe zu ersparen, und war die Niederlage der schlecht bewaffneten und in sich uneinigen Aufrührer gegen die kriegsgeübten vom ersten deutschen Feldherrn geführten Bundesvölker nicht völlig gewiß? Würden die vom Bruderkampf erhitzten schwäbischen Knechte, die bei Würzburg soeben in vier Tagen 18.000 Bauern getödtet, im Allgäu ihr entsetzliches Würgen nicht mit desto verhärteter Grausamkeit fortgesetzt und den schuldbeladenen Verführer mit dem bethörten Verführten hingeschlachtet haben? Dem hatte Herrn Georg's Weise, mit den Empörern zu verfahren, sehr glücklich vorgebeugt. Sie hatte den Aufruhr ohne Blutvergießen entwaffnet, blos den Schuldvollen dem Beile geliefert und der Milde Frist gegeben, des minder Schuldigen sich zu erbarmen. Aber in dem glücklich gemiedenen Kampfe würde mit dem Blute der Empörer auch das Blut des ehrlichen Kriegsvolkes vergossen worden sein. Wer die Strenge kennt, mit welcher Frundsberg dem inneren Richter Rechnung zu legen pflegte, wird sich nicht verwundern können, daß er den geübten Verrath leichter verantwortlich erachtete, als jeden Tropfen nutzlos vergossenen Blutes. Wenn man endlich erwägt, daß derselbe Feldherr, der noch niemals besiegt wurde, und der soeben den herrlichsten Sieg des ganzen Jahrhunderts erfochten, selbst von den Aufrührern gekränkt, durch Verwüstung seiner Felder, Verbrennung seiner Speicher, Plünderung seiner Schlösser be-

schädigt und in der Beleidigung seiner Hausfrau empfindlich gereizt worden war, so wird man viel eher die Mäßigung eines so großen Herzens preisen, das, die dargebotene Rache verschmähend, blos des Elendes der Verirrten eingedenk geblieben war.

Dieser Gedanke trat im Salzburgischen noch deutlicher an's Licht, wohin sich nun Herr Georg in Gemeinschaft mit dem Herzog von Bayern und als dessen Locotenent gewendet hatte, um den schon seit Monaten in der Feste Hohen-Salzburg aufrührerisch belagerten Cardinal-Erzbischof Mathäus Lang, einstens Kaiser Maximilian's hochberühmten Canzler, zu entsetzen. Unter dem Einflusse des Schreckens, den sein Name vor ihm her trug, schlug er den Weg rechtschaffenen Unterhandelns ein, brachte mit kräftiger Ueberredung die Aufrührer von ihrem Trotze ab und durch gütlichen Vergleich zum Gehorsam zurück.

Michel Gaismair allein, der den salzburgischen Empörern mit dem Landvolke des Vintschgau's zu Hilfe gekommen und überhaupt als der am radicalsten gesinnte, aber auch talentvollste und am weitesten blickende unter allen Häuptern dieser Volksbewegung angesehen werden kann, hatte den Vertrag verschmäht. Mürrisch zog er nach dem Abschluß mit seinem Volke in's Pinzgau, um durch die Rauris die Hauptkette der Tauern zu übersteigen und den Kampf im Pusterthale von Neuem zu beginnen. Rasch rückte Frundsberg über Zell am See demselben nach, wandte sich auf Mittersill, stieg über den Krimmler Tauern in's Ahrenthal, ereilte ihn bei Brunnecken und sprengte seinen Haufen auseinander. Gaismair mußte nach Zürich flüchten.

Die Greuel, die begangen wurden, hatten Frundsberg die fernere Erdrückung des Aufstandes verleidet. Er übertrug den Befehl anderen Kriegshauptleuten und zog mit verbittertem Gemüthe heimwärts nach Schwaben. Drei Dinge, wie er sich in dieser Zeit auszudrücken pflegte, hatten ihm das rauhe Handwerk gram gemacht: „Die Verderbung vnd Vnderdrückung der armen vnschüldigen Leut, das vnordentlich vnd sträfflich Leben der Kriegßleut, vnd die Vndanckbarkeit der Fürsten, bey denen die Vngetreuwen hoch kommen vnd reich werden vnd die Wolverdienten vnbelohnet bleyben." So saß er tief gekränkt und verdrossen daheim, bis nach kaum einjähriger Muße ein Umschlag der Dinge den kaiserlichen Besitz neuerdings in Frage gestellt und ihn zum letzten Male in die große Weltbewegung verflochten hatte.

Schon nach dem Siege von Pavia hatte Frundsberg gerathen,

mit dem siegreichen Heere geradewegs gegen Rom zu ziehen, den vornehmsten Minister Clemens VII. sammt seinem französischen Anhange zu entfernen, im Vatican den spanisch-deutschen Einfluß zum herrschenden zu machen und so des Kaisers Macht in Italien dauernd zu befestigen. Seit jenen drangvollen dreißig Jahren, welche die Halbinsel zum Tummelplatze aller benachbarten Völker gemacht, war Rom der wahre Mittelpunkt des unendlichen Streites. Von Rom aus wurden die Völker gegen einander gehetzt, in Rom die Anschläge gesponnen, um Deutschland, Spanien und Frankreich gegen Venedig, oder Venedig und Frankreich gegen den Kaiser, oder den Kaiser und Venedig gegen Frankreich zu stacheln. Dem Papste allein maß Frundsberg die Schuld jener Umtriebe bei, die im Thiergarten vor Pavia gesponnen worden und war fest überzeugt, daß der Kaiser sich in fruchtlosen Siegen verbluten müßte, wenn nicht der feindseligen Zusammenstimmung seiner Gegner durch einen strafenden Zug nach Rom die Seele genommen würde. Die kaiserlichen Befehlshaber hatten sich mit diesem Vorschlage nicht befreunden können. Sie hatten sich darauf beschränkt, das Gebiet von Piacenza zu besetzen und den römischen Stuhl zur Zahlung von 100.000 Ducaten zu bewegen.

Nur zu bald hatte der Lauf der Ereignisse den politischen Scharfblick des deutschen Feldherrn bestätigt. Wenig Tage nach dem Schlage von Pavia hatte die Curie mit Versuchen zur Schmälerung des großen Sieges begonnen. Zuerst wurden, anscheinend zur Vermittlung eines gütlichen Abkommens, Verhandlungen mit Frankreich eingeleitet; ein mit der Schweiz erneuertes Bündniß sollte dem Papste 8—10.000 Mann zur Verfügung stellen; Francesco Sforza, vom Kaiser in sein Herzogthum wieder eingesetzt, Venedig und Florenz traten den päpstlichen Entwürfen bei. Die Unterhändler gingen so weit, Pescara, dessen Mißvergnügen sie kannten, als Preis seines Abfalles die Krone von Neapel anzubieten, in der Hoffnung, einen Theil des kaiserlichen Heeres, dessen spanisches Fußvolk den Feldherrn wie seinen Abgott verehrte, zu sich herüberzuziehen.

Diese Umtriebe hatte die Rechtlichkeit Pescara's aufgedeckt. Der Kanzler des undankbaren Sforza wurde festgenommen, Mailand und die meisten lombardischen Festungen durch kaiserliches Kriegsvolk besetzt, das Castell von Mailand belagert und jenes von Cremona durch Sturm genommen.

Das Netz dieser Ränke war jedoch damit noch keineswegs völlig

zerrissen; die große Streitfrage des Kaisers mit Frankreich kam dazwischen und brachte die Pläne des Papstes zu schneller Reife. Am 14. Januar 1526 hatte der gefangene König in Madrid seinen Ansprüchen auf Italien entsagt, in die Herausgabe von Burgund gewilligt und sich mit des Kaisers Schwester verlobt. Die Hand auf's Evangelium gelegt, hatte Franz I. bei seiner Freilassung feierlich zugeschworen, „den Vertrag nicht brechen zu wollen keinen Tag seines Lebens." Beide Söhne des Königs, der Dauphin und der nachmalige König Heinrich II., wurden als Geißeln ausgewechselt.

Dieses Eides nun hatte der Papst den König entbunden und jenen Vertrag selbst nur unter der Voraussetzung gebilligt, daß derselbe nicht gehalten werde. Bald darauf wurde zu Cognac zwischen Frankreich, dem Papste, Florenz, Venedig und dem Herzoge Franz Sforza ein Bündniß geschlossen, um die Herausgabe der königlichen Kinder und die Wiedereinsetzung Sforza's zu erzwingen und zu diesem Ende den Kaiser in Mailand, Genua und Neapel mit 35.000 Mann anzugreifen. Heinrich VIII. von England war Protector dieser Liga, die sich die heilige nannte, weil die Unheiligkeit ihrer Triebfedern eines solchen Deckmantels augenscheinlich recht bedürftig war.

Der Markgraf von Mantua hatte sich bereit erklärt, dem päpstlichen Bündniß als Kriegsmann zu dienen, als Vasall des Reiches jedoch sich von seinem Lehensherrn nicht gänzlich losmachen zu können. Der Herzog von Ferrara dagegen schien zur Treue gegen den Kaiser entschlossen; Lucca hielt sich neutral, Siena dagegen ergriff entschieden die ghibellinische Sache.

Die kaiserliche Heeresmacht in Italien überstieg nicht 12.000 Mann, die unter Leyva, del Guasto und Caspar Frundsberg in verschiedenen Städten der Lombardei und des Genuesischen lagen, aber nach Verkündigung des Bündnisses von Cognac sich in Lodi, Cremona, Pavia und Mailand sammelten. Alsbald zog Giannettino Medicis mit päpstlichem und florentinischem Kriegsvolk aus der Romagna herauf, vereinigte sich bei Chiari mit dem venetianischen Heere unter dem Herzog von Urbino, nahm Lodi durch Ueberraschung und rückte, eines Zuzuges von 10.000 Schweizern gewärtig, zum Entsatze des im Castell von Mailand belagerten Franz Sforza auf Melegnano.

Unter den Kaiserlichen in Mailand herrschte große Noth; ihre lombardischen Besatzungen hatten sich mittlerweile in diese Stadt geworfen, aber dadurch das allgemeine Elend nur vermehrt. Seit Auf-

deckung des Sforza'schen Verrathes war das kaiserliche Kriegsheer daselbst kräftigem Widerwillen begegnet. Durch Uebergriffe, zu welchen Hunger trieb, steigerte dasselbe dies allgemeine Mißvergnügen. Die Stadt selbst verdiente den Namen einer Festung nicht. Von hohem, altem Gemäuer umgeben, das kaum den Mauerbrechern Barbarossa's Widerstand geleistet hätte, hatte es seit 1501 gegen keinen Angriff sich zu behaupten vermocht.

Alle Aussicht auf leichten Erfolg war deshalb auf Seite der Liguisten. Aber die großen Schlachten der jüngst vergangenen Feldzüge hatten den deutschen Namen in Italien so schrecklich gemacht, daß dreifache Zahlüberlegenheit dem liguistischen Heerführer keine Gewähr siegreichen Erfolges zu bieten schien. Während derselbe, der Schweizer wartend, unentschlossen zwischen Melegnano und Mailand hin- und herzog, hatte der zum Statthalter ernannte Herzog von Bourbon Geld und Verstärkung nach Mailand gebracht und Sforza zur Capitulation genöthigt.

Wie rühmlich durch die Umstände dieser Erfolg gewesen sein mochte, so war er zu geringfügig, um an der allgemeinen Ungunst der Verhältnisse etwas zu ändern. Der Zuzug aus der Schweiz hatte das feindliche Heer auf 35.000 Mann verstärkt. „In Mailand liegen 8000 Knecht, darvon 4000 Büchsenschützen, sie müessen sich vor den Bürgern fürchten, vor der Statt haben sich die Venediger dergestallt verpollwerkht, daß jr Lager schier fester denn die Statt selbst ist, und sie sein deshalben gegen diese veindt zu schwach."*) Bourbon erkannte, daß sich in der ausgehungerten und aufrührerischen Stadt ohne ausgiebigere Verstärkung alle Hilfsmittel seines schöpferischen Geistes endlich verzehren würden und daß die Entscheidung schließlich doch im freien Felde fallen müsse. Vom Kaiser war Hilfe nicht zu erwarten; das Wenige, was er noch zu bieten im Stande war, wurde von den Rüstungen verschlungen, welche die Deckung von Genua und Neapel heischte. Von den 200.000 Ducaten, die er vom Kaiser erhalten, war der größere Theil zur Befriedigung der Soldrückstände aufgegangen. Nur mit Mühe konnte Bourbon 2000 Knechte in Graubündten werben lassen, und diese Zahl war für die Verhältnisse fast soviel wie nichts. Neuerdings wandten sich deshalb die Blicke der kaiserlichen Befehlshaber auf Erzherzog Ferdinand und Frundsberg. Der Kaiser hatte

*) Regiment zu Innsbruck an die fürstl. Durchl. dd. 22. August 1526.

dem Ersteren 200.000 Ducaten mit der Ermahnung gesandt, sich an die Spitze eines gewaltigen Kriegszuges entweder selbst zu stellen oder „den Ritter Georgen von Fruntsperg, den Sighafften Kriegßmann in Schwaben zu bewegen, mit einem Kriegsvolckh in Italia zu ziehen, vnd daß derselb in diser sach all sein Vermögen wölle thun, das sollt jm reichlich vergolten werden.“ —

Die traulich stillen Hallen von Mindelheim erschollen seit Anfang Juli neuerdings von ungewohntem Geräusche. Eilboten über Eilboten von Bourbon, Leyva, Johann Baptist von Lodron, von Caspar Frundsberg aus Mailand, von der Regierung aus Innsbruck, vom Erzherzog aus Speyer, wo er am Reichstage verweilte, vom Kaiser aus Madrid ritten über die dröhnende Zugbrücke, Herrn Georgen zum Entsatze Mailands und zur Rettung Italiens aufzumahnen. Doch eines danklosen Dienstes überdrüssig, der den Preis von ihm erfochtener Siege über fremde Häupter goß und ihm nur der Arbeit Müh' und Elend verhieß, wohl auch des grausamen Handwerkes müde, das die Speicher nicht blos plünderte, sondern auch verbrannte, die Heerden schlug und auch die Hirten, fand Herr Georg gar wenig Freude ob der kaiserlichen Aufmahnung und konnte erst Anfangs August bewogen werden, wenigstens nach Trient zu gehen, um sich die Lage der welschen Kriegsläufte aus größerer Nähe anzusehen.

Es ist nicht leicht, einen Zusammenfluß von Verhältnissen sich zu denken, welche die Durchführung des Entsatzes mehr hätten gefährden können. Die Lage des kaiserlichen Krieges war geradezu hoffnungslos zu nennen. Michael Gaismair, der mittlerweile venetianischen Kriegsdienst genommen, hielt mit aufrühreriſcher Bauernschaft und venetianischem Kriegsvolk die Valsugana und alles benachbarte Gebirge besetzt und streifte bis an die Thore von Trient. Die Signoria ließ kaum zwei Stunden außerhalb dieser Stadt die Pässe des Gebirges durch Befestigungen am See von Caldonazzo sperren. Die Etschklause oberhalb Verona war seit neuester Zeit außerordentlich verstärkt; seit 1523 wurde Verona durch den berühmten Kriegsbaumeister San Micheli in ganz neuer, dem Fortschritt der Geschützkunst angemessener Weise mit Basteien von damals unerhörter Größe und solcher Festigkeit ummauert, daß seitdem die nagende Arbeit dreier Jahrhunderte sie nicht zu zerstören vermochte. Der Paß am Idro-See war durch das neuerbaute Felsenschloß Rocca d'Anfo geschlossen, und alle Klausen und Gebirgsübergänge durch venetianisches Kriegsvolk besetzt. Diesen

wohl vertheidigten Gebirgsgürtel mußte das Entsatzheer gewaltsam oder mittelst Umgehung durchbrechen und, in die oberitalienische Ebene herabsteigend, auf jede Verbindung mit Deutschland verzichten. Keine Hilfe an nachrückender Unterstützung, kein Geld oder Lebensbedarf würde im Stande sein, diesen dichten Cordon zum zweiten Male zu überschreiten. Von der Verbindung mit der Heimath abgeschnitten, würde das Entsatzheer sich in Welschland gleichsam eine neue Heimath gründen müssen, eine Heimath, die dasselbe nicht nur zu ernähren, sondern bei widrigen Läuften als eine gesicherte Zufluchtsstätte aufzunehmen hätte. Nur Mantua und Ferrara, deren Fürsten sich für die Liga wenigstens nicht offen erklärt und deren Gebiete sich zwischen die venetianische Terra ferma und das feindliche Heer im Mailändischen hineinschoben, waren zu einer solchen Heimath, oder wie der Militär sich auszudrücken pflegt, zu einer solchen provisorischen Basis geeignet. Unterhandlungen mit den Fürsten dieser Gebiete mußten deshalb jedem Gedanken an die wirkliche Ausführung vorangehen und günstig zu Ende geführt sein. War das Entsatzheer einer Zufluchtsstätte versichert, hatte es den Gebirgsgürtel durchbrochen oder umgangen, so hub die rechte Gefahr eigentlich erst an. Urbino stand mit 35.000 Mann zwischen Tirol und Mailand und konnte den Entsatz mit Leichtigkeit vereiteln. Ein schwaches Entsatzheer müßte deshalb ohne Mühe in's Gebirge zurückgetrieben und darin von den Venetianern vernichtet werden. Als Mitglied der Regierung kannte Frundsberg den erschöpften Zustand der erzherzoglichen Kammer. Er wußte, daß die Aufbringung von nur 4—6000 Mann die Mittel des Erzherzogs weit übersteige. Doch wenn selbst bei geringerer Beschränktheit der Mittel der Entsatz im geraden Stoße sich auch unausführbar zeigte und höchstens auf Umwegen durch Ueberraschung und Schnelligkeit gelingen konnte, so war er doch überzeugt, daß das Entsatzheer immerhin 10—12.000 Mann, d. i. stark genug sein müßte, um nicht von den ersten paar Tausend Mann, die der Feind entgegenwarf, über den Haufen gerannt zu werden.

Gerade dazumal stak jedoch Erzherzog Ferdinand in weit kläglicherer Geldnoth, als selbst Herr Georg gemuthmaßt hatte und konnte schier das Geringste nicht leisten. Die vom Kaiser gesendeten Wechsel waren entweder nicht zur Stelle oder in anderer Verwendung verbraucht. Die regelmäßigen Bankhalter des österreichischen Hauses, die Welser, waren nicht bei Casse und die Fugger bedurften ihres baaren

Geldes selber, um sich nach dem Tode Jacob Fugger's auseinanderzusetzen. Der Erzherzog gab zwar seinen Bevollmächtigten volle Gewalt, Land und Leute, Schlösser und Städte zu verpfänden und erklärte sich bereit, auch seine Kleinodien versetzen zu lassen, dies Alles jedoch bedurfte längerer Zeit, um ein Ergebniß zu liefern. Ende Juli gab er zwar nach Innsbruck den Auftrag, zum Entsatze Mailands 2000 Knechte zu werben, aber er sagte bestimmt, daß er dabei mit Geld nicht behilflich sein könne. Herr Georg, demgerade die Schwierigkeit des Entsatzes Lust gemacht, zeigte sich dem Unternehmen allerdings geneigter, aber er erklärte bestimmt, daß die Aufgabe für ein Häuflein von 2000 Mann unausführbar sei. In Folge dessen sandte der Erzherzog Mitte August neue Vollmacht mit Credenzbrief an die Regentschaft, „daz Herr Jörg von Frundsberg 4000 knecht aufnemme vnd zu Aufnemmung derselben das gelt darleihe oder in ander weg aufbringe. So wollen wir Jme dafüer guet sein, also das Er von vnns an allen seinem schaden bezalt vnnd vergnüegt soll werden."*) Zu diesen 4000 Knechten hatte die Regierung von Innsbruck noch 2000 aufzunehmen; dabei blieb es Herrn Georg freigestellt, die „Entschüttung" von Mailand selbst oder durch seinen Lieutenant zu bewirken.

Dieser weitaus unzulängliche Maßstab, nach welchem der Erzherzog die Rüstung angelegt wissen wollte, konnte augenscheinlich nur einer vollständigen Unkenntniß der italienischen Kriegsverhältnisse entspringen. Frundsberg entschloß sich deshalb seinen Lieutenant und vertrauten Freund, den kleinen Hessen Conrad von Bemmelberg (Boyneburg) nach Innsbruck und Speyer zu senden und zu erklären, daß „sein will vnd gemüet nit sei, mit ainer mindern Anzall denn 10.000 knecht nach Meyland zue ziehen vnd Er bedenckt, das man vielleicht schlahen vnnd stüermen müesse, solte Er niederliegen, so were es vmb alles Volckh gethan." Gleichzeitig ließ er den Erzherzog bitten, freien Paß durch Graubündten zu erwirken und einen „ansehnlichen Mann" an den Markgrafen von Mantua und den Herzog von Ferrara abzufertigen, „sich vom Babst noch Venedig nit bewegen zu lassen, sondern der khay. Mt. vnd fürst. Durchl. parthes zu beleiben".**)

So hatten sich die Unterhandlungen hinausgeschleppt und bis Ende August zu einem festen Ergebnisse nicht geführt. Erst Mitte

*) Erzherzog Ferdinand an das Regiment zu Innsbruck. Speyer.

**) Regiment zu Innsbruck an den Erzherzog Ferdinand, dd. 22. August 1526.

September war es Herrn Georg in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem aus Speyer heimkehrenden Erzherzoge zu Innsbruck geglückt, seinen Gründen Geltung zu verschaffen. Frundsberg nahm sich des Unternehmens endgiltig an und alle Anstalten erhielten emsigsten Fortgang. Er verpfändete seine Tiroler Schlösser und Besitze, sein trauliches Mindelheim, alles Tafelgeschirr und fahrende Gut, ja sogar den Schmuck seiner Gemahlin. Mit all' diesen Opfern konnte er jedoch nur 40.000 fl. auftreiben; 10.000 fl. lieferte die Kammer von Tirol von der eben bewilligten Türkenhilfe; 6000 Ducaten hatte Bourbon mit den anderen Befehlshabern zu Mailand zusammengeschossen und in Wechseln nach Mindelheim geschickt. Auf diese geringfügige Summe, die im günstigsten Falle 70.000 fl. nicht überschritten haben dürfte, wurde das Unternehmen begründet; sie reichte gerade hin, den Bedarf an Laufgeld und einen halben Monatssold zu decken.

Mitte October ward die Werbtrommel gerührt. Herrn Georg's Namen und noch mehr das umlaufende Gerücht, daß Bourbon, der Statthalter von Mailand, des deutschen Feldherrn bei Pavia abgelehnten Plan erfassend, nach vollbrachtem Entsatze auf Rom zu ziehen sänne, hatte den Musterplätzen außerordentlichen Zulauf zugeführt.

Kaum dürfte in diesem Zeitalter ein anderes Unternehmen solcher Popularität sich zu erfreuen gehabt haben. Ungemessene Vorstellungen von den Schätzen und Herrlichkeiten der ewigen Stadt haben seit dem frühesten Mittelalter die Gemüther nordischer Völker gefangen gehalten. Sie galt als der Inbegriff aller irdischen Pracht, der entgegen der Prunk der stolzesten Fürsten armseliger Flitter bleibe, und zu deren unerreichtem Glanze der ganze Erdkreis mit all' seinen bekannten und sagenhaften Völkern beisteuere. Aber mindestens ebenso sehr, als der unermeßliche Reichthum, dessen der Volksglaube die ewige Stadt strotzend voll wähnte, die lüsterne Habgier zu dem bevorstehenden Zuge trieb, hatte der in Deutschland hochwogende Geist trotziger Auflehnung gegen die kirchliche Autorität zu demselben gestachelt. Von der tiefen Ehrfurcht und heiligen Scheu, mit welcher der Deutsche noch vor einem Menschenalter zu dem sichtbaren Stellvertreter Christi emporzublicken pflegte, war am Gestade der Nordsee wie in den finsteren Alpenschluchten Tirols im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts kaum eine Spur zu finden. Während der italienischen Kriegsläufte hatte der Landsknecht allgemach sich die Meinungen zu eigen gemacht, die der italienische Volksgeist bereits seit Jahr-

hunderten sich vom Papstthum gebildet hatte. Mancherlei Geschichten, die in den Losamenten des aus allen Winkeln Südwesteuropa's zusammengetrommelten Kriegsvolks entstellt und übertrieben erzählt wurden, bald von den Verbrechen, durch welche Alexander VI. sich auf St. Petri Stuhl den Weg gebahnt und durch die er gestorben, bald von den Greuelthaten, die seine verbrecherischen Kinder über Italien ausgesäet, bald von Julius II., der seiner hohen Priesterwürde vergessend, die Schlüssel Petri in die Tiber warf und mit dem Schwerte Pauli sich gürtete, die blutige Waffe in jene Hand zu fassen, welche die Völker der Erde doch nur hätte segnen sollen, waren auch an die Lagerfeuer des deutschen Kriegsvolkes gedrungen. Der Landsknecht hatte den Papst in der Nähe beobachtet und die Schwächen und Gebrechen, die er an ihm als Menschen erkannt, dem Papstthume zugemessen. Wenn der heimkehrende Söldner unter der alten Dorflinde seines Weilers oder an dem brennenden Kienspan seiner räucherigen Stube zusammengelaufenen Nachbarn von den abenteuerlichen Kriegsläuften Wälschlands erzählte, so wurden dabei auch all' die Märchen und Schnurren hervorgeholt, die er über den Papst und das Collegium der Cardinäle in den Feldlagern aufgelesen und mit neuen Entstellungen der staunenden Zuhörerschaft zum Besten gegeben. So wurde die Mißachtung des Papstthumes in Deutschland popularisirt, und zwar gerade in dem Augenblick, als der himmelanstürmende Geist des Jahrhunderts unehrerbietig an der Autorität Roms zu mäkeln und dessen Unfehlbarkeit in Zweifel zu ziehen begann.

Nichts jedoch hatte den rührigen und geistreichen Gegnern des Papstthums schärfere Waffen gegeben und sogar die glaubenseifrigsten Freunde des Kaisers mehr empört, als die Politik Clemens VII. Während Carl V. den Katholicismus und die Macht des Papstes in Deutschland zu stützen suchte, war der Papst angelegentlichst beflissen, des Kaisers Macht in Italien zu untergraben, die Früchte seiner Siege zu schmälern und demselben allenthalben Gegnerschaften aufzuregen. Selbst dem verkommensten Bäuerlein ist die Heiligkeit des Eides verständlich. Als nun Clemens den unredlichen König von Frankreich desselben Schwures entband, den er im Angesichte des Himmels auf das Evangelium geleistet, konnte auch Jedermann die Unheiligkeit des Vorganges ermessen und begreifen, daß der sichtbare Vermittler zwischen Himmel und Erde weltlichem Vortheil ein hohes Sittlichkeitsprincip opfere und den Kaiser mit verbrecherischer Waffe bekriege.

So war es auch mit Herrn Georg. Seit er den Fuß zum ersten Male auf den welschen Boden gesetzt, war er in politischen Fragen einer schier grundsätzlichen Treubrüchigkeit der römischen Curie begegnet. Als er aber 1525 erkannt hatte, daß der Papst sich mehr und mehr als Mittelpunkt des Widerstandes gegen den Kaiser hinzustellen beginne, daß er, statt die hadernden Fürsten zu Eintracht zu mahnen und den überschäumenden Thatendrang der Völker gegen den Erbfeind christlichen Namens abzulenken, seine geweihten Hände tief in weltliche Händel stecke, die Völker auf einander hetze und im Dienste irdischer Herrschsucht der Kirche heilige Gewalt mißbrauche, war der Gleichmuth des ruhigen, ungestümen Regungen abholden Feldherrn gerissen, sein dem Papste feindseliges Handeln vor und nach der Schlacht von Pavia nur durch solchen Unmuth eingegeben worden. Als er aber jetzt gesehen, daß das geistliche Haupt der Christenheit Treubruch und Meineid, die Waffen der Hölle, durch seinen Segen heilige, um sie gegen das weltliche Oberhaupt der Christenheit zu kehren, da kannte seine Entrüstung keine Grenzen mehr. Die Aussicht auf einen Rachezug nach Rom, welchen fremde Kurzsichtigkeit vorlängst vereitelt, scheint in der That einer der Hauptgründe gewesen zu sein, worüber der Entschluß des lange zögernden, durch Undank tief gekränkten Feldherrn zur Reife gediehen war. Noch vor Beginn seines Unternehmens betrachtete sich Herr Georg als ein vom Himmel auserſehenes Werkzeug, auf daß der Papst, „als Anfaher dieß Krieges, deß Keyßers höchster feindt, gestrafft vnnd gehennckt würde, vnd sollt ers mit seiner eygen Handt thun."

Solchen Geist athmete Kriegsvolk und Feldherr. In Rom war man sich dessen wohl bewußt. Giberti, der franzosenfeindliche Minister Clemens' VII., hatte schon im Juli bemerkt, daß man in Deutschland gar leicht mächtige Schaaren zum Zuge auf Rom zusammenbringen würde, „in Betracht des natürlichen Hasses, den sie gegen uns hegen, und in der Hoffnung auf Beute."

Am 26. October hatte sich Herr Georg von seiner Hausfrau Anna verabschiedet. Die Tiroler Regentschaft hatte ihm eine Gesandtschaft an die Ehrenberger Klause entgegenschickt, an welche sich Frankfurter, Augsburger und Nürnberger Kaufleute mit dem mühselig „erfinanzten" Gelde anschlossen. Am 29. October traf er in Innsbruck ein, ordnete seine letzten Anstalten und nahm am 2. November von den Regenten Abschied, um während der folgenden Tage die in

Meran, Bozen und Tirol versammelten 35 Fähnlein, 10.650 Mann nebst 50 Reitern zu mustern.

Bei aller Verbitterung jedoch, die den Feldherrn jetzt zum Zuge auf Mailand und Rom drängte, war es ihm nicht so wohlgemuth um's Herz, als sonst in ähnlichen Läuften. Sein Kriegsvolk war allerdings weidlich ringfertig und willig und mochte sich zunächst gern mit dem halben Monatssolde begnügen; 4000 Abenteurer hatten sogar Laufgeld und Soldlehen verschmäht und sich zu unbesoldetem Dienste bereit erklärt; Alles, was Süddeutschland an desperaten, in Sturm und Schlacht erprobten Gesellen besaß, hatte sich auf den tirolischen Musterplätzen zusammengefunden; sein Heer war „ain solcher außgeleßner Hauffen der bey Mans gedenkhen Inn Ytalia nie gesehen worden". Aber all' dies prächtige und wackere Kriegsvolk stand mit den Bedingungen seiner Existenz gänzlich in der Luft. Frundsberg hatte den letzten Nothpfennig daran gesetzt und besaß hinfort nichts als seine Vertröstung, falls die Knechte je nach Geld schreien würden. Schon am 8. November mußte er von den Muster-Commissarien 2000 fl. entlehnen, „um nicht mit blossen Händen wegrucken zu müssen, die Er so hochdankbarlich mit übergelaufenen Augen empfangen hat." Unerwartet eingetretene, höchst wichtige Ereignisse fesselten übrigens den Erzherzog in anderer Richtung. Ungarn, bis dahin die Vormauer der Christenheit, war in der Schlacht von Mohacs unterlegen, König Ludwig gefallen und die Kraft des Landes auf immer gebrochen. Die Kronen von Ungarn und Böhmen waren in Folge dessen (seit September) nach „rechter Erbschafft" an den Erzherzog und seine Gemahlin heimgefallen. Theils um diese Länder in Besitz zu nehmen, theils um die Fortschritte des siegreichen Türkenheeres aufzuhalten, mußten seit October 1526 die Kräfte der Erbländer bis zum äußersten gespannt werden. Die 200.000 Ducaten, die der Kaiser über Antwerpen zum Zuge nach Italien dem Erzherzog gesendet, wurden davon verschlungen, nebst dem Ertrage einer Art Nationalanlehens, das derselbe am 20. September von Linz ausgeschrieben. Unter solchen Umständen konnte Herr Georg auf eine Geldhilfe aus Deutschland nicht mehr rechnen. Sein eigener Geist mußte ihm Hilfsmittel zur Erhaltung des Heeres schaffen. Verschlugen diese nicht, so mußte das Heer und des Kaisers Sache zu Grunde gehen. Der Prinz von Oranien, der mit 2000 Mann schwerer Reiterei Herrn Georg's Haufen verstärken sollte, war noch gar weit im Rheinlande zurück und mochte

wohl erst nach einem Monate in Tirol erscheinen. Dies brachte den Feldherrn in die Lage, seine Geldmittel entweder im Müssigliegen vollends aufzuzehren und sein verarmtes Heer Hungers halber sich verlaufen zu lassen, oder seinen Kriegszug ohne jede Reiterei anzutreten. Solche Verlassenheit im Vereine mit den außerordentlichen Gefahren, welche die Kriegslage dem Entsatze bereitete, hatte seine Seele mit trüben Ahnungen erfüllt. Beklemmende Gesichte ängstigten nächtlicherweile sein sonst so lichtes und heiteres Gemüth. Während der Musterung zu Bozen war sein verstorbener Bruder Adam im Traume vor ihn getreten: „Bruder Georg", hatte die Erscheinung gesprochen, „es ist ein schwärer Zug, du wirst schwärlich vber die Päß vnd fuhrt der Wasser kommen, vnd du wirst den Haufen füeren, das kaum Tausend Mann werden vberbleiben."

Während der letzten zwei Monate hatten die Kriegsverhältnisse in Welschland zum Theile anderen Zuschnitt erhalten.

Die ghibellinischen Colonna hatten das wehrlos zurückgebliebene Rom (im September) überfallen und dem Papste einen sechsmonatlichen Waffenstillstand abgedrungen. Dieser Abschluß hatte die lässig geführten Kriegsläufte Ober-Italiens einigermaßen in Verwirrung gebracht. Der Papst mußte einen Theil seines Kriegsvolkes zur Deckung von Rom heimwärts entbieten, und den Rest nach Parma und Piacenza ziehen. Nur Medicis allein war mit der Reiterei unter Vorwand, in französischem Solde zu stehen, beim liguistischen Heere geblieben; dagegen hatte der Markgraf von Saluzzo französische Kriegshilfe (500 hommes d'armes, d. i. 3000 Mann zu Roß und 4000 zu Fuß) dem Letzteren zugeführt, so daß die verbündete Kriegsmacht sich noch immer auf 32.000 bis 34.000 Mann belaufen haben mag. Der Herzog von Urbino hatte sein Heer getrennt; ein Theil war in dem stark befestigten Lager Casaretto vor Mailand geblieben, ein anderer zur Belagerung von Cremona ausgezogen und hatte die Veste nach ruhmvoller Vertheidigung gegen freien Abzug der Besatzung genommen. Diese letztere, vier Fähnlein unter Conradin von Glurns, seitdem die „Cremoneser Knechte" geheißen, hatten sich zu Trient mit Frundsberg vereinigt vor Begier brennend, in Welschland von neuem einzubrechen. Die Signoria hatte auf Gerüchte von Frundsberg's bevorstehenden Anzug die Besatzungen aller Pässe und Klausen verdoppelt, willens, „so pald Her Jörg von Fruntsperg mit seinem Volck aus diesem Land vor-

rueckt, das sy diez Lannd durch Micheln Gaismair vnnd seine anhennger mit sammt 1500 Puechsenschützen überfallen lassen wolle," und in Graubündten schwere Summen Geldes vertheilt, damit der Durchzug durch's Veltlin Herrn Georg verwehrt und dessen Zugrichtung ausgekundschaftet werde. Alle Bemühungen, die der Erzherzog des Durchpasses halber in Chur hatte anstellen lassen, waren deshalb ohne Erfolg geblieben; dagegen hatten die mit Ferrara und Mantua eröffneten Verhandlungen wenigstens zu nicht ganz ungünstigen Ergebnissen geführt. Graf Ludwig von Lodron, Herrn Georg's Schwager, der damit seit October beauftragt war, konnte noch vor dem 10. November berichten, daß der Herzog von Ferrara sich entschieden auf des Kaisers Seite stelle und zu jeglicher Unterstützung des deutschen Heeres willig sei. Ungleich lauer erwies sich der Markgraf von Mantua, dessen Antwort, in jeder Farbe schillernd, den Bau einer durch Herrn Georg verlangten Schiffbrücke bei Borgoforto zwar versprach, doch kräftigerer Unterstützung abgeneigt blieb. So stand es in Italien.

Die nächste Schwierigkeit war nun, den vom Feinde besetzten Gebirgsgürtel zu überschreiten; die zweite, einem Zusammenstoße mit dem liguistischen Heere auszuweichen. Frundsberg war sich bewußt, daß er durch die befestigten Klausen der Venetianer im ersten Anlaufe nicht werde durchdringen, aber durch Belagerung derselben das feindliche Hauptheer herbeilocken können. Er beschloß darum, die Reiterei Oranien's nicht zu erwarten, sondern durch Plötzlichkeit des Aufbruches den Feind zu überraschen und seinen Gebirgsübergang „mit heimlicher Kriegsgeschwindigkeit" an einer Stelle zu bewirken, wo derselbe am schwierigsten ausführbar schien. Um in Freiheit und Schnelligkeit des Handelns nicht beirrt zu sein, mochte er gern auch des Geschützes entrathen, welches Hans Dietl, Zeugmeister aus Breisach, zu Trient vorbereitet hielt. Mangel an Geschütz und Reiterei war freilich ein schwer empfindlicher Nachtheil, aber Frundsberg war nicht gesonnen, den Entsatz Mailands auf dem geraden Wege zu suchen oder zur Schlacht sich zwingen zu lassen, sondern vielmehr die Ebene eilends zu durchziehen, den Po zwischen sich und den Feind zu bringen und längs dem, Reiterangriffen unzugänglichen Hange der Apenninen über Pavia oder durch die gewässerreiche Lomellina gegen Mailand zu rücken, ein Plan, dem jeder Kriegsverständige Anerkennung zollen wird.

Die Maßregeln zur Ausführung desselben können für alle Zeiten

mustergiltig genannt werden. Demonstrationen leiteten sie ein. Sämmtliches Geschütz ward mit großem Eifer in Feldbereitschaft gesetzt; Schiffe, Flöße und Brücken wurden gezimmert, Reisig zu Faschinen gebunden, die Straßen „beritten" und wegsam gemacht, „als wolt er mit Gewalt die Clausen bei Veron oder Caruarer Clausen aufthun, die denn dermassen befestigt waren, daß es nit hett seyn mögen."

Mittags am 12. November rückte Herr Georg „im namen Gottes" mit Hinterlassung von Brücken und Geschütz zu dem vielberufenen Zuge, aus den Thoren von Trient in der Richtung auf Vezzano und lagerte bei Campo, Stenico und Premione. Sein „Veldtmarschalckh", ein Amt, das mit dem Chef des Generalstabes der Gegenwart gleichbedeutend ist, war der in den Judicarien begüterte Graf Anton von Lodron, dessen Ortskenntniß dem Heere zu statten kam. Folgenden Tags durchzog man rasch die Judicarien und nahm bei Condino, Storo und Lodrone Lager.

Mit schlauer Berechnung blieb Herr Georg darin am 14. und 15. liegen. Seine Bewegung war auf Rocca d'Anfo gerichtet. Jedermann, selbst seine vertrautesten Hauptleute waren der Meinung, daß man dies Felsenschloß stürmen und den Durchzug am Lago d'Idro erzwingen wollte. In der That wurde auch im Namen des Feldherrn durch die Lager „umbgeschlagen", daß das Kriegsvolk Schanzkörbe und Faschinen in Menge anzufertigen und sich mit dreitägigem Mundvorrath zu versorgen habe.

Mittlerweile war durch Gerüchte, daß Herr Georg die venetianischen Pässe gewaltsam zu durchbrechen sinne, Gian de Medicis, aus dem Lager von Casaretto aufgeschreckt, mit zahlreicher Reiterei gegen die Eingänge Tirols aufgebrochen, Ihm folgte in die Stellung von Cassano an der Adda Urbino mit den Kerntruppen des liguistischen Heeres.

Die Kunde dieser Bewegungen war in's Lager von Lodrone gelangt. Der Plan, den Frundsberg in Folge dessen entwarf, war den Verhältnissen genau angepaßt. Er war entschlossen, „auf des von Mantua Lannd zuerucken, vnnd ob Jme durch die Vheindt entgegnet, vnnd widerstannd beschehen wolt, sambt seinen Haubtleuten der meynung, mit Jme zueschlagen, Vnnd sein Hayl zu uersuechen, doch würdet er sich Inn khain gefährlichkeit stellen vnd sein vortayl nit vbergeben, sonndern wo Jme die sach ye zue vberlegen sein wurd, so wierdt er sich bey Mondschein davon thuen, Vnnd etwann Inn ein vortayl

(feste Stellung oder Gegend, wo er gegen Reiterei gesichert) ziehen, bis auf vernere gelegenheyt.*)

Früh Morgens am 16. November erfolgte Befehl zum Aufbruch, doch zu allgemeinem Erstaunen nicht auf die Rocca, sondern südwärts nach Baitone, über „ain hoch greulich lang gebürg" auf halsbrecherischem Pfade hart neben Untiefen und Abgründen vorüber. So überstieg er mit unsäglicher Beschwerde den Monte Calvo, die Schlucht von Piombino, „da dann vil personen vnd Roß der schmalen velßigen weg halber verfallen sein"**), endlich auch den Monte Stino, und erschien am Spätabend in dem kleinen Flecken Hano***), den venetianisches Kriegsvolk besetzt hielt, welches jedoch rasch versprengt wurde. Noch staken zwölf Fähnlein im Gebirge, die aber am folgenden Morgen in Hano eintreffen konnten. Frundsberg zog deshalb erst am 18. weiter, klomm neuerdings eine Bergkette hinauf und in das Thal der Chiese herab, wo er auf den Höhen oberhalb Sabbio Lager nahm.

Der Kampf gegen die Natur des Bodens war überstanden, der Kampf gegen die Macht des Gegners folgte demselben nach. In drei Schlachthaufen ging der Zug, von venetianischen Schützen zu Roß und zu Fuß umschwirrt, am 19. nach Gavardo; am 20. an Lonato vorüber auf Castiglione und am 21. nach Volta. Dieser Marsch war ein fortwährendes Gefecht. Leichtes venetianisches Kriegsvolk hatte sich den Haufen „angehennckt" und dieselben durch ihr Feuer ununterbrochen belästigt. Commissarien des Markgrafen empfingen in Volta den deutschen Feldherrn. Ihr Herr zeigte sich „als gut keyserisch", entbot alle Freundschaft und verhieß, „Schiffe, Brücken, Prouiant vnd alle notturfft" nach Borgoforte; man dürfe ferner keiner Gefahr besorgen, „denn der Pabst hab mit dem Keyser fried vnd anstandt gemacht."

Der fürstlichen Versicherung vertrauend, zog Herr Georg, bis gegen Goito mit den Venetianern scharmützelnd, am 22. auf Rivalta

*) Schreiben der erzherz. Commissäre Carl v. Trapp und Franz v. Breisach an die Regierung von Innsbruck, Trient, 18. November 1526.

**) Diarium Herrn Jörgen von Frundsberg in den Tiroler Merkwürdigkeiten und Geschichten. Wien, 1802.

***) Reisner nennt den Ort Aha, das Diarium nennt ihn Aa, Namen, die auf den besten neueren Karten fehlen. Eine Karte dieser Gegend: Descrittione del territorio Bresciano con suoi confini rifatto per me Leone Pallavicino pittore, L'anno 1597, die sich im Kriegsarchiv zu Wien befindet, enthält einen Ort, Namens Hu oder Ha genau an der Stelle des heutigen Hano, der also mit Aha identisch sein dürfte.

und am 23. dem zu einer Landwehr befestigten Seraglio entlang arglos nach Borgoforte. Von einer Brücke jedoch, deren Bau Gonzaga sowohl dem Grafen Ludwig von Lodron als neuerdings dem Feldherrn selbst versprochen, war nichts zu erblicken. Dagegen hatte der Markgraf „viel guts köstlichs Weins, Reinfal, Malvasier, Ostreas, Meerschnecken vnnd Meerspinnen vnd ander seltzame Fisch vnd Speiß“ für das kaiserliche Heer zusammen tragen und demselben unter Tische „mit seinen Drometern fürstliche kurtzweil machen“ lassen. „Die Itali wolten,“ bemerkt Adam Reisner, der diesen merkwürdigen Kriegszug mitgemacht, den „Barbaris das letzte Nachtmal geben, vnd sie dabehalten, daß sie nicht weiter kommen.“

So war es in der That. Der Markgraf Gonzaga, des Kaisers Lehensmann, hatte Freundschaft erheuchelt, um des Kaisers Kriegsvolk zu verderben.

Den Markgrafen von Saluzzo mit französischem und eidgenössischem Kriegsvolk bei Vaprio zurücklassend, war Urbino mittlerweile der Reiterei Gian de Medicis' mit 600 hommes d'armes, 9000 Mann zu Fuß nachgerückt, und stand am 21. bereits in Soncino, Medicis in Montechiaro. Am 23. Abends war ersterer bei Marcaria, dieser bei Curtatone angelangt. Ohne Schiffe und Brücken, zwischen dies Heer, die Sümpfe des Seraglio, den Po und Mincio eingeschlossen, hatte die arglistige Gastfreundschaft Gonzaga's das kaiserliche Heer hinzuhalten und den Liguistischen Frist zu geben gestrebt.

Frundsberg hatte zur Versicherung des rechten Po-Ufers zwar sofort drei Fähnlein auf der vorhandenen Fähre über den Strom setzen lassen und den Markgrafen aufgefordert, die verheißenen Schiffe eilends an den Uebergangspunkt zu schaffen; dieser ließ ihn damit auf den Abend vertrösten. Am Abend erschienen jedoch die Schiffe nicht. Während sich Herr Georg die leckeren Gerichte des Welschen munden ließ, hatte er den Anschlag durchschaut. Nur ein Ausgang war vorhanden: die Minciobrücke bei Governolo. Noch in der Nacht versicherte er sich derselben und folgte in aller Frühe, in Schlachtordnung auf schmalem Dammwege nach. So mochte er etwa drei welsche Meilen fortgerückt sein, als die Reiterei Gian de Medicis', — Khürisser, leichte Pferde und Hakenschützen in Menge von der einen Seite, und der Herzog von Urbino mit 500 Khürissern, 1000 leichten Pferden und 8000 Mann zu Fuß sich von der anderen Seite über

die deutsche Hinterhut stürzten, „das Ich mich — wie Frundsberg in seinem Schreiben vom 28. aus Ostiglia selbst erzählt — zum achtenmale muest wenden, der maynung mit Inen zueschlagen, vnnd als offt Ich mich wandte mit meinem Volckh, zohen Sy zuerück, vnnd allweg wider auf mich. Also das wir denselben tag biß Inn die nacht an einander gehangen, — — hett Ich vier oder fünffhundert pferdt gehabt, So wolt Ich, mit der hilf gots, der khays. Mt. vnd F. Durchl. nit ain klain eer eyngelegt haben, vnnd Ir mügt enndtlich glauben, das ich mein lebenlang, wie wol ich viel darbey gewesen, hefftigeren Abzug nit gesehen hab."

Von diesem gefährlichen aber glücklichen Abzug erschöpft, war das kaiserliche Heer am 25. im gesicherten Besitze der Brücke bei Governolo liegen geblieben. Bald fiel wenigstens ein Sonnenstrahl in die immerhin noch genug trübe Lage desselben. Der Herzog von Ferrara hatte einiges Geschütz, Lebensmittel und 10.000 fl. zu Schiff nach Governolo gesendet. Unverweilt ließ Herr Georg jedem Knechte einen Gulden auf seinen Monatssold reichen und machte auch gar bald Gebrauch von dem Geschütz. Der wilde Giannettino sprengte am Abend zu neuem Angriff auf das unbewehrte Lager von Governolo an. Siegreich zurückgewiesen, hatte eine Falkonetkugel seiner stürmischen Jugend ein frühes Ziel gesetzt und Frundsberg konnte am 26. und 27. November den Po bei Ostiglia überschreiten.

Zwei verschiedene Aufgaben boten sich dem deutschen Feldherrn am rechten Po-Ufer dar: entweder Bologna anzugreifen und nach Wiedereinsetzung der vom Papste vertriebenen Bentivoglio nach Rom zu ziehen, wie Herzog Alphons von Ferrara wünschte, oder aber, dem ursprünglichen Plane gemäß, zu allernächst Mailand zu entsetzen, wie Frundsberg selbst begehrte. Letzteres war unstreitig die Hauptaufgabe, zugleich dringend und mußte für den Ausgang des Feldzuges entscheidend werden. Aber sie war die unvergleichlich schwierigere. Die späte Jahreszeit ließ sich hart und unwirthlich an; das deutsche Kriegsvolk darbte; Knechte und Hauptleute hatten das vor wenigen Tagen empfangene Soldlehen in Bezahlung früherer Schulden an mitziehende Handelsleute verausgabt. Wenn das Heer zum Entsatze Mailands westwärts in vom Kriege ausgesogene Gebiete rücken sollte, so mußten die Mittel weiterer Subsistenz gesichert sein, und Herzog Alphons allein vermochte sie zu schaffen. Herr Georg sandte deshalb gleich nach seinem Stromübergang eine Botschaft nach Ferrara,

damit der Herzog „versehung thet mit bezalung vnd Annderem.“ Seine Entschlüsse waren, wie er am 28. nach Innsbruck berichtete, von der herzoglichen Antwort abhängig; sei dieselbe günstig, „so hab' ich nit not, wo aber nit, so mues Ich vnnd die eerlichen Lewt die Spieß zur hilf nemen vnnd meinen Zug auf den Babst zue für mich nemen“, und weiter: „so uern mir der Herzog von Ferrar nit Hilf thuet, So mues ich weg suechen, mit Schetzung der Stett vnd Flekhen, damit ich gelt aufbring vnnd die Knecht vnnderhalten mög.“

Glücklicherweise hatte Herzog Alphons die Gründe Herrn Georg's gewürdigt und durch neue Darstreckung von 14.000 fl., Proviant und vier Geschützen das deutsche Heer in Stand gesetzt, sich westwärts wenden zu können. Am 1. December war dasselbe gegen Quistello aufgebrochen, wo der Prinz Philibert von Oranien, der sich, als Hakenschütze verkleidet, mit wenigen Begleitern durch die venetianischen Besatzungen hindurch geschlichen, zu Herrn Georg gestoßen war; zog am 2. auf Reggiolo und in den folgenden Tagen, an Guastalla vorüber, den für Reiterangriffe so geeigneten Ebenen der Parmigiana südwärts ausweichend, über Montecchio und Chiarugolo auf den Fuß des Apennins, dessen durchschnittene und waldbedeckte Hänge Schutz gegen feindliches Reitervolk gewährten; überschritt bei Manniano die Parma, bei Felino die Baganza, bei Collecchio den Taro, um endlich über Medesano und Borgo San Donino am 14. December das freundliche Fiorenzuola zu erreichen.

Dieser Zug war unter unglaublichem Ungemach vollführt worden. Geld- und Proviantmangel mit ihrem hohläugigen Gefolge hatten sich den Fersen des Heeres angehängt; kalte Winterregen waren in Strömen gefallen und hatten die schlechten Pfade am Fuß des Gebirges grundlos gemacht. Doch bei allem Elend wußte Herr Georg musterhafte Zucht zu halten und seinen Knechten die Regungen milder Menschlichkeit zu bewahren. Sogar der geschwätzige Geschichtsschreiber dieses Krieges, Francesco Guicciardini, des Papstes Vicar in Parma, giebt, obwohl den Deutschen von Herzen gram, dem Heere Freundsberg's das Zeugniß, daß es sich gegen das Landvolk wohl und freundlich verhalten, und keine anderen Schandthaten begangen habe, als daß es für Kirchenbilder keine Ehrerbietung besaß und, bei aller Ehrfurcht vor dem heiligen Abendmahle, mit den Paramenten Spott trieb. „Diese frischen Deutschen, fügt er hinzu, lebten beständig auf Kosten des Landes und

bezeugten sich freundlich und guter Dinge gegen alle, welche ihrem Lager Lebensmittel zugeführt hatten."

Herr Georg hatte ursprünglich blos vier Tage zu Fiorenzuola rasten wollen; Lebensmittelmangel, herumstreifende päpstliche Reiterei und die Aussicht auf ein ernstliches Gefecht hatten ihn jedoch durch 14 Tage zurückgehalten. Am 29. December brach er gegen Carpaneto auf. Vom Herzog Alphons nachgesandt, war Graf von Gajazzo mit 600 leichten Pferden unterwegs zu ihm gestoßen. Am Neujahrstage 1527 erreichte er über S. Giorgo und Vigolzone das Städtchen Rivergaro, wo er, Piacenza gegenüber, zwischen Rivalta und Grazzano am Fuße der Apenninen Lager nahm.

Seit Herr Georg in die oberitalienische Ebene herabgestiegen, war ihm weder aus Deutschland noch aus Mailand die geringste Nachricht zugekommen. Von deutscher Hilfe abgeschnitten, zog er in Welschland nach einem Ziele umher, das undurchdringliches Dunkel zu verhüllen schien. Unbestimmte und widersprechende Gerüchte waren zu Fiorenzuola in sein Lager gedrungen, wonach Urbino, durch den Einbruch des deutschen Heeres aufgeschreckt, zur Deckung venetianischen Gebietes sich an den Po und die Etsch gezogen, Bourbon also in Mailand sich weiter keines Angriffes zu befahren hätte. Von diesem selbst war aber noch keinerlei Kunde gekommen. Wiederholt gegen Mailand entsendete Botschafter waren verschollen. Mit unbesoldetem Heere seit zwei Monaten dem Hunger und aller Unbill eines regnerischen Winters preisgegeben, von Verrath umlauert, vom Feinde umstellt, weder einen Preis so vieler Anstrengung, noch ein klares Ziel vor Augen sehend, hatte tiefer Unmuth Frundsberg's fröhliches Gemüth erfaßt. Am 13. Januar bat er den König Ferdinand um Zurückberufung. Eine Nachteule, an die uralter Volksglaube unheimliche Vorbedeutungen zu knüpfen pflegt, ließ am Dachfirst seiner Herberge zu Grazzano ihren Ruf allabendlich vernehmen. Der alternde Feldherr war unter solcher Herabstimmung gar sehr geneigt, darin das Vorzeichen künftigen Unglücks zu erkennen. Seinem Volke gegenüber wußte er jedoch den inneren Gram zu verbergen und zeigte sich fröhlich, voll Gottvertrauen und Zuversicht. Um Weihnacht hatte er einen der gewandtesten seiner Hauptleute nach Mailand gesendet mit dem Entbieten: er sei mit Mühe und Gefahr über hohe Gebirge und tiefe Gewässer gedrungen, zwei Monate in Feindesland in Armuth, Elend und Regen umhergezogen,

habe mit Gottes Hilfe den Feind getrennt und abgetrieben; nun aber liege er verlassen, ohne Nahrung und Kundschaft am Fuße des Gebirges und begehre dringlichen Bescheid von dem kaiserlichen Generalcapitän in Mailand.

Dieser Hauptmann war Mitte Januar in's Lager nach Grazzano zurückgelangt.

Der Stand der Dinge im Mailändischen war nichts weniger als tröstlich. Zwar hatte der Feind schon seit Anfang November das Lager von Casaretto verlassen und dem kaiserlichen Generalcapitän die Wege zur Vereinigung mit dem deutschen Heere geöffnet; aber Noth und Geldmangel fesselten ihn nun mit stärkerer Gewalt an die jammererfüllte Stadt, als es das Heer Urbino's jemals gethan hatte. Auf großartige Schläge für den kommenden Feldzug sinnend, war Bourbon nur bedacht gewesen, eine gewaltige Kriegsmacht auf die Beine zu bringen. Ueber 30.000 Mann Spanier, Deutsche, Niederländer, Basken und Italiener waren bei Mailand versammelt. Aber verschieden durch Sprache, Sitten, Glauben, Vergangenheit und Alles, was Menschen an Menschen knüpft, war die Befehligung eines solchen Heeres eine Aufgabe, an deren Behandlung sogar die Gewandheit dieses gewandtesten unter den kaiserlichen Befehlshabern zu Schanden ward. Alle Geldzuschüsse, die seit dem Herbste aus Spanien gekommen, waren von den Werbungen verschlungen worden. Die alte Besatzung Mailands war seit fünf Monaten nicht bezahlt. Die spanischen Knechte meuterten und wollten vor Begleichung der Rückstände aus der unglücklichen Stadt nicht weichen. Das lange Elend hatte endlich alle Bande des Gehorsams gelöst. Spanische Knechte brachen in Häuser und Kirchen ein, überfielen auf offener Straße und hellem Tage wehrlose Bürger und drohten das Oberst zu Unterst zu kehren, wenn man sie nicht bezahle. So unerhörte Nothlage hatte Bourbon's Thatendrang gelähmt und ihn zu unerhörter Härte gegen die Bevölkerung gezwungen. Unter unsäglichem Jammer wurde endlich so viel zusammengerafft, um wenigstens die ungestümsten Meuterer zum Abzug nach Pavia zu bewegen. Nur das deutsche Kriegsvolk unter Caspar Frundsberg hatte sich als eine ungleich willigere und gelehrigere Truppe gezeigt.

So war es Mitte Januar in Mailand gestanden. Bourbon glaubte im Stande zu sein, in wenig Tagen abrücken zu können, und bat nun behufs Feststellung eines gemeinschaftlichen Planes Herrn Georg um eine Zusammenkunft in S. Giovanni de Castello, zwei

Meilen unterhalb Rivergaro — eine Zumuthung, welche der Letztere aus Rücksicht auf sein unbezahltes Kriegsvolk ablehnen mußte. „Aber Her Jörg", schreibt Hauptmann Wittenbach, der gerade damals bei Frundsberg gewesen, „wolt nit von knechten, den Er zu inen geschworen hatt, nit von inen zu weichen, bis Sy bezallt sind; ist man inen 9 gulden schuldig gewest, und jetzt aber merer. Er ist imer frölich, drauwt, Gott werd im zu hilff kommen; die knecht Sind fast wol mit im zufrieden, leiden sich warlich genung. Er ritt auch vnder inen vm wie ein Held vnd ist allweg der förderisthe beim hauffen, Gott geb, welcher hauff vor zeuch; im ist auch noch auff dieselb zeitt von keinem menschen aus teutschland kein schreiben, noch müntlich kommen, dan ich gewohnlichen bei im gewest, hatt in Ser verwundrett." Unter dem Drucke der unbehaglichen Stimmung, die bei solchen Verhältnissen nur zu natürlich war, schrieb Herr Georg am 24. Januar nach Innsbruck: „Also thue Ich euch further zu wissen, daz Ich bisher noch nie zum herzogen von Burbon komen bin vnd wart noch teglich seiner Zuekunft. Vnd was mir bis her schriftlicher vnnd sonnst allenthalb zugesagt vnd zu entpotten worden, da find Ich allemal das widerspiel vnnd als fast Ich hab sollen eylen, als fast wurde Ich yetzo aufgetzogen. Vnnd lig also mit den knechten zwey monat in des Babsten Lanndt, noch nichts ausgericht, beschwer mich des großen vncosten, so darauf geet, vnnd doch verhindert wurd, vil auszerichten, das wol auszurichten were, vnnd daz der feder nit zuuertrauen ist. Daraus vermut Ich aintweder grosse verretterey oder das fried werde mit dem Babst."

In den letzten Tagen des Januars war Bourbon endlich in Stand gesetzt, die meuternden Spanier einigermaßen zu befriedigen und, Leyva mit Caspar Frundsberg und 10.000 Mann zur Deckung Mailands zurücklassend, mit 20.000 Mann über den Po zu gehen. Am 7. Februar wurde die Vereinigung in Pontenuro bewirkt.

Eine solche Kriegsmacht, 32.000 Mann zu Fuß nebst zahlreicher Reiterei hatte Carl V. noch nicht in Italien gehabt. Enschlossen, einen günstigen Frieden zu ersiegen, hatten beide Feldherren zunächst keinen anderen Plan, als sich vor Allem jene Summen zu verschaffen, welche die Bezahlung der ungeheuren Soldrückstände gebieterisch heischte.

Das Heer der Liga lag unthätig am Po, — die französische Bundeshilfe im Gebiete von Parma, Urbino mit der Hauptmacht bei Casalmaggiore, bereit, den Strom zu überschreiten und den Weg von Bologna zu versperren.

Der Kriegsrath, den die Feldherren mit ihren Hauptleuten auf offenem Felde gehalten, hatte zu keinem bestimmten Plane geführt; man war nur im Allgemeinen übereingekommen, sich auf Kosten des Papstes Sold und Nahrung zu verschaffen und, während Piacenza vorläufig belagert wurde, den Herzog von Ferrara um nachhaltigere Geldhilfe anzugehen. Herzog Alphons jedoch, der den Geldbedrängnissen der Kaiserlichen wiederholt gesteuert und neuer Forderungen sich um so sicherer gewärtig halten mußte, je länger sich diese in Oberitalien hielten, erhob Bedenken gegen den mit Belagerung fester Punkte verbundenen Zeitverlust und rieth unverholen, dem Feinde unmittelbar an das Leben zu gehen und denselben in Rom selbst aufzusuchen.

Dieser Rath war in der That der einzige, den mit verhängnißreicher Schlußfolge die Nothlage des Heeres verlangte. Seit dem Abrücken aus Deutschland hatten die Knechte Frundsberg's blos drei Gulden auf ihren Sold empfangen. Im Februar war man denselben bereits ungeheure Summen schuldig. Die Bürgschaft eines ehrlichen Feldherrn und Aussicht auf unermeßliche Beute hatten sie allein noch zusammengehalten. Die Erwartung, daß ein Zug nach der Tiberstadt, wie er schon im Herbste am Werbtische als beschlossen galt, eines Tages für alles Elend überschwänglich entlohnen würde, war im Hintergrunde des Hoffens jedes Einzelnen gelegen. Kein anderer Sieg hatte sich der erwärmten Phantasie des Landsknechts in herrlicherem Lichte dargestellt, keiner gleich unschätzbare Beute versprochen, als die Eroberung von Rom. Diese Aussicht war sein Lieblingsgedanke geworden; sie hatte ihm Bilder einer arbeitsfreien Zukunft vorgegaukelt und über den Jammer hinübergehoben, mit welchem der Augenblick peitschte. Knechte und Hauptleute waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Papst der wahre Urheber dieses Krieges und der hauptsächlichste Verkümmerer des Sieges von Pavia sei. Durch fanatische Lutheraner gestachelt, brannte Jedermann von Begierde, den um seinen Sieg betrogenen Kaiser an dem Anfacher des Krieges zu rächen. Noch schlimmer stand es um das Heer Bourbon's. Keiner dieser Feldherren hatte die Freiheit, einen anderen Entschluß zu fassen. Sie waren außer Stand, ihr Kriegsvolk zu bezahlen. Die Schreckensscenen, die vor einem Monat die Straßen Mailands mit Blut und Jammer erfüllt, würden sich über weiten Gebieten Italiens wiederholen, oder es würde sich das Kriegsvolk nach Herren umsehen müssen, reich genug, dasselbe regelmäßiger zu bezahlen. Italien, Mailand und Neapel

hätten für den Kaiser verloren gehen können. Mit unerbittlicher Nothwendigkeit hatte sie der Geldmangel gegen Rom getrieben. „Es ist weder der Herzog von Bourbon", schreibt Adam Reisner, „noch die andern gern auff Rom zogen. Aber die not, daß sie Besoldung beym Anfaher deß Kriegß müssen suchen, hat sie gezwungen vnd gedrungen; der von Frundsberg wer lieber heimgezogen, hett man sein hauffen wöllen bezalen."

Die Stimmung des Heeres, die mit dem Besitze Roms den Inhalt alles Hoffens verknüpfte, war schon viel zu selbstständig geworden, um von den Feldherren sich meistern zu lassen. Sie flammte in wilden Ausbrüchen jedesmal auf, so oft ein Hinderniß, ein unerwünschter Verschub sich zwischen das Heer und dessen heißbegehrtes Ziel legen zu wollen schien. Noch als Bourbon Miene machte, Piacenza zu belagern, hatte die spanische Ungeduld sich in blutiger Meuterei entladen. Nur das kaum verhüllte Versprechen, auf Rom losrücken zu wollen, konnte die erregten Gemüther beruhigen. Er sehe sich außer Stande, so sprach Bourbon zu den Meuterern, dem Kriegsvolk Sold regelmäßig zu zahlen; dafür aber wolle er dasselbe in eine Gegend führen, wo es für alle bestandenen Gefahren, reiche Entschädigung finden würde, — und diese trotzigen Gesellen schwuren, dem Feldherrn die Hand küßend, dessen Führerschaft auch in die Hölle zu folgen.

Als jener Entschluß ruchbar geworden, fiel Graf Gajazzo mit den leichten Pferden vom kaiserlichen Heere ab und schlug sich auf Seiten des Papstes.

Am 22. Februar verließ dasselbe das Gebiet von Piacenza. Gar langsam nur war der Vormarsch möglich. Das Land war verödet, Weiler und Flecken verlassen, die Städte verschlossen und die Wege schlecht. Hungernd, Schuhe, Wams und Schaube in Stücken und von Nässe und Kälte zitternd, zog das Heer um Parma herum auf Modena zu und langte am 8. März in Castello S. Giovanni in der Nähe von Bologna an. Einem zwecklosen und zugleich merkwürdigen Kriegsplane nachgehend, war der Herzog von Urbino in der Entfernung weniger Meilen dem kaiserlichen Heerzuge gefolgt, während der Markgraf von Saluzzo mit den Franzosen vor demselben wich und nun in Bologna stand. Bourbon ließ freien Durchzug und Zehrung in Bologna verlangen: er ziehe nach Neapel. Saluzzo wies das Begehren ab und man schlug sich nun, das Land verwüstend, durch mehrere Tage in erbitterten Scharmützeln vor Bologna.

Während dieser Gefechte waren am 13. März dunkle und unverbürgte Gerüchte in's Heerlager gelangt, über einen Friedensschluß, welcher seit Neuestem zwischen Papst und Kaiser zu Stande gekommen sein sollte. In der That waren diese Gerüchte der Schatten, welchen ein vom Vicekönig Lannoy doch erst am 15. und 16. März zu Rom abgeschlossener Separatvertrag vorausgeworfen. Clemens VII. hatte sich von seinen Bundesgenossen abgesondert, achtmonatlichen Waffenstillstand verlangt und sich zur Zahlung von 60.000 Ducaten an das kaiserliche Kriegsvolk verpflichtet, wogegen sich letzteres in die Lombardei zurückzuziehen hatte. Cäsar Fieramosca war als Abgesandter Lannoy's, der Barfüßer-General als Abgesandter des Papstes am 13. März in's Lager von Castell S. Giovanni gekommen, um Bourbon von dem Gange der Verhandlungen zu unterrichten und die Fortschritte des Heeres aufzuhalten.

Die Pläne Bourbon's und Hoffnungen des Kriegsvolkes mußten durch einen solcheu Abschluß vernichtet werden. „Der Hertzog von Bourbon kondt vnd wußt diesen Fried vnd Handlung nicht anzunemmen. Es war jm nicht möglich das volckh aus dem Land zu führen; Er war jr nicht mechtig, so war das Gelt vil zu wenig, es kondt die Bezalung nicht erreychen. Wenn er aber hunderttausend Ducaten bewilligt vnd geben, so were es vielleicht angenommen worden."

Mit der Stimmung und dem Bedürfnisse des Heeres bekannt, hielt Bourbon sich überzeugt, daß der Kaiser einen so wenig vortheilhaften Vertrag nimmermehr ratificiren könne und beschloß den Zug auf Rom unbeirrt fortzusetzen.

Doch schon das bloße Gerücht von Frieden war im Verein mit dem Eifer der abmahnenden Gesandten genügend, das Heer in die entsetzlichste Gährung zu bringen. Von Mund zu Mund lief die Kunde von dem hinterrücks geschlossenen Vertrage. Jedermann richtete sich die noch formlose Nachricht nach seinem Geschmacke zu, staffirte sie mit wunderlichen Einzelheiten aus und überlieferte dem Nachbar der Wahrheit verunstaltetes Zerrbild. Lärm erhob sich zuerst unter den Spaniern. Dies sonst so nüchterne, klug verständige, in Gehorsam eingeschulte Kriegsvolk, durch die Schreckensscenen von Mailand an aufregende Auftritte, durch strafloses Meutern an Trotz und Unbändigkeit gewöhnt, wurde von der Flamme des Aufruhrs am raschesten erfaßt. Die ursprünglich unbestimmte Befürchtung steigerte sich mit der wachsenden Erhitzung zu zweifelloser Gewißheit. Man klagte, daß

Bourbon, so lange er des Kriegsvolkes bedürftig gewesen, dasselbe mit Versprechungen hingehalten, um dieses nun, seit der Friede arglistig geschlossen, in seiner Hoffnung auf Beute zu betrügen und an dem redlich verdienten Solde zu verkürzen. Spät Abends noch rottete man sich vor dem Thore in Haufen zusammen. Man begann zu lärmen und zu lästern; einer wurde an dem Eifer des anderen erhitzt, und der fromme und ruhige Kriegsmann von der Leidenschaftlichkeit anderer fortgerissen. Die Luft erscholl von Beschuldigungen, daß der Kriegsmann um Sold und Beute geprellt werde, daß derselbe Prinz, der seinen König und Blutsverwandten schon einmal verrathen, nun auch des Kaisers ehrliches Kriegsvolk verrathen und verkaufen wolle. Je mehr man sich erhitzte und je wilder man durcheinander schrie, je mehr schwoll durch furchtsamere Zuzügler die Masse der Meuterer an, bis endlich das ganze spanische und italienische Lager von einem rasenden Taumel ergriffen schien. Der grimmige Haufe schloß sich in Schlachtordnung zusammen, lud die Haken, schoß Büchsen und Geschütze durcheinander ab und stürmte endlich rasend gegen die Zelte Bourbon's. Solchen Sturmes gewärtig hatte sich dieser unter Schutz der Dunkelheit in die Herberge Herrn Georg's, den er seinen Vater zu nennen pflegte, geflüchtet und sich im Stalle unter Stroh verborgen. Geld! Geld! in entsetzlichem Gesange rufend, war die empörte Soldatesca, dessen Diener tödtend, in die Zelte gestürzt, zerriß, zertrat und vernichtete alles und verlief sich endlich, von Zorn und Toben müde, in ihre Quartiere.

Der Geist der Meuterei kroch jedoch wie ein finsteres höllisches Reptil mittlerweile bis zu den entlegeneren Losamenten. Durch Spanier gestachelt, wurden auch die Deutschen davon erfaßt; doch war es den Hauptleuten, die dem Landsknechte zeigten, daß ihres Feldherrn Eidschwur nie als trügerisch erfunden worden sei und daß ihnen in wenig Tagen Bezahlung werden solle, noch geglückt, zunächst wenigstens den Ausbruch zu beschwören.

Traurig brach, nach einer angstvollen Nacht, der Morgen des 14. März heran. Das spanische Kriegsvolk rottete sich zum Aufbruch zusammen, willens sich einen anderen Herrn zu suchen und in der Liga Besoldung zu treten. Weder Herablassung, noch brüderliche Vertraulichkeit, die Bourbon verschwendete, vermochte die Meuterer zu versöhnen. Auf den Rath Frundsberg's sandte Bourbon den Grafen Ludwig von Lodron auf Ferrara, der Herzog möge des Kaisers Heer

in solcher Noth nicht verlassen und demselben gegen Verpfändung von vier lombardischen Städten „ein ziemlich Geld fürstrecken.“ Herzog Alphons schlug die Bitte ab.

Als diese Hoffnung zerronnen war, beschloß Frundsberg sein persönliches Ansehen, die Liebe, die der Landsknecht stets zu ihm getragen und noch nie verleugnet, als letztes Mittel zur Stillung der Meuterei in die Wagschale zu werfen. Er ließ am 16. März zur Versammlung der Landsknechtsgemeine umschlagen, trat mit dem Prinzen Philibert von Oranien, seinem Sohne Melchior und den vertrautesten seiner Hauptleute in den Ring und sprach mit mildem Ernste:

„Jr lieben Sön vnd Brüder! Auff euwr Klag haben die Hauptleute vnd ich mit dem Hertzog von Bourbon, Keyserlichem Statthalter, gehandelt. Darauff haben wir beim Hertzog von Ferrar auffs höchst vm Fürstreckung angehalten. Es kan aber jetztmals nichts erlangt werden. Weil ich nun euwer aller ehrlich gemüt in aller not vnd widerwärtigkeit bißher allezeit willig befunden, hoff ich, jr werdet auch jetzt euch von dieser ungestümen Embörung abwenden lassen, vnd vns alle vor Schand vnd Schaden verhüeten. Jr wissend, daß jr euch mit mir vor wenig tagen einhellig beschlossen vnd bewilligt, keiner vom andern zu weichen, bey einander zu genesen vnd zu sterben, biß wir bezahlt vnd zufrieden gestellt werden. Das wöllet bedenken. Habt jr auch so lang gelitten, so wöllet noch eine kleine Zeit gedult tragen, euch niemals verhetzen noch in vnglück führen lassen. Wir sind doch auff dem weg, daß wir des Keysers feind, den Anfaher dieses Kriegß, suchen vnd zu Rom unsere Besoldung holen, Ehr vnd Gut erlangen wollen. Man kann sonst dieser Zeit kein Gelt erheben; der Keyser ist zu weit. Vber das, so wöllen sich der Hertzog von Bourbon vnd der Printz von Orangi hie entgegen, sammpt mir vnd allen Haubtleuten verpflichten vnd verbinden, daß jr in Monatsfrist vmb alle außstehende Besoldung sollt bezalt vnd entricht werden, vnd mittlerweil, was wir und alle Haubtleut bekommen, das soll euch allen gemeyn sein. Wir wollen euch alles darstrecken vnd, welcher hat, dem andern wie getreuwe Brüder mittheilen. Dargegen solt jr, liebe Söne vnd Brüder, bedenken, wie es vns ergehen würd, wenn wir vns spalten, vneinig vnd nicht bestendig beyeinander bleiben würden. Wir sind allenthalben mit starken Feinden umgeben; denen wir in die Händ vnd keiner daruon kommen. Wo wir aber brüderlich bey einander bestehen, so haben wir gewissen Sieg von Gott zu verhoffen.“

Mild und ernst, mit der heftigsten, obwohl verhaltenen Bewegung waren diese Worte gesprochen worden. Die Sprache des Feldherrn hätte, wie Reisner bemerkt, Steine rühren mögen. Allein das Herz des Landsknechts war seit wenig Stunden härter geworden als der Stein. Die sanfte Gewalt der eindringlichsten Vorstellung prallte daran ohne Wirkung ab. Es liegt etwas Elementares in dem erhitzten Willen versammelter Massen, das, wie die Gewalt eines Orkans, des Jammers spottet, den es blindlings schlägt. Der Landsknechte lieber Vater wurde von seinen Söhnen verleugnet. „Geld! Geld!" brüllte ihm der für Vernunftgründe taub gewordene Haufe entgegen; „Geld! Geld!" scholl es erbarmungslos aus dem geschlossenen Ringe heraus. Die Knechte senkten die Spieße, als ob sie ihren Feldherrn niederstoßen wollen. Das war zu viel. Schmerz und heiliger Zorn überwältigten endlich die Riesenkraft dieser gewaltigen Natur. Nochmals hob Herr Georg die Hände auf, als ob er bittend sprechen wollte; dicke Thränen drängten sich aus seinen Augen, rannen langsam über die Wangen herab, heftig zitternd bewegten sich die Lippen, aber es kam kein Laut darüber und lautlos sank er zu Boden. Die bestürzten Hauptleute hoben den seiner Sinne beraubten Feldherrn auf; ein Trommler brachte seine Trommel herbei. Man setzte Herrn Georg darauf; ihm war die Sprache verfallen. Der Undank seiner Knechte hatte wie ein Blitzschlag sein Herz getroffen. „Weßhalben habt ihr eurem Vater solches Herzeleid gethan?" schrien die Hauptleute in den bestürzten Ring hinein, der plötzlich verstummend, beschämt, zitternd und betäubt auseinanderstob, „als stünde das Brandmal des Vatermords an seiner Stirne." Die Landsknechte schrien nicht länger um Geld, sondern kannten kein größeres Verlangen als von dem Ort hinwegzuziehen, an dem sie ihren großen Feldherrn getödtet. Sie baten den Herzog von Bourbon, fortan nach Willkür mit ihnen zu schalten, nur möge er an dem Orte des Vorwurfs nicht allzu lange säumen.

Mühsam war Herr Georg nach Hause gebracht worden. Zwar hatte er sich nach alter Gewohnheit mit seinen Hauptleuten noch zu Tische gesetzt; zu sprechen vermochte er nicht. Als er Abends im Kreise dieser letzteren am Kaminfeuer lehnte, überkam ihn heftiges Fieber, das ihm die Besinnung raubte. Erst am 19. März vermochte er die Augen zu öffnen und die Hauptleute wieder zu erkennen. Auch die Sprache war zum Theil wiedergekehrt. „Ist das Volk beisammen?"

war seine erste Frage an Bourbon, den er nun ermahnte, von dem Zuge nimmer abzulassen, „weil es ja doch nicht anders sein könne. Nun seid mir Gott befohlen. Meines ist gethan. Ich kann nicht mehr!“

Conrad von Bemmelberg, sein Locotenent, übernahm die Führung des deutschen Fußvolks. Eine Geldsendung aus Ferrara hatte die Spanier einigermaßen zufriedengestellt und Bourbon brach gegen Rom auf, seinem Verhängnisse entgegen.

Am 22. März ließ sich Herr Georg mit seinem trauernden Gesinde zu Schiffe nach Ferrara bringen. Herzog Alphons schenkte ihm liebreiche Pflege, zuerst in seinem Schlosse, dann im Palaste des Grafen Bevilacqua. Die barbarische Therapie des Zeitalters erschöpfte ihre Schätze an der Krankheit des Feldherrn. Man brannte ihn mit Gold, salbte ihn mit Lebens- und Goldtincturen und badete ihn im Oele, worin ein Fuchs gesotten war. Trotz so grausamer Salbaderei hatte sich die Krankheit nicht verschlimmert; ja er konnte sich mitunter in der Sänfte des Genusses frischer Luft erfreuen und mit Freunden sich zu Tische setzen. An diesen fehlte es in Ferrara nicht. Sein Schwager Ludwig von Lodron und Andrea de Burgo waren in Ferrara mit ihm zurückgeblieben. Aus Welschland heimkehrende Hauptleute sprachen bei ihm vor und brachten Kunde von dem Schicksale des deutschen Haufens, oder kostbaren Beutepfennig, den nach Erstürmung Roms die Landsknechte ihrem kranken Feldherrn gespendet. Aber die riesige Gestalt Herrn Georg's war zu einer traurigen Ruine geworden. Langsam ging zwar Anfangs die Gesundheit, aber unaufhaltsam zurück, und schwerer Kummer beschleunigte später ihren völligen Verfall. Das Unglück der kaiserlichen Waffen war ihm sehr zu Herzen gegangen; sein Sohn Caspar wurde vom Feinde in Mailand bedrängt; sein Sohn Melchior war in Rom gestorben; Herzog Alphons war vom Kaiser abgefallen und hatte sich dessen Gegnern zugesellt. Seine eigenen häuslichen Verhältnisse waren durch die Schulden zerrüttet, mit denen er im treuen Dienste des Kaisers sein Besitzthum belastet. Zu Neujahr 1527 hätte, dem aufgerichteten Vertrage gemäß, König Ferdinand Frundsberg's verpfändetes Silbergeschirr und Liegenschaften auslösen sollen. Der Fürst hatte es verabsäumt. Der kranke Feldherr, sowie dessen Hausfrau wurden von den Pfandinhabern und Gläubigern unaufhörlich bedrängt. Man kann nicht ohne Rührung das Schreiben lesen, das Frundsberg aus Ferrara an seinen Dienst-

herrn richtete.*) Die leise Klage über den häßlichen Undank, die zwar milde, doch unverkennbar in jeder Zeile anklingt, verleugnet nirgends den Adel des vornehmen Herzens, aus welchem sie geflossen war.

Seit dem Herbste hatte ihm mannichfacher Kummer den nothgedrungenen Genuß der herzoglichen Gastfreundschaft verleidet. Wiederholt hatte er den König Ferdinand um Erwirkung freien Geleites durch das Gebiet der Republik Venedig gebeten; wiederholt hatte die letztere des Königs Bitte abgeschlagen. Als endlich im Frühjahr 1528 ein kaiserliches Entsatzheer aus den Klausen Tirols hervorbrach, ließ sich Herr Georg nächtlicher Weile zu Schiff tragen und fuhr mit Andrea del Burgo über Ostiglia nach Mantua und Peschiera in's Lager der Deutschen, deren Zuge er in der Sänfte noch bis Lodi folgte. Im Sommer aber unter Einwirkung der italienischen Hitze waren die letzten Reste seiner körperlichen Kraft zusammengedorrt. Rasch mußte er aus dem Lande, wo ihm „der Lufft seines Vaterlands" mangelte, durch Graubündten nach Deutschland. Am 12. August traf er im Geleite seines Sohnes Caspar auf Mindelheim ein und starb acht Tage später in der Nacht zum 20. August im Schoße der Seinigen.

Er wurde in der Pfarrkirche zu Mindelheim begraben. Dort wurde ihm von seinem Enkel ein Denkmal gesetzt.

Frundsberg ist unstreitig der bedeutendste in der Reihe ausgezeichneter Heerführer, die Deutschland bis zum dreißigjährigen Kriege geboren hat. Ihm gebührt ein großartiger Antheil an dem Waffenglücke des Hauses Oesterreich in Italien. Er ließ Niemand seines Gleichen zurück. Zwar blieben dem Kaiser Carl und König Ferdinand noch manche kluge Köpfe, beredte Zungen, tapfere, gewandte und ehrliche Kriegsleute, die den Krieg gründlich verstanden und sich den störrischen Landsknecht zu unterwerfen wußten. Aber in Frundsberg allein hatten sich alle die Fähigkeiten vereinigt, welche in jenen Zeitläuften erfordert wurden, um mit deutschem Kriegsvolk Großes zu vollbringen. Die glanzvollste Siegesepoche Carl's V. hatte deshalb mit Frundsberg's Tode geendet. Schon im Feldzuge von 1528 war es zu Tage getreten, wie groß der Verlust sei, den das Haus Oesterreich mit seinem Tode erlitten. Im Frühjahre hatte der Herzog von Braunschweig-Lüneburg ein zahlreiches Heer nach Italien geführt,

*) Ist bei Reisner und Barthold zu finden.

aber im Sommer, ohne eine einzige Stadt erobert oder ein einziges siegreiches Gefecht bestanden zu haben, dasselbe sich verlaufen gesehen.

Unzweifelhaft muß die im Geiste des deutschen Heerwesens vollbrachte Umwälzung als der größte Anspruchstitel Frundsberg's auf bleibenden Nachruhm angesehen werden. Der Zustand, in welchem er die verkommende Schöpfung Kaiser Maximilian's übernommen, hatte mit dem Zustande, in welchem er dieselbe hinterlassen, kaum etwas anderes gemein als jene Gebrechen, die dem Princip des Söldnerwesens als solchem anhafteten und von dem Geiste des Zeitalters gleichsam getragen wurden. Unter Carl V. war die Besoldungsfrage wenn möglich noch zweifelhafter als unter Maximilian. Die Hebung des deutschen Kriegswesens erscheint darum als Frundsberg's persönliches Werk. Er hatte den neugeschaffenen Körper mit neuem Geiste ausgestattet, das unfertige Werk zu jener Vollendung geführt, deren es überhaupt empfänglich war, und den charakteristischen Stempel als politisches Instrument demselben auf die Stirne gedrückt. Er hatte den tiefgesunkenen deutschen Soldknecht aus seiner Entwürdigung emporgezogen, ihm das Gefühl seines Vaterlandes wiedergegeben und ihn stolz auf seinen deutschen Namen gemacht. Alle folgenden deutschen Heerführer stehen mit der Verdienstlichkeit der schönsten ihrer Thaten gleichsam auf seinen Schultern, weil sie entweder aus der durch ihn begründeten Kriegsschule hervorgegangen sind, oder mit einem durch ihn geschulten Heere gesiegt haben. Unter ihm hat das Institut des Landsknechtswesens den Höhepunkt seiner Tüchtigkeit, Kriegstugend und seines Ruhmes erreicht. Niemals waren deutsche Heere des Sieges gewisser gewesen als zu seiner Zeit, und niemals wieder hatte eine größere Zahl der stolzesten Namen Deutschlands unter den Landsknechten gedient. Die Epoche Frundsberg's erschien dem deutschen Söldner bis tief in das 17. Jahrhundert hinein als das goldene Zeitalter seiner kriegerischen Zunft. Durch drei Geschlechtsfolgen hindurch hat er sie und Herrn Georg, als des Landsknechts lieben Vater, in den stolzesten seiner Lieder gefeiert. Luther, die hohe Bedeutung des Feldherrn erkennend, hat ihn den „Wunderhelden" beigezählt, „um welcher willen Gott ein ganzes Land segnet." Bis zum dreißigjährigen Kriege hat Niemand eine schrankenlosere Gewalt über den Landsknecht geübt. Welcher Heerführer hätte es, wie Frundsberg bei Pavia, wagen dürfen, im Kampfe sich des Hasses als eines treibenden Elementes zu bedienen, um dessen Ergusse Schranken zu

setzen, als vollste Sättigung winkte? Welchem Heerführer hätte der habgierige Landsknecht einen übereilt gegebenen Schwur, der ihn um unschätzbare Beute bringen mußte, mit solcher Gewissenhaftigkeit gehalten und mit so viel Gleichmuth dreingesehen, als sich die Besatzung Pavia's mit den Schätzen des feindlichen Lagers belud, welche sie doch selbst erobert?

So lückenhaft der Stoff ist, den die Gegenwart zur Feststellung ihres Urtheils über diese Heldengestalt besitzt, so ist er doch genügend, um Frundsberg unter den Feldherren seines Zeitalters auch von einem anderen Standpunkt eine der ersten Stellen zu sichern. Dreimal hatte er für den Kaiser Heere aufgebracht und dreimal dadurch der schwankenden Entscheidung den Ausschlag gegeben. Dreimal hatte er dieselben selbstständig befehligt, doch jedesmal nur bis zum Vorabend dieser Entscheidung. Die Bereitwilligkeit, mit welcher er jedes Mal auf die zweite Stelle herunter stieg und seine Ueberzeugung unter fremde Einsicht zu beugen pflegte, war nur der charakteristische Ausdruck jener höheren Einsicht, die mit Selbstverläugnung nur der Sache zu dienen begehrt und nicht sich selber. Wenn die ersten seiner Feldzüge einen Zweifel hätten zurücklassen können, ob er die seltene Vereinigung jener Eigenschaften besitze, die erfordert werden, um auch an ersten Stellen zu glänzen, so haben die letzten seiner Kriegszüge diesem Zweifel jeden Boden genommen. Seit 1522 hatte jeder Krieg seine außerordentliche Feldherrnbegabung in bestimmterem Umriß auf die Oberfläche der Handlung gebracht. Selbst die Gegenwart mit dem viel umfänglicheren Maßstabe, den sie an die Virtuosität des kriegerischen Handelns legt, würde ihm einen Platz unter den großen Heerführern nicht versagen können.

Frundsberg hat — man kann es ohne Ueberschwenglichkeit behaupten — die Kriegskunst späterer Jahrhunderte vorahnend geübt. Gar manchen jener Gedanken, die er mit einer erstaunlichen Schnellkraft zu Thaten gemacht, trifft man im Handeln großer neuerer Feldherren wieder. Während der vierten Belagerung von Verona 1516 war das venetianische vom französischen Heere durch die Etsch getrennt, und beide zusammen der Besatzung mehr als dreifach überlegen. Dennoch hatte Frundsberg einen Plan ersonnen, den Feind mit einer weitaus unzureichenden Kraft zu schlagen. Seine Absicht war, die Brücke, welche die feindlichen Lager verband, in kühnem Angriff zu zerstören, das von französischer Unterstützung abgeschnittene Lager der Venetianer anzugreifen und dem Elende Verona's durch die Vorräthe desselben

ein Ende zu machen. Das hilfreichste Mittel dieses Planes war, wie man sieht, Benutzung der Bodenverhältnisse im Verein mit Schnelligkeit zur Herstellung einer relativen Kraftüberlegenheit — eines der wirksamsten Elemente der Napoleonischen Kriegskunst. Frundsberg's Zug auf Mailand im Winter 1522, der den ganzen Feldzug entschied, indem er die Nachtheile beseitigte, denen der strategische Aufmarsch des kaiserlichen Heeres unterlag, zeigt eine Großartigkeit der Auffassung, die man in dem Handeln anderer Feldherren des Zeitalters, Pescara vielleicht ausgenommen, vergeblich suchen würde und erst in neueren Zeiten wiederfindet. Sein ideenreicher Zug von 1526 war unter Verhältnissen ausgeführt, wie sie seitdem in solcher Vereinigung sich niemals wieder zusammengefunden haben dürften. Prinz Eugen von Savoyen hat 1706 jenen berühmten Kriegszug Herrn Georg's unter vergleichsweise klareren Verhältnissen gewissermaßen wiederholt.

Es ist wahr, die Colonna, die Leyva, Bourbon und vor allen Pescara hatten in ihrem Handeln solcher Lichtblitze des Genies auch nicht entbehrt; aber diese Männer waren insgesammt an dem Studium der altgriechischen und altrömischen Meister zu Feldherren emporgewachsen und der ganze vom Alterthum ererbte Ideenreichthum war ihnen zu Gebote gestanden. Sie kannten die Kriegskunst Alexander's des Großen, Epaminondas' schiefe Schlachtordnung, Hannibal's kühne Strategemata, Cäsar's unerreichte Kunst in Benutzung von Zeit und Raum zur Herstellung relativer Ueberlegenheit am entscheidenden Punkte. Dieser Kenntniß hatte Frundsberg ermangelt. Er war nach antikem Vorbilde nicht geschult. Das Studium der classischen Kriegsliteratur war erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland heimisch geworden. Er mußte aus seinem eigenen Innern schöpfen, er mußte erfinden und ersinnen, was Jene alten Vorbildern nur nachgeahmt; er mußte sich über die Verhältnisse schwingen, um ihre Gesammtheit zu erfassen und die gewonnene Erkenntniß schöpferisch zu neuen Anwendungsformen zu gestalten; er mußte Gedanken schaffen, die vor ihm noch Niemand gedacht und Wege betreten, die vor ihm noch Niemand gewandelt. Obzwar in den höheren Wirkungskreis erst in einem Lebensalter gestellt, wo die Erfindungsgabe schon steif zu werden pflegt, gebricht es seinem Handeln dennoch nicht an jenem Schwunge, womit der jugendliche Gaston de Foix und der jugendliche Napoleon ihre Thaten zu beflügeln wußten. Ein größeres Maß war ihm durch seine Temperamentseigenthümlichkeit versagt. Es fehlte

ihm die Gluth einer mächtigen Leidenschaft. In seinem Herzen glühte weder der hochfliegende Ehrgeiz eines Wallenstein, noch der unversöhnliche Haß eines Hannibal, noch der finstere Rachedurst eines Žižka, noch die Geldgier eines Schärtlin oder Basta. Der Reichthum seiner Begabung war so sehr groß, daß sie des steigernden Elementes entrathen konnte, ohne aufzuhören, außerordentlich zu sein. Aber gerade deshalb, gerade nur weil es seiner Brust an einer Alles überragenden, Alles beherrschenden, jede andere Regung verschlingenden Leidenschaft gebrach, hat sich in seinem Wesen jenes Gleichgewicht dauernd erhalten können, das zwischen den Eigenschaften seines Kopfes und den Eigenschaften seines Herzens in so seltener Vollendung bestand. Er hat weich, versöhnlich und milde sein können ohne Schwäche, menschenfreundlich und für fremdes Elend empfindlich ohne Sentimentalität, demüthig und bescheiden ohne Knechtssinn, großmüthig und uneigennützig ohne Prunk. Die persönlichen Antriebe zum Handeln hatten ihre volle Lauterkeit bewahrt, und was ihnen an ursprünglicher Stärke hätte mangeln mögen, aus höheren Beweggründen geschöpft. Das tiefste Bewußtsein von der strengen Gesetzlichkeit seines Thuns und Lassens war deshalb eine unumgängliche Bedingung seiner Kraft und die wahre, die nothwendige Seele seiner That. Daran erhoben, spannten und erwärmten sich alle seine Fähigkeiten. Nur daraus erklärt es sich, daß zu einer Zeit, in welcher des Mittelalters gewaltthätiger und unbotmäßiger Geist die Sickingen und Berlichingen zur Auflehnung gegen die sich befestigende Staatsautorität noch so mächtig stachelte und in Gaufehden und Wegelagerei so viel herrliche deutsche Kraft verdarb, Frundsberg von solcher Anwandlung sich frei erhalten und seinem Leben im Dienste der gesetzlichen Gewalt einen ungleich großartigeren Zuschnitt geben konnte. Nur daraus erklärt es sich endlich, wie der erste der großen Condottieri Deutschlands zu einem so vollendeten Gegensatze des Letzten derselben geworden ist. Weil also kein Antrieb gemeiner Geldgier oder eines ungemessenen Ehrgeizes den Raum überwucherte, auf dem die schöneren und edleren Regungen einer bevorzugten Natur sich zu entfalten pflegen, hatte neben dem vollendeten Feldherrn auch der vollendete Mensch Platz gefunden. Wenig Anekdoten mögen seine Denkungsart schärfer bezeichnen als die Worte, die Frundsberg an Luther richtete, als dieser, durch die Reihen der versammelten Stände sich drängend, auf dem Reichstage zu Worms vor des Kaisers Thron zu treten im Begriff war. „Mönchlein, Mönchlein", sagte der

Ritter, dem Doctor auf die Schulter klopfend, „du gehest einen Gang, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unsern allerschwersten Schlachten nicht gethan; bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, Gott wird dich nicht verlassen!"

Je mehr man sich von der niedrigen Gesinnung eines Zeitalters abgestoßen fühlt, welches, ohne Rücksicht auf angeborne unveräußerliche Pflichten, Glauben, Ehre, Treue, Gut und Blut dem Meistbietenden feilbot, um so achtungswerther wird man die stolze Liebe finden müssen, die Frundsberg für sein gesunkenes Vaterland besaß. Die peinlichen Pflichten, das Heer zu werben, zu organisiren, mit Zucht und Geist auszustatten, hatte er bereitwillig auf sich genommen und mit Niemandem getheilt. Sobald es jedoch dazu gekommen war, die Frucht des außerhalb des Schlachtfeldes unter Noth und Elend gehegten und gepflegten Samens auf dem Schlachtfelde selbst zu ernten, da mußte er stets von der ersten Stelle heruntersteigen und sich damit bescheiden, blos ein Rad des großen Triebwerkes zu bleiben, das er bis dahin selbst in Bewegung erhalten hatte. Nur die Mühe war ganz sein Eigen, den Ruhm derselben mußte er mit gar viel Anderen theilen und sich mit jenem Antheil begnügen, den fremde Scheelsucht nimmermehr verkümmern mochte. An der Bicocca und bei Pavia gebührte ihm der Löwenantheil am Erfolge, aber seine Mitfeldherren nahmen sich denselben am Danke und kaiserlicher Gnade. Der Undank hatte ihn tief geschmerzt, aber er hat zu groß gedacht, um die Ungerechtigkeit des Fürsten sein Vaterland entgelten zu lassen. Die Danklosigkeit Jener, die ihre Triumphe seiner Sieghaftigkeit schuldeten, war fremdländischen Fürsten ruchbar geworden. Wiederholt wurden ihm von Frankreich, Venedig und Sforza die glänzendsten Anerbieten gemacht. Doch stolz die fremde Lockung verschmähend, hat er seinen siegreichen Arm dem undankbaren Vaterlande bewahrt. Die einzige Rache, die er nahm, war, daß er nach der Schlacht von Pavia ein Liedchen dichtete und seinen Tischgenossen vorsingen ließ:

Mein fleiß vnd müh
ich nie hab gespart
vnd allezeit gwart
dem Herren mein
zum besten sein,
mich gschickt hab dreyn:
gnad, gunst verhofft;
dochs gmüt zu Hof verkert sich offt.

Wer sich zukaufft,
der laufft weit vor
vnd kümpt embor:
doch wer lang Zeit
nach Ehren streyt,
muß dannen weit;
das thut mir ant,
mein treuwer dienst bleybt vnerkannt.

Kein Dank noch Lohn,
davon ich bring,
man wigt mich ring!
Vnd ist mein gar
vergessen zwar;
Groß not vnd gfar
ich bestanden han,
was Freud soll ich haben dran?

Hauptsächlich wohl nur wegen jenes Abhandenseins aller gemeinen Antriebe, wie sie die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen beschmutzt, hat man Frundsberg den Beinamen eines deutschen Bayard gegeben und den hochsinnigen Feldherrn damit insbesondere zu ehren gemeint. Ohne Zweifel hatten beide Männer vieles miteinander gemein. Sie waren nicht nur Zeit-, sondern auch Altersgenossen; nur ein Jahr betrug ihr Altersunterschied. Beide waren ihrem Berufe, wie ihrem Vaterlande mit begeisterter Liebe zugethan und Beide hatten nur im vaterländischen Dienst ihrem Namen Berühmtheit verschafft. Beide besaßen die seltenen Eigenschaften starker und zugleich großer und guter Herzen. Beide übten Mäßigung im Glücke, rauhen Stolz im Unglücke. Beide hatten Gefühl für die Leiden des Volkes. Jeder hatte zuerst seine Person eingesetzt, bevor er die gleiche Zumuthung an Andere erhob; jeder hat die Makellosigkeit seines Namens und die Treue seines männlichen Wortes über Alles hochgehalten. In Beiden hatte sich der sittliche Adel ihrer Nationen in tadelloser Reinheit verkörpert. Und dennoch ist Frundsberg in jeder anderen Beziehung weit über jener Reihe ausgezeichneter Männer gestanden, als deren eigenthümlichstes Prototyp Bayard genannt zu werden pflegt. Abgesehen von der durch das nationale Herkommen bedingten Verschiedenheit, lag der bezeichnende Unterschied nicht so sehr in der Natur ihrer Begabung, ja nicht einmal in der ursprünglichen Anlage ihres Charakters, als vielmehr in der Entwickelung, welche der nah' verwandte Keim in einer

verschiedenen Atmosphäre gleichsam unter verschiedenen klimatischen Verhältnissen genommen hatte.

An der Neige zweier verschiedener Zeiten geboren, hatte der Eine die Luft der entschwindenden, der Andere die der kommenden Zeiten geathmet. Bayard war an Höfen und in der wahren Pflanzschule mittelalterlichen Ritterthums, den Gensdarmerie-Compagnien, zum Manne gereift; Frundsberg war es in der stillen Einsamkeit einer abgelegenen Burg in Schwaben, als der wahren Heimath des Landsknechts, der durchaus als ein Geschöpf der neueren Zeit anzusehen ist. Die ritterliche Erziehung und vornehm stolze Umgebung hatte die reiche Phantasie Bayard's in weit höherem Grade erhitzt, als seinen Verstand entfaltet; bei Frundsberg hat eine unbefangene geistige Entwickelung eine von Haus aus schwerfälligere Phantasie noch mehr gelähmt. In jedem von ihnen war deshalb die gleiche Kraftfülle in anderen Knospen aufgebrochen und auf andere Weise in Erscheinung getreten. Bei Jenem lag der Geist mehr in den Banden von Gemüthserregungen, bei Diesem stand das Gefühl mehr unter der Herrschaft des Geistes und in steter Harmonie mit dem Gedanken. Was bei dem Ersteren sich als geistvolle Anmuth und heitere Ritterlichkeit zeigte, ward in der Natur des Anderen zu echt deutscher Innigkeit und frischem, fröhlichem, leutseligem Wesen. Die dem Feudalstaate zu Grunde liegenden Vorstellungen von persönlicher Treue und Hingebung, von denen sich Italien zuerst losgerissen und welche die Brust Bayard's mit heiliger Gluth erfüllt, hatten nicht minder auch die Seele Frundsberg's genährt. Aber während sie bei Jenem das Auge des Verstandes umdunkelt und ihn endlich in Widerstreit mit der neuen Richtung der Zeit gesetzt, hatten sie Diesen befähigt, in den Geist des sich allenthalben verjüngenden Zeitalters einzugehen. Von daher kam es denn, daß jeder der Beiden aus seiner verwandten Begabung Anderes machte. Bayard schlug daraus eine Menge glänzender und klingender, aber nur kleiner Münzen; Frundsberg hatte sein Pfund in eine mindere Anzahl großer, aber vollgewichtiger Stücke umgeprägt. Jener hob sich am vortheilhaftesten aus einem engeren Kreise, von einem kleineren Hintergrunde heraus; er mußte mit seiner Lanze auf seinem Schlachtrosse aus der Masse hervortreten, um sichtbar werden zu können; Frundsberg dagegen war in der Menge Nichts, in kleinen Verhältnissen Wenig und bedurfte eines großartigeren Rahmens, seine Fähigkeit darin zu entfalten.

Der Durst nach Auszeichnung und Ehre, der Bayard verzehrte, trug bei allem Adel seines Antriebes mitunter ein erstaunlich krankhaftes und kleinliches Gepräge, daß er bis auf's Haar reinblütigster Eitelkeit ähnlich sah. Wenn sich bei Frundsberg überhaupt von einer Gemüthsrichtung sprechen läßt, die man als Ehrgeiz deuten könnte, so war sie von gröberem, aber zugleich größerem und gediegenerem Gefüge. Frundsberg ist eines der seltenen Beispiele eines bedeutenden Feldherrn, der den Ruhm der Größe weder suchte noch mied und ihn blos deshalb fand, weil er auf dem geraden Wege der Pflicht lag. Bayard jagte dem Ruhme nach, allerdings nur durch alle erlaubten Mittel und auf allen ehrenvollen Wegen. Der Drang, Erstaunen zu erregen, von sich sprechen zu machen, war die wahre Triebkraft seiner Handlungen. Beide haben die Beute stolz verschmäht; aber charakteristisch hat der vermögenslose Ritter ohne Furcht und Tadel seinen Antheil wie ein König reicheren Waffengefährten überlassen, Frundsberg dagegen seinen Beutepfennig mit dem Erzherzoge getheilt. Aus dieser Begierde nach Auszeichnung hat Bayard mit Enthusiasmus jene verwunderlichen Abenteuer und Reiterstücke aufgesucht, die noch gegenwärtig so romanhaft anzumuthen vermögen. Aus dieser Begier war er im Stande gewesen, in blinder Verfolgung Sforza'scher Reiterei mit geschlossenem Visir, eingelegter Lanze und dem weißen Kreuze von Frankreich auf der Brust, ganz allein mitten in die feindliche Hauptstadt einzudringen und sich erst unter den Fenstern des herzoglichen Palastes zum allgemeinen Erstaunen niederwerfen zu lassen. Solcher Excentricitäten war Frundsberg durchaus unfähig, doch desto geeigneter, den Werth ritterlicher Thaten an Freund und Feind zu würdigen. Als die Schlacht an der Bicocca in den letzten Zügen lag und Frundsberg vor seinen Gewalthaufen von der rauhen Arbeit aufathmete, sprengte, ohne Zweifel an Bayard's Beispiel erwärmt und allein wie dieser in Mailand, ein französischer homme d'armes mit gesenkter Lanze hart an dem Feldherrn vorüber und bohrte sich, entschlossen, im Tode der Niederlage Schmach zu rächen, bis in das dritte Glied des Haufens ein. Den Knechten, die den Tollkühnen tödten wollten, hatte Frundsberg gewehrt, und als er dessen Absicht erfahren, ihm „ein Pferd vnd etliche Cronen gegeben vnd dem König von Frankreich geschrieben, zeugnuß geben, er hab sich Ritterlich gehalten. Wenn ers dem Keyser gethan hett, so mußt er sein lebenlang ehrlich gehalten werden."

So charakteristische Wahrzeichen des Geistes jener unterschied-

lichen zwei Epochen, denen beide Männer angehört, bezeichnen mit staunenswürdiger Folgerichtigkeit ihr gesammtes Thun und Lassen bis in die geringfügigsten Regungen hinein. Niemals hat Bayard es verleugnen können, wie sehr seine Anschauung der Dinge hinter dem Gange der Zeit zurückgeblieben und wie wenig er durch seine mittelalterlichen Vorurtheile zu dem Verständniß jener tiefgreifenden Umwälzung hindurchgedrungen sei, die das Auftreten eines wohldisciplinirten Fußvolks innerhalb seines eigenen Lebensberufes vollbracht hatte. Dieser scharfe Gegensatz beider Männer war wohl schwerlich jemals greller zu Tage getreten, als im venetianischen Kriege vor den Mauern Padua's, wo das Bündniß von Cambray den Einen an die Seite des Anderen gestellt hatte. Von Kaiser Maximilian zum Sturm der Bresche beordert, hatte sich Frundsberg die Unterstützung der französischen Gensdarmerie erbeten, aber Bayard's vornehmer Dünkel geringschätzig das Ersuchen abgelehnt. Je ne sais pas, entgegnete er, die Zähne sich stochernd, à quoi l'empereur pense de vouloir compromettre tant de noblesse avec ses piétons, dont l'un est cordonnier, un autre boulanger, un autre tailleur, et ainsi du reste. N'en déplaise à Sa Majesté, c'est trop nous avilir. Und dennoch hat ein paar Jahre später all' dieser vornehme Adel unter dem Feuer dieser tief verachteten Schuster, Hufschmiede und Bäcker bei Pavia verblutet. Seit Frundsberg die Landsknechtswehre umgegürtet, hatte er im Felde selten ein Roß getummelt. Mit Geringschätzung auf das altfränkische Reitergepränge blickend, hatte er regelmäßig blos eines Maulesels sich bedient und dadurch männiglich bekundet, wie sehr er sich der neuen Kriegskunst bewußt sei, die durch den berechneten Gebrauch geschlossener Massen und durch ganz andere Elemente zu siegen strebe, als durch die feurigen Rosse der Ritterschaft. Nie würde Bayard in der Schlacht eine andere Rüstung angelegt haben, als den rittermäßigen Panzer; Frundsberg hatte nach dem Brauche gottesfürchtig sterbender Männer bei Pavia die Kapuze eines Franciscaners über seine Landsknechtswehre geworfen und die Schlacht in solchem Aufputz ausgekämpft. So charakteristisch wie sie gelebt, geliebt und gewirkt, so waren Beide auch gestorben. Der adelstolze Bayard war bei Romagnano durch die Kugel gemeiner Hakenschützen, die er instinktiv auf das Tiefste haßte, gefallen; dem bürgerlicheren Frundsberg hat die unbändige Störrigkeit des meuternden Landsknechts, die er während seines ganzen Lebens bekämpft, das große Herz gebrochen. Will deshalb die Bezeichnung als deutscher Bayard, die man dem

Letzteren beigelegt, blos den Adel einer sittlich vornehmen Natur bezeichnen, so mag sie gelten bleiben; soll sie jedoch denselben als Kriegsmann ehren, so enthält sie eine Verkleinerung. Frundsberg ist der Held zweier verschiedener Zeitalter; Bayard der Held eines einzigen. Die Ritterlichkeit des Ersteren war auf dem jugendkräftig emporschießenden Stamm neuer Feldherrneigenschaften gesproßt; das Feldherrntalent Bayard's auf dem verwitternden Baum mittelalterlichen Ritterthums. Die höhere gegenständliche Erwägung ging bei Ersterem jeder Gefühlsregung voran; Bayard nahm sein Talent in den Dienst seiner Ritterlichkeit. Bei ihm erscheint der Feldherr als Beiwerk des Ritters, bei Jenem der Ritter als Zierde des Feldherrn. In Bayard hatte sich die Tugend des untergehenden Ritterthums noch einmal in ihrem schönsten Glanze verkörpert; aber seine Erscheinung war wie das Abendroth am dunkelnden Himmel, dem die Nacht auf dem Fuße folgt. Frundsberg war der goldene Schimmer im morgenden Osten, der dem lichten Tage vorhergeht. Beide hatten geleuchtet, doch an den entgegengesetzten Seiten eines Horizonts, jener verkündend, daß eine alte Zeit untergehe, dieser, daß die neue herangebrochen sei.

Inhalt.

Seite

Berichtigung.

S. 27, Zeile 12 von oben lies Feindschaft statt Freundschaft.

S. 197, Zeile 11 von oben füge nach dem Worte Kampf noch zu: „gegen den gemeinschaftlichen Feind, sondern der Kampf".

